M 1459 F

Badische Heimat

September
3/1992

Zeitschrift für Landes- und Volkskunde
Natur-, Umwelt- und Denkmalschutz

Oa
OZB 41 LS

Wir machen den Weg frei
Mit Weitsicht planen: Mehr Lebensqualität im Alter.
Die Zeit nach dem Berufsleben kann man lebensfroh genießen, wenn man nicht mit der Rente knausern muß. Schaffen Sie sich ein Vermögen, das Ihnen finanziellen Spielraum gibt.
Volksbanken Raiffeisenbanken

Heft 3, September 1992/72. Jahrgang M 1459 F

Badische Heimat

MEIN HEIMATLAND

ISSN 0930-7001

Herausgeber:
Landesverein Badische Heimat e.V.
für Heimatkunde und Heimatpflege, Natur- und Denkmalschutz,
Volkskunde und Volkskunst, Familienforschung

Präsident:
Ludwig Vögely

Schriftleitung und Redaktion:
Heinrich Hauß
Weißdornweg 39, 7500 Karlsruhe 31

Geschäftsstelle:
Haus Badische Heimat,
Hansjakobstr. 12, 7800 Freiburg
Tel. (07 61) 7 37 24

Geschäftszeiten:
Mo. 14.00—18.00 Uhr,
Di. 8.00—12.00Uhr,
Do. 8.00—12.00 Uhr

Diese Zeitschrift erscheint vierteljährlich. Der Verkaufspreis ist durch den Mitgliederbeitrag abgegolten. Jahrespreis für Einzelmitglieder 40,00 DM; Preis des Heftes für Nichtmitglieder 12,00 DM.

Für den Inhalt der einzelnen Beiträge sind ausschließlich deren Verfasser verantwortlich. Für unverlangte Manuskripte, Bildmaterial und Besprechungsstücke wird keine Haftung übernommen. Rücksendung bei unangeforderten Manuskripten erfolgt nur, wenn Rückporto beiliegt. Alle Rechte der Vervielfältigung und Verbreitung behält sich der Landesverein vor. Veröffentlichte Manuskripte gehen in das Eigentum des Landesvereins über.

Zahlstellen des Landesvereins:
Postgiroamt Karlsruhe, Nr. 16468-751
Bankhaus I. A. Krebs, Freiburg i. Br. 873
BLZ 680 301 00
Öffentl. Sparkasse Freiburg,
Girokonto 200 3 201
BLZ 680 501 01
Spendenkonto der Stadt Freiburg i. Br.
Nr. 2010012 bei der Öffentl. Sparkasse
Freiburg
Vermerk: Spende Badische Heimat bitte
nicht vergessen

Gesamtherstellung und Anzeigenverwaltung:
G. Braun (vormals G. Braunsche Hofbuchdruckerei
und Verlag) GmbH
Karl-Friedrich-Straße 14—18
7500 Karlsruhe 1
Telefon (07 21) 1 65-0
Telex 7 826 904 vgb d
Reproduktionen:
G. Braun GmbH

Inhalt

Editorial
Heinrich Hauß, Karlsruhe 327

I. Landesjubiläum

Badische Geschichte und politische Kultur
Publikationen zum 40. Landesjubiläum
Heinrich Hauß, Karlsruhe 329

Das alte Freiheitsland Baden — großartige Mitgift Baden-Württembergs
Ludwig Vögely, Karlsruhe 351

Das Geburtstagskind Baden-Württemberg, ein „Modell deutscher Möglichkeiten"?
Hermann Person, Freiburg 357

Badische Wege in den Südweststaat
Wolfgang Hug, Freiburg 359

Grenzraum Kraichgau — Von den Mühen zusammenzubleiben. Gedanken zum 40. Jubiläum von Baden-Württemberg
Michael Ertz, Bretten 375

Das Badische (1929)
Wilhelm Hausenstein 383

Karlsruhe und der Südweststaat
Gerhard Seiler, Karlsruhe 391

40 Jahre Baden-Württemberg
Rolf Böhme, Freiburg 395

Pforzheim und der Südweststaat
Joachim Becker, Pforzheim 399

„Badisch" ist längst nicht passé
Trotzdem: Offenburg ist mit Baden-Württemberg gut gefahren
Wolfgang Bruder, Offenburg 403

Der badische Sport will badisch bleiben
Rudi Arnold, Karlsruhe 409

Vom See bis an des Maines Strand
Der Badische Sängerbund und seine 22 Unterglieder 411

Badisches Staatstheater
Wolfgang Sieber, Karlsruhe 427

Badische Beamtenbank, eine Unternehmensbezeichnung mit Tradition 431

Oberrheinische Perspektiven
Dr. Nothelfer, Dr. Schnyder, Dr. Miltner, Dr. Böhme, Prof. Seiler
Übersetzung Liane Borell, Stutensee-Friedrichstal 433

II. Landesverein

Auszug aus dem Protokoll der Mitgliederversammlung des Landesvereins Badische Heimat am 14. Juni 1992 in Lahr
Geschäftsbericht des Landesvorsitzenden Ludwig Vögely 437

In Memoriam Else Dorner
Ludwig Vögely, Karlsruhe 442

III. Literatur

Literatur und Literaten in Lahr
Bernhard Maier, Lahr 443

Das Paradies der Kindheit
Auf dem „Höllhof" bei Gengenbach verbrachte M. L. Kaschnitz ihre schönsten Ferien
Adolf Schmid, Freiburg 451

Warum heißt man uns „Muschterländle"?
Hans-Georg Richter 460

Rede des Hebelpreisträgers Adrien Finck, Strasbourg 461

IV. Geschichte

Die Herkunft der Grafen von Oberndorff
Meinhold Lurz, Heidelberg 467

V. Orte

Tuniberg
Carlheinz Gräter, Bad Mergentheim 471

VI. Buchbesprechungen 474

Editorial

1992 — Vierzig Jahre Baden-Württemberg. Das heißt für den badischen Landesteil und insbesondere für die BADISCHE HEIMAT sich auf die Überlegung einzulassen, welche Fragen überhaupt noch gestellt werden können. Es hat keinen Sinn, Antworten auf Fragen zu geben, die nicht mehr gestellt werden. „Wer wollte das Land neuerlich zur Disposition gestellt sehen?" (Paul-Ludwig Weinacht). Auch dann nicht, wenn eine Neugliederung der fünf neuen Bundesländer ins Haus steht. Der „Makel" bei der Volksabstimmung am 9. Dezember 1951 (bei der Zusammenfassung der zwei badischen Abstimmungsbezirke hätte sich eine Mehrheit von 52,2% für die Wiederherstellung des alten Landes ergeben), ist heute nurmehr von historischem Interesse, das gleichwohl aktuell bleibt, aber politisch läßt sich aus diesem „Makel" kein Impuls mehr für die Gestaltung und Zukunft des Landesteiles Baden herleiten.

Deshalb verzichten wir auch bewußt in diesem Heft, die Geschichte des „juristischen Sündenfalls" (Otto B. Roegele vom 27.9.1950 bis zum 7.6.1970) wieder aufzurollen. Wohl aber meinen wir, daß der „juristische Sündenfall" das Land gegenüber dem Landesteil Baden in hohem Maß auch in der Zukunft verpflichtet.

Bei allem Stolz auf die wirtschaftliche und technologische Entwicklung des Landes ist es nicht recht einzusehen, warum das Land Baden-Württemberg 1992 bei der recht unebenen Gründungsphase sich als „Modell einer geglückten Neugliederung", ja als „Signal für die neuen Bundesländer empfiehlt" (Siegfried Schiele). Es ist deshalb anerkennenswert, daß die Autoren, die wissenschaftliche Beiträge zum Landesjubiläum geschrieben haben, sich weigerten, dem Lande „die Weihe einer historischen Tradition" (Dieter Langewiesche) zu spenden. Man wird beiden Landesteilen ihre historischen Traditionen lassen müssen und nicht versuchen dürfen, sie im Sinne „liberaler Traditionen im deutschen Südwesten" vorsüdweststaatlich einzuebnen. „Denn Baden-Württemberg ist eine staatliche Neuschöpfung ohne historische Tradition" (Dieter Langewiesche), aber beide Landesteile können sehr gut aus ihrer angestammten historischen Tradition leben; zumal sich eine ausgesprochen baden-württembergische Identität in der Zwischenzeit nicht entwickelt hat.

Eine Pikanterie am Rande einer Ausstellung. In der Ausstellung „1944—1952: Schau-Platz Südwest" lag die Staatsfahne des Landes Baden begraben in einer Gruft mit gläserner Deckplatte. Wo, so läßt sich fragen, war die Gruft mit der württembergischen Fahne?

Wenn Baden-Württemberg eine Neuschöpfung ist, dann ist 1952 nicht nur Baden, sondern auch Württemberg als Staat untergegangen. Oder doch nicht?

Das Bindestrichland tut sich viel zugute auf seine Vielfalt. Auf der Vielfalt der Geschichte und der Traditionen im Lande, nicht bloß im Sinne folkloristischer Inszenierung, muß der badische Landesteil bestehen.

Dazu gehört, daß die Geschichte Badens — genaugenommen die Geschichte des Großherzogtums und der Republik — nicht auf die fünf Jahre der „Kernstaatsidee" Baden reduziert wird, wie es in deer Ausstellung „1944—1952: Schau-Platz Südwest" geschehen ist. Was das „Haus der Geschichte" zum Thema in der Ausstellung „1944—1952: Schau-Platz Südwest" und mit der „Video-Box" auf dem „Badischen Sommerfest" in Karlsruhe (5./6. September) (sich) geleistet hat, ist bedenklich. Erstaunlich ist allerdings auch, daß Karlsruhe als ehemaliger Mittelpunkt Badens nicht energisch in die Gestaltung eingegriffen hat. So schrieb Jürgen Gottmann in den BNN: „Spätestens zum 50. Bestehen Baden-Württembergs bietet sich die Chance der Wiedergutmachung". Solange brauchen wir nicht zu warten! Eine Chance bietet die Feier des 175. Bestehens der Badischen Verfassung von 1818 im Jahre 1993.

Zum „Reichtum der Vielfalt", mit dem sich das Land kulturpolitisch rechtfertigt, paßt wenig die Monopolisierung der Landeskunde im Arbeitskreis der Tübinger Universität („Arbeitskreis Baden-Württemberg. Landeskunde, Landes- und Kommunalpolitik"). Zum vierzigsten Landesjubiläum muß deshalb nachdrücklich ein „Arbeitskreis Badische Geschichte und badische Traditionen" etwa im Anschluß an die Freiburger Universität gefordert werden.

Heinrich Hauß
Schriftleiter

Die gebundenen Greife

Dreimal schwang sich die Badenerbewegung empor, um die Wiederherstellung des alten Landes zu erreichen: in den Jahren 1950, 1956 und 1970. Das waren jedesmal machtvolle Flügelschläge, denen jedesmal der Erfolg versagt war. Als die Badenerbewegung 1970 erstmals sollte frei fliegen dürfen, hatte sie die Kraft dazu verloren. Sie blieb am Boden sitzen. Wer für dieses badische Drama einen Niederschlag in der heimatlichen Bilderwelt sucht, muß ins Freiburger Münster gehen. Vom Kaufhaus her ins südliche Querschiff eintretend, gelangt er zur Nikolauskapelle, an deren Eingang in Augenhöhe rechts ein romanisches Säulenkapitell zu sehen ist. Der Basler Steinmetz hat hier ein Motiv der hellenistischen Mythologie eingemeißelt, das unseren Vorfahren die sündhafte Neugier der Alten demonstrieren wollte: Alexander des Großen Reise über die Wolken. Der Kaiser öffnet weit seine Augen, er steht in einem geflochtenen Korb. Mächtige Vögel, Adler oder Greife, sind an den Korb gebunden. Der Mann hält ihnen an einem langen Stecken Hasen als Beute vor die Schnäbel. Wenn die Tiere danach zu fliegen beginnen, tragen sie den Korb und den Mann mit sich in die Höhe. An die Beute gelangen sie nie: die Stricke sind zu kurz. Das Bild auf dem Kapitell zeigt die ersten vertrackten Bewegungen der Vögel.

Die gebundenen Greife erscheinen uns wie ein Symbol der Badenerbewegung. Auch die badischen Greife waren ja vom Artikel 118 GG, dann vom Artikel 29 GG und dem hierzu passenden Gerichtsurteil in Schwung gebracht worden — zur vermeintlichen Wiederherstellung des 1945 zerrissenen Landes. Interessen und Verfahrensstreitigkeiten im Bundestag hielten sie von der Realisierung ihrer Ziele zurück — geradeso wie auf dem Münsterkapitell die Stricke die Greife von den Hasen zurückhalten.

Und doch soll nicht die Vergeblichkeit der Bemühung (vanitas) im Umkreis kaiserlicher Neugierde und politischer Raffinesse das letzte Wort haben. Denn auch Kräfte, die siegreichen Tendenzen Widerstand entgegensetzen, stehen zuguterletzt mit diesen in einem Bild beisammen. Wir sollten uns also entschließen, die Badenerbewegung jenen Traditionslinien eines reichen südwestdeutschen Landespatriotismus zuzurechnen, deren Erinnerung das Land Baden-Württemberg, das mit dem badischen Erbe auch den badischen Widerspruch in sich aufgenommen hat, Toleranz und kritischen Respekt beweisen muß.

Paul Ludwig Weinacht

Aus: R. Albiez, Der überspielte Volkswille, Seite 320

I. 40 Jahre Baden-Württemberg

Badische Geschichte und politische Kultur

Publikationen zum 40. Jubiläum Baden-Württembergs

Heinrich Hauß, Karlsruhe

„Un vent du Sud s'élèvera-t-il à contrefeu?"
Saint-John Perse, Vents V,5

Das Landesjubiläum muß für die BADISCHE HEIMAT ein Anlaß sein, die bereits historisch gewordenen Ergebnisse des Bindestrichlandes im Hinblick auf den Landesteil Baden zu sichten und zu reflektieren. Dies geschieht zweckmäßigerweise am besten durch Analyse der Publikationen, die zu diesem Ereignis erschienen sind. Da der Kreis derjenigen, die landeskundliche und politologische Literatur lesen, wohl klein ist, halten sich die Ausführungen, um einen leichteren Zugang zu den Informationen zu ermöglichen, an ausgewählte Textstellen der Publikationen.

I. Entstehungsgeschichte des Südweststaates und die neue Herausforderung

Publizistisch wurde das Landesjubiläum genutzt, die „komplizierte Entstehungs- und Konsolidierungsgeschichte ohne Verklemmung" aufzuarbeiten. Dies geschah einmal durch die Aufsatzsammlung der Landeszentrale für politische Bildung „Der Weg zum Südweststaat" in der Bearbeitung und Redaktion von Jörg Thierfelder und Uwe Uffelmann und in dem Band „Der überspielte Volkswille — Die Badener im südwestdeutschen Neugliederungsgeschehen (1945—1970)" von Robert Albiez. Der im Jubiläumsjahr wieder beschworenen These vom Modellfall einer geglückten Neugliederung in der Nachkriegszeit wird in der letztgenannten Publikation eine kräftige Absage erteilt. „Das Zustandekommen dieses Bundeslandes ist . . . in keiner Weise ein idealer Fall, sondern ein Zeugnis dafür, wie eine solche Verbindung gerade nicht gemacht werden darf"[1]). Die neue Diskussion um die Modellfall-These hat sich gerade an der Tatsache entzündet, daß nach der Wiedervereinigung, die alten Traditionsländer wieder auf dem ehemaligen Gebiet der DDR entstanden sind, „während uns Badenern sogar in der Ordnung des Grundgesetzes dies verwehrt blieb". Dies bleibt für Vertreter des „badischen Rechtsstandpunktes" um so ärgerlicher, als von den neuen Bundesländern nur Sachsen nach der Zahl der Einwohner Baden knapp übertrifft. Das Buch „Der überspielte Volkswille" versteht sich streckenweise als Warnung, das Neugliederungsgeschehen im Südwesten zum Modell einer Förderation in Europa zu nehmen.

So gewinnt das Interesse an der Entstehungsgeschichte des Landes Baden-Württemberg eine neue Aktualität, besonders wenn man in Betracht zieht, daß eine Neugliederung der fünf neuen Bundesländer „auf der Tagesordnung bleibt"[2]).

Die baden-württembergische Erfolgsgeschichte versteht sich im Jubiläumsjahr 1992 weniger als eine Rechtfertigung nach innen, sondern vielmehr als ein „Signal"[3]) nach außen,

für ein „Europa der Regionen". Denn „angesichts der zunehmenden europäischen Integration stellt sich die Frage nach dem Föderalismus neu. Werden die Bundesländer durch Verlagerung der Regelungskompetenzen nach Brüssel immer mehr an den Rand gedrängt, zumal in der Europäischen Gemeinschaft Deutschland — neben Belgien . . . der einzig föderalistisch organisierte Gliedstaat ist"[4]). „Es ist nämlich noch nicht ausgemacht, ob sich die föderalistische Struktur in der bisherigen Form über das Jahr 2000 halten kann"[5]). Das Problem des Föderalismus stellt sich aber auch noch in einer anderen Weise. Möglich wäre immerhin, daß sich Regionen, die nicht mit dem alten Bundesland identisch sein müssen, an den „Scharnieren" durch grenzüberschreitende Zusammenarbeit neu formieren könnten, durch eine Zusammenarbeit wie sie in den Teilregionen Südbaden, Nordwestschweiz und Oberelsaß bereits praktiziert wird. Die Randlage Badens — insbesondere Südbadens erhält dadurch einen ganz neuen Stellenwert als „cas européen modèle de ‚L'Europe des Régions"!

So hat denn auch die Landeszentrale für politische Bildung zum Landesjubiläum „Südbaden" einen eigenen Band gewidmet, der der „région tripartite" besondere Aufmerksamkeit schenkt.

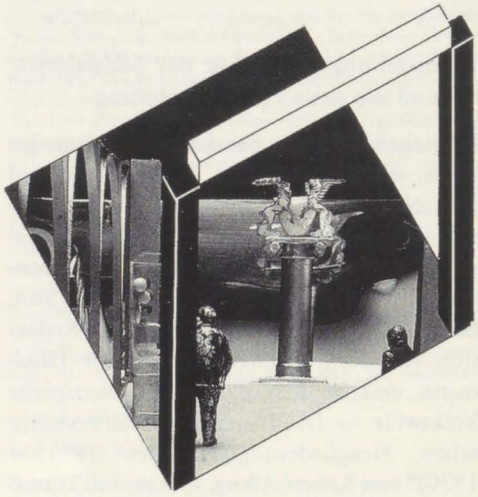
II. Zwei Geschichten

Bei der Aufarbeitung der Entstehungsgeschichte, den Folgen und den Zukunftsperspektiven geht es um folgende Problemkomplexe in der politiologischen Diskussion:

1. Die These vom Modellcharakter des Südweststaates hat durch die Wiederherstellung der alten Länder eine positive und negative Aktualität erhalten. Positiv für die Anhänger der Erfolgsbilanz Baden-Württembergs. „Baden-Württemberg ist eine Neuschöpfung. Wie die Geschichte ihrer beiden Teile lehrt, können staatliche Neuschöpfungen auch dann erfolgreich sein, wenn sie von der Mehrheit der Bevölkerung ursprünglich nicht gewollt waren". Negativ für die Anhänger des „badischen Rechtsstandpunktes", die in einer solchen Neuschöpfung keinen zukünftigen Modellfall für die Bildung anderer Länder sehen können, und das weder im innerstaatlichen noch gar im europäischen Sinne.

2. Der (wirtschaftliche) Modellcharakter Baden-Württembergs im innerstaatlichen Sinne wird im Kontext eines zukünftigen Europa weitergesponnen zur Vorstellung Baden-Württembergs als eines „europäischen Modells im Kleinen", einer „europäischen Modellregion die mit vergleichbaren Regionen wie Rhone-Alpes, Katalonien, Wales, der Lombardei und anderen zu den „Motoren" werden soll. Dabei ist nicht geklärt, wie sich eine solche Teilregion zur föderalistischen Struktur des ganzen Bundeslandes verhält.

3. Von seiten des früheren Badischen Heimatbundes wird zum Landesjubiläum die Anerkennung des „badischen Widerspruches" als eines Elements der „Traditionslinien eines reichen südwestdeutschen Landespatriotismus" gefordert und die Einsicht in die Verdienste „um die viel geplagte und geschundene Demokratie"[6]).



Signet zur Ausstellung „1944—1952: Schau-Platz Südwest".

Im Grunde stehen sich auch 1992 noch zwei Positionen gegenüber, die verschiedenartige Geschichten erzählen: Die Position der „baden-württembergischen Erfolgsgeschichte" trotz des Makels bei der Geburt der Neuschöpfung und die Position derjenigen, die darauf bestehen, daß „den bitteren Spuren" nachgegangen wird, die der „gebeugte/überspielte Volkswille" hinterlassen hat und daß die Geschichte der badischen Krankheit als Teil der Geschichte Baden-Württembergs miterzählt wird.

Die eine Seite möchte die Neugliederung gerne als Modell für die neuen Bundesländer und für Europa sehen, die andere Seite erhebt — aus bitterer Erfahrung — dagegen vehement Einspruch.

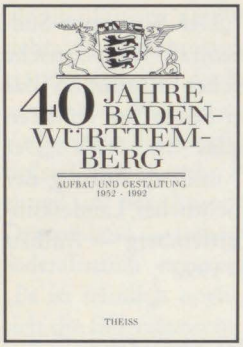
Man hat sich soweit verstiegen zu meinen, daß 1990 die Neubildung der neuen fünf Bundesländer hätte anders ausfallen können, wenn das Landesjubiläum schon 1990 gewesen wäre, so daß der „Fall Südweststaat" in diesem Entscheidungsprozeß mehr Aufmerksamkeit erregt hätte[7]). Demgegenüber ist mit Weinacht festzustellen: „Der Südwestsstaat ist bezahlt worden mit einem gebeugten oder — in der milderen Sprache des Bundesverfassungsgerichts — überspielten Volkswillen"[8]). Es ist um der Demokratie willen richtig, wenn das Buch „Der überspielte Volkswille" auch heute noch aufzeigt, „auf welchen krummen Zeilen der Südweststaat in das Gefüge des (west-)deutschen Bundesstaates eingeschrieben worden ist".

Man hätte sich zum 40. Landesjubiläum eigentlich ein Buch gewünscht, das die Geschichte beider Positionen erzählt, dies um so mehr als der baden-württembergische Staat „in seiner Existenz nirgendwo in Frage gestellt wird"[9]). Baden-Württemberg hätte sich eine solche Geschichte leisten können. Wichtig wäre ein solches Buch auch deshalb, weil erst dann der Weg frei wäre für eine nicht ängstliche, respektvolle und tatkräftige Förderung badischer Traditionen und badischer Geschichte. So haben wir aber vier Bücher zum Landesjubiläum: „Der Weg zum Südweststaat" der Landeszentrale für politische Bildung, von der gleichen Institution das Buch „Südbaden", von Seiten des früheren Badischen Heimatbundes das Buch „Der überspielte Volkswille" und im Auftrag der Kommission für geschichtlicher Landeskunde „40 Jahre Baden-Württemberg — Aufbau und Gestaltung 1952—1992".

III. „Das verfassungslos gewordene Badische"

„Baden war keine Landschaft wie der Schwarzwald oder der Oberrhein, kein Stammesgebiet wie Franken oder Alemannien. Es war ein Staat"[11]). So beginnt Paul-Ludwig Weinacht seinen Aufsatz „Politische Kultur in Südbaden" im Band „Südbaden" der Landeszentrale für politische Bildung. Der lakonisch-resignative Satz bringt die Situation nach vierzig Jahren Baden-Württemberg treffend zum Ausdruck. Am Schluß des Aufsatzes heißt es:

„Der Verlust an eigenständiger politischer Verfaßtheit ist dem Lande heute anzumerken. Es verliert sich zwischen Gemeindepolitik und Lebensstil-Labor" und „das verfassungslos gewordene Badische wird stärker als das Schwäbische vom kulturellen Wandel ergriffen"[12]). An anderer Stelle heißt es: „Mit dem Verlust seiner politischen Einheit ist Baden viel stärker in seine historischen Elemente zerfallen als Württemberg"[13]). Dies ist die eigentliche **Ungleichgewichtigkeit** zwischen den Bindestrichländern Baden und Württemberg, die, zugegebenermaßen historisch und strukturell durch das alte Baden bedingt ist, aber gerade deshalb das Kernproblem darstellt. Hans Georg Wehling hat deshalb recht, wenn er schreibt: „Die Württemberger hatten — verglichen mit den Badenern — ein viel gewachseneres Selbstbewußtsein, das sie gelassener die eigenen Interessen abwägend in den Vereinigungsprozeß gehen ließ. Denn schließlich war das Königreich Württemberg



von Napoleons Gnaden anders als das Großherzogtum Baden keine Neugründung gewesen. Vielmehr waren die neuen Gebiete — Neuwürttemberg genannt — von einem viel größeren Staatswesen — Altwürttemberg — annektiert worden" (Baden-Württemberg, Heft 3/92 S. 17).

Auflösung Badens in seine historischen Elemente vor 1806 als Folge des „Südweststaates" ist der eigentliche bacillus wirttembergensis.

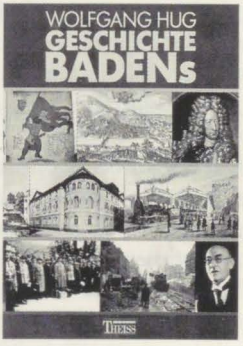
Das Badische nach vierzig Jahren der Neugliederung: präziseste Definition: Das politisch verfassungslos gewordene Badische. Gerade weil Baden kein Stammesstaat war, sondern eine eminent administrative und parlamentarisch-legislative Integrationsleistung, war und ist die badische Identität besonders verletzlich, und das Verschwinden der politischen Verfaßtheit ist für das Badische recht eigentlich tötlich.

Das Badische ist eine historische Größe und war ganz stark gebunden an den institutionellen Ort der Verfassungs- und Verwaltungspolitik, war „ein Ausgleichsprodukt großherzoglicher Verfassungs- und Verwaltungspolitik"[14]) und zwar so, daß „am Ende warme Landmannschaftlichkeit und nicht schiere Staatspflicht"[15]) stand. Folge des verfassungslos gewordenen Badischen ist daher auf der Ebene landeskundlicher Betrachtung, wie wir sie in den Publikationen der Landeszentrale für politische Bildung finden, die Auflösung der badischen Geschichte in Metalitätsfragmente der „politischen Kultur". Diese „landespolitische" Tendenz findet ihren Ausdruck auch in dem Geleitwort, das der Ministerpräsident zu dem Band „40 Jahre Baden-Württemberg — Aufbau und Gestaltung 1952—1992" — geschrieben hat. „Alle diese Ursprungsgebiete des heutigen Landes Baden-Württemberg weisen eigene Traditionen auf, die aus den jeweils spezifischen historischen Erfahrungen stammen. Diese Besonderheiten haben sich in der Mentalität zu regionalen Kulturen verdichtet, denen im Einzelfall

nachzuspüren reizvoll und aufschlußreich für das Verständnis des Landes sein kann“[16]). Im folgenden Satz werden aber dann die „Mentalitäten“ nicht ganz so ernst genommen und die verbliebenen Unterschiede zwischen Badenern und Württembergern auf „spaßhafte Sticheleien“[17]) reduziert.

Das Badische gab es, historisch betrachtet, nur als die Integrationsleistung des badischen Staates von 1806—1933, sieht man von dem Badischen als einem „atmosphärischen“ Begriff ab, wie ihn Wilhelm Hausenstein in seinem Essay „Das Badische“ ausgestaltet hat[18]). Es ist eine besondere Ironie, wie Klaus-Jürgen Matz bemerkt hat, „daß die Integrationsleistung Badens im 19. Jahrhundert ausgereicht hatte, aus alemannischen Vorderösterreichern Badener zu machen, genau zu dem Zeitpunkt aber als diese als Bewahrer der badischen Staatsidee auftraten, gaben die ehedem führenden liberalen protestantischen Eliten ebenso wie der Großteil der sozialdemokratisch orientierten Arbeiterschaft des Nordens diese Staatsidee preis“[19]). In Baden-Württemberg heute stehen sich deshalb „nicht das Badische, sondern das hintere Frankenland, das Nieder- und Hochalemannische dem politischen Angebot „Baden-Württemberg“ gegenüber[20]). Das Badische ist wieder weitgehend in seine historischen Teile zerfallen. Leider hat sich mit diesem Phänomen — auch von badischer Seite — keine Publikation systematisch auseinandergesetzt. Eine Ausnahme bilden die Aufsätze Paul-Ludwig Weinachts in dem Band „Südbaden“ (Politische Kultur Südbadens S. 224—242) und in „Der überspielte Volkswille“ („Auf den Geburtstagstisch des Landes -zum Vierzigsten“ S. 10—13 und „Die gebundenen Greife“ S. 300—322).

Die Gedanken, die Weinacht in den genannten Aufsätzen entwickelt, entsprechen einer realistischen Einschätzung der Lage ohne Larmoyanz und gehören zum besten, was nach 40 Jahren Baden-Württemberg von Teilland Baden aus gesagt werden kann.



IV. Mentalitäten

Man hat sich in der landeskundlichen Forschung seit dem Erscheinen des ersten Bandes der „Politischen Landeskunde" der Landeszentrale für politische Bildung daran gewöhnt, badische Geschichte, Badisches unter dem Vorzeichen der politischen Kultur zu isolieren, zu fragmentieren und zu funktionalisieren. So führte schon 1975 Hermann Bausinger in der „Politischen Landeskunde Baden-Württembergs" den aus den amerikanischen Sozialwissenschaften stammenden Begriff der politischen Kultur in die landeskundliche Betrachtungsweise ein und versuchte unter dieser Perspektive, „die andere Mentalität der Badener" zu interpretieren. Im zweiten Band der „Landeskunde" von 1991 folgte ihm darin Hans-Georg Wehling, ebenso in dem Aufsatz „Die Genese der politischen Kultur Baden-Württembergs" in dem Band „Der Weg zum Südweststaat". Allerdings schien Bausinger den Begriff der „politischen Kultur" nicht ganz so ernst zu nehmen, sprach er doch in seinem Aufsatz davon, daß er nur in essayistischer Weise „etwas politische Regionalfolklore"[21]) treiben wolle.
Der Begriff der „politischen Kultur" definiert sich als analytisches Konzept mit dessen Hilfe man politisch-gesellschaftliche Wirklichkeit zu erfassen sucht". „Ein normativer Zug kommt in das Konzept insofern als man fragen kann, ob eine gegebene politische Kultur demokratieförderlich oder aber abträglich ist"[22]). In dem Aufsatz „Die Genese der politischen Kultur Baden Württembergs" hat Wehling den Begriff so umrissen:

„Unter dem genannten Begriff „Politische Kultur" faßt man Denkformen, Glaubensüberzeugungen, Wertvorstellungen, kurz: Mentalitäten zusammen, die in Bezug auf Politik verhaltenskonditionierend sind. Sie gelten gleichsam als die subjektive Dimension von Politik, gegenüber den objektiven Gegebenheiten wie Verfassung, Institutionen usw." „Abstrakt gefaßt ist somit politische Kultur ein überindividuelles Steuerungszentrum für das Verhalten von Großgruppen." „In diesem Steuerungszentrum gespeichert sind Denkformen, Glaubensüberzeugungen, Wertvorstellungen, Wissenvorräte als Mentalitätsbestandteile, die unter bestimmten Situationen abgerufen werden können"[23]). Natürlich ist es legitim, Steuerungszentren für politisches Verhalten ausmachen zu wollen, nur löst das Konzept der politischen Kultur die „Mentalitäten" aus dem historischen Kontext und entpolitisiert, d. h. entschärft sie paradoxerweise im schlimmsten Falle.
Wer keinen politischen Handlungsspielraum hat, hat wenigstens Mentalität, und ist die Mentalität gar „moderat" wie die badische, so ist ihre Wirkungslosigkeit gesichert.

W. Hug hat am Ende seiner „Geschichte Badens" im Sinne eines Epilogs auf vier Aspekte hingewiesen, „in denen das spezifisch Badische wohl weiterlebt und weiterwirkt"[28]). Er nennt vier Komplexe: „Das historische Erbe, die regionale Identität, die föderative Struktur und die Einordnung in den europäischen Kontext"[29]). Er greift mit diesen Aspekten zum Teil auf Elemente der sogenannten badischen Mentalität zurück, wie sie von Bausinger und Wehling in der „Landeskunde" entwickelt worden sind. Es ist deshalb wohl angebracht, kurz darauf einzugehen, wie die genannten Autoren die „andere Mentalität der Badener" einschätzen. Im ersten Band der „Politischen Landeskunde" Baden-Württembergs (1975) hebt Bausinger, ausgehend von der Industrialisierung, neben der „natürlichen Begünstigung Badens, die Öffnung zum Norden und zum Westen hin, drei Besonderheiten hervor: „Aufgeschlossenheit gegenüber den Postulaten der Industrialisierung", „urbanes Wesen" und „liberale Züge"[30]). Diese Merkmale werden ergänzt durch die „inhaltlich moderat und liberal" ausgerichtete Regierungsweise der Großherzöge

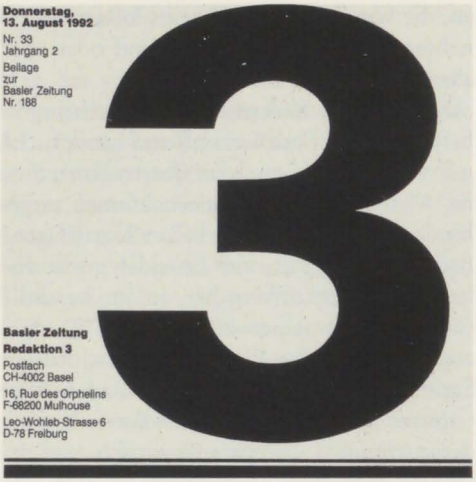
und die „breiter, freier und auch radikaler" sich entwickelnde liberale Volksbewegung im 19. Jahrhundert[31]). Im Rahmen der Infrastruktur einer politischen Kultur bedeutet dies aber letztlich nur, so gesteht Bausinger am Ende des Aufsatzes auch zu, „daß die Bevölkerung des Südweststaates ziemlich demokratisch angehaucht ist. Mehr nicht. Aber auch nicht weniger"[32]). Im zweiten Band der politischen Landeskunde von 1991 greift Wehling das Konzept der „kollektiven Schlüsselerlebnisse" als Grundlage der politischen Kultur wieder auf.

Wehling geht im II. Teil der Politischen Landeskunde (1991) in dem Aufsatz „Ein Bindestrich-Land" von der „Staatsgründung" 1806 aus und kommt zu dem Schluß: „Baden (wurde) fast von alleine groß, da Frankreich einen starken badischen Staat als Sicherheitsglacis brauchte. Das neue Großherzogtum Baden . . . war ein ganz neues Gebilde, ohne eigentliches Kernland, aus vielen bis dato unverbundenen Teilen zusammengestükkelt"[33]). „Für die Politik der kommenden Jahrzehnte lautete die Herausforderung im badischen Fall: Integration durch Verfassungsgebung und durch eine moderne Bürokratie, im württembergischen Fall Integration durch Heranführung an Alt-Württemberg: durch eine Flut von Erlassen, durch alt-württembergische Beamte, Schulmeister und Militär"[34]). Dem alt-württembergischen „rigorosen Protestantismus" und der „Erbsitte der Realteilung" werden „Heterogeneität, die offene Lage und die Nachbarschaft zu Frankreich"[35]) als bestimmende Faktoren für die Geschichte und die politische Kultur Badens gegenübergesetzt. „Seiner äußeren Form nach ist dieses Baden ein unmögliches Gebilde, es ist durchgängig ein Grenzland, nach Osten, mehr noch nach Westen und nach Süden. Ohne die Nachbarschaft zu Frankreich wäre Baden in dieser Größe und Gestalt nie entstanden . . . So kann man denn — wenigstens streckenweise — die badische Geschichte verstehen als eine Auseinandersetzung mit Ideen, die von jenseits des Rheins kamen: übernehmend, produktiv verarbeitend oder aber abwehrend"[36]).

„Das Rückgrat Badens ist der Oberrheingraben. Damit ist Baden ein offenes Land, nicht nur wortwörtlich, auch im übertragenen Sinne. Menschen, Waren, Ideen können ungehindert einströmen, das Leben hier prägen. Badische Lebensart, viel beneidet, nicht zuletzt von Württemberg her, ist im wesentlichen Produkt seiner offenen Lage"[37]). Ein zweites historisches Element, das nachhaltige Spuren in der politischen Kultur Badens hinterlassen hat, sieht Wehling im Kulturkampf, der nirgendwo „so paradigmatisch und in solcher Heftigkeit ausgetragen (worden ist) wie in Baden"[38]). Daraus meint er ableiten zu sollen, daß „Politik in Baden viel parteipolitischer, polarisierender, aggressiver" sei. Ein „zweites säkulares Ereignis" für die badische Geschichte und politische Kultur sieht Wehling in der Revolution von 1848/49. Revolution: „Baden hatte eine: sogar eine sehr heftige, die einzige erfolgreiche auf deutschem Boden"[39]).

V. Auflösung der Geschichte Badens in Mentalitäten

Was geschieht, so ist zu fragen, wenn die Geschichte Badens in Mentalitäten oder auf „kollektive Schlüsselerlebnisse" reduziert wird? Wenn die Mentalitäten der politischen Kultur sich „auf den Bereich, der vor und zwischen den handfesten und greifbaren politischen Fakten liegt, auf die psychologische und subjektive Dimension der Politik"[24]) bezieht, „auf ihre ‚Infrastruktur', auf die Orientierungsmuster und Einstellungen der Bevölkerung", dann wird schon durch diese Definition deutlich, daß die „handfesten und greifbaren" geschichtlichen Ereignisse ihrer Einmaligkeit beraubt werden und Geschichte nurmehr fungiert als Zulieferer für politische Einstellungen, die wünschenwert sind. Landespolitisch betrachtet, sehe ich in der Beto-



Beilage der „Basler Zeitung" — Die Wochenzeitung für das Dreiland — Nordwestschweiz, Südbaden, Haute-Alsace

nung der „Mentalitäten" einen **Neutralisierungsvorgang**. Diesem Konzept hat Paul-Ludwig Weinacht in dem Buch „Der überspielte Volkswille" ein anders Konzept gegenübergestellt. Nach Weinacht geht es heute letztlich darum, ob das Land Baden-Württemberg das Erbe der badischen Geschichte in seine Geschichte aufnimmt. Das Erbe ist allerdings eine Erbe des Widerspruchs. Das heißt, daß wir uns entschließen sollten, die Badenerbewegung jenen Traditionslinien eines reichen südwestdeutschen Landespatriotismus zuzurechnen, deren Erinnerung das Land Baden-Württemberg, das mit dem badischen Erbe auch den badischen Widerspruch in sich aufgenommen hat, Toleranz und kritischen Respekt entgegenbringen.
Oder an anderer Stelle des Buches mit gleicher Deutlichkeit: Die Bitterkeit Badens „läßt sich nicht durch ein triumphalisches ‚und wir hatten doch recht!' von seiten der Freunde des Südweststaates neutralisieren", sondern nur dadurch, „daß die Geschichte der ‚badischen Krankheit' als Teil der Geschichte Baden-Württembergs miterzählt wird"[25]). Das Miterzählen des badischen Widerspruchs in der Geschichte Baden-Württembergs ist etwas anderes als Reduzierung auf fungible Mentalitäten politischer Verhaltenskonditionierung[26]). Wolfgang Hug hat überdies in seinem neuen Buch „Die Geschichte Badens" darauf hingewiesen, daß die Mentalitäten oder „kollektiven Schlüsselerlebnisse sich im Bewußtsein nur ausprägen, „wenn sie die öffentliche Geschichtskultur auch gegenwärtig hält"[27]). Sieht man in den Mentalitäten nicht nur fungible Summen von Einstellungen, sondern etwas Lebendiges, so bleiben sie nur intakt, wenn gleichzeitig die Geschichte, aus der sie erwachsen, lebendig gehalten wird.

Schließlich sei noch hingewiesen auf den Einleitungsaufsatz A. Schweickerts in dem Südbaden-Band der Landeszentrale für politische Bildung. Eine „eigene Ausprägung" der politischen Kultur Südbadens sieht Schweikkert dort in den „drei historisch gewachsenen Säulen": „dem vom katholischen Christentum bestimmten Wertkonservatismus, der den Frieden der Religion mit Lebensfreunde und Behaglichkeit zu verbinden weiß", „vom Willen zu Unabhängigkeit und Freiheit . . . und von einem für europäische Einflüsse aufgeschlossenen Geist, der sich gerne mit Neuem befaßt"[40]).

VI. Verletzlichkeit als Grundelement badischer Geschichte und Identität

Gerade weil dieses Baden aus „unterschiedlichsten Herrschaftsgebieten zusammengesetzt" war, „hervorgegangen aus einer von außen, von Frankreich her erzwungenen Umbruchsituation", gerade weil dieses Baden von diesen Voraussetzungen her „ein Ausgleichsprodukt großherzoglicher Verfassungs- und Verwaltungspolitik war", war der Grad der geschichtlichen Innenbindung verletzlicher als in Württemberg"[41]). Diese **Verletzlichkeit** ist geblieben. Sie wird auch dadurch nicht gemildert, wenn man, wie Köser, die „Verlagerung der politischen Macht nach Stuttgart" als Fortführung der „Serie von Diskontinutä-

ten der badischen Geschichte sieht": Die Verlagerung der politischen Macht nach Stuttgart setzte historisch gesehen die Serie von Diskontinuitäten fort, die das Leben am Oberrhein mehr als 150 Jahre geprägt hatte: das Ende des liberalen Verfassungsstaates durch die metternichsche Reaktion, das Scheitern der 48er Revolution und die Zerschlagung der badischen Republik durch preußische Truppen, die Provinzialisierung Badens nach der Reichsgründung 1871, die Unitarisierung in der Weimarer Republik und die Gleichschaltung Badens im Zuge der Machtergreifung der Nationalsozialisten. Stärker als anderswo gab es in Baden, insbesondere im südlichen Teil, das Gefühl, stets auf der Seite der Verlierer zu stehen, in ständigem Widerspruch zwischen politischem Anspruch und politischer Wirklichkeit leben zu müssen"[42]).

VII. Europäisierung der Landschaft am Oberrhein

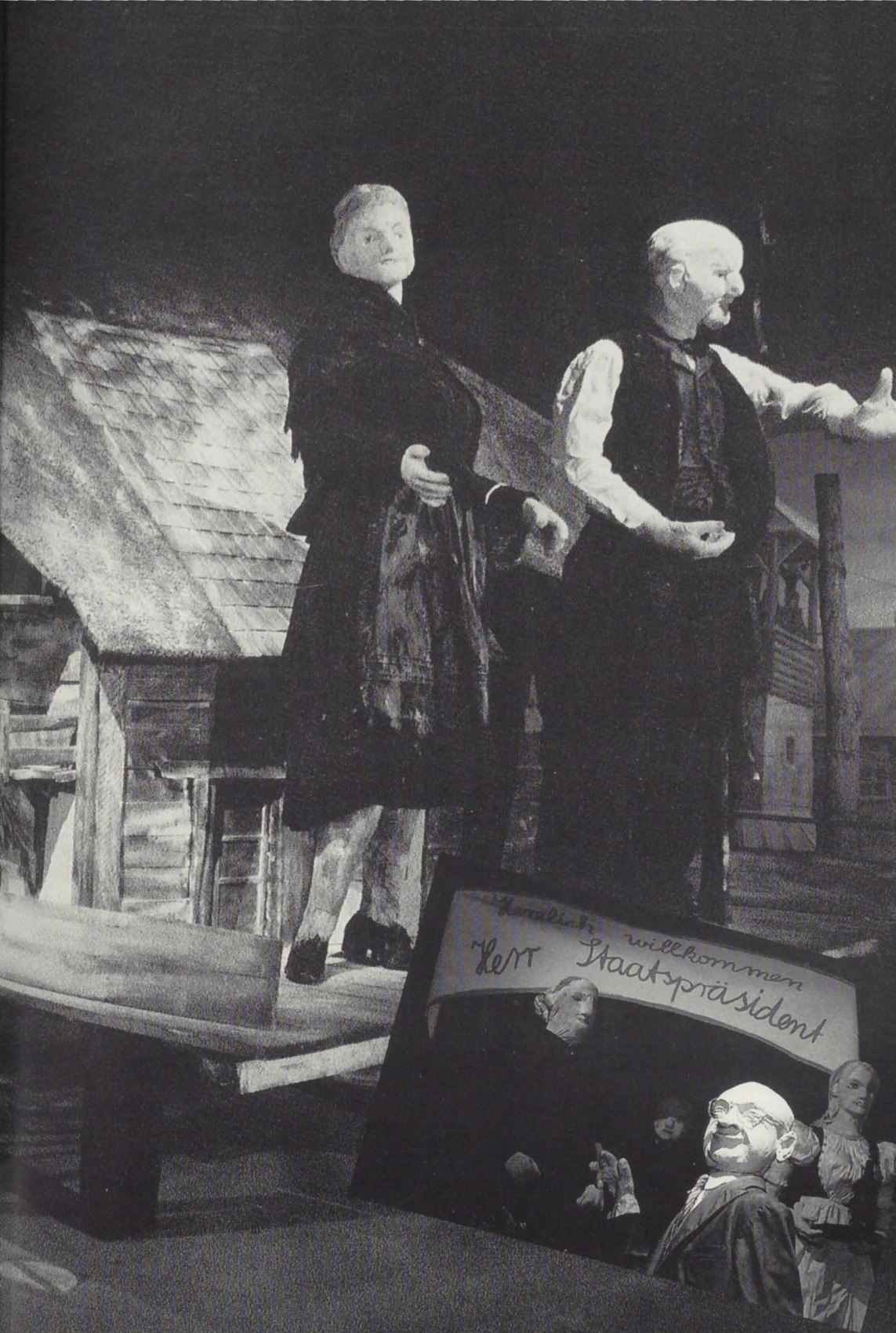
Die Landeszentrale für politische Bildung hat pünktlich zum Jubiläum den Band „Südbaden" (19. Band der Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs) heraus

Ausstellung: „1944—1952: Schau-Platz Südwest"
zu den Bildern Seiten 338/39 und 340/41

Wenn der Besucher den Bildraum „Südweststaat" betritt, steht er auf einer ansteigenden festlichen „Straße", an deren Ende eine inszenierte Siegessäule für den Sieg der Südweststaatsidee steht. Sie setzt einen im Grunde belanglosen Gegenstand wie die Taschenuhr des Ministerpräsidenten Maier „ins rechte Licht", sprich in den historischen Zusammenhang: Mit dieser Uhr stellte Maier am 25. April 1952 den exakten Gründungszeitpunkt des Landes fest: 12 Uhr 30 Minuten. Den Bildraum dominiert ein deutlich sichtbares Gegensatzpaar: Ein großer Tisch mit Modellen von Bau- und Verkehrsprojekten verkörpert die Hoffnungen und Erwartungen der Südweststaatsanhänger, die mit den wirtschaftlichen und politischen Vorteilen eines starken Bundeslandes argumentierten, die grenzüberschreitende Straßen- und Eisenbahnverbindungen, Gebietsreform und wirtschaftlichen Aufschwung ins Feld führten. Dem steht auf der anderen Seite der Straße ein badischer Heimatwagen gegenüber, wie er bei vielen Heimatfesten zur Demonstration der badischen Eigenständigkeit benutzt wurde, der ganz eigenen, geschichtlich gewachsenen badischen Identität. Die Altbadener beriefen sich aber nicht nur auf die „badische Heimat". Sie konnten auch verweisen auf die unbestrittenen sozialen Fortschritte des nach dem Kriege von der französischen Besatzungsmacht eingerichteten Landes Baden, in dessen Verfassung Sätze standen wie: „Die der Familie gewidmete häusliche Arbeit der Frau wird der Berufsarbeit gleichgeachtet und „Kein badischer Staatsbürger darf zur Leistung militärischer Dienste gezwungen werden." Politische und wirtschaftliche „Fortschrittlichkeit" war also nicht exklusiver Besitz der „Sieger" dieser politischen Auseinandersetzung. Vielleicht auch aus diesem Grund ist bei vielen Menschen in Südwestdeutschland noch die Erinnerung an die Verlierer lebendig, nicht an das Großherzogtum oder an die Republik Baden, sondern an das nur sechs Jahre existierende „Gebilde", das die französische Besatzungsmacht im Jahr 1946 unter der Bezeichnung „Land Baden" installierte. So ist es nur folgerichtig, einige Überreste der staatlichen Repräsentanz — die Fahne der Freiburger Staatskanzlei, Armbinden für badische Polizisten — in einer feierlichen Bodenvitrine zu versammeln.

1944—1952: Schau-Platz Südwest, Begleitband S. 28/29

Durch Baden
Stimmt für Baden
Postkarte
Herrn
Prof. M e t z
Freiburg/Altheden
Universität
Freiburg i. Br., den 16. 10. 51.
Herr Staatspräsident!


Herzlich willkommen
Herr Staatspräsident

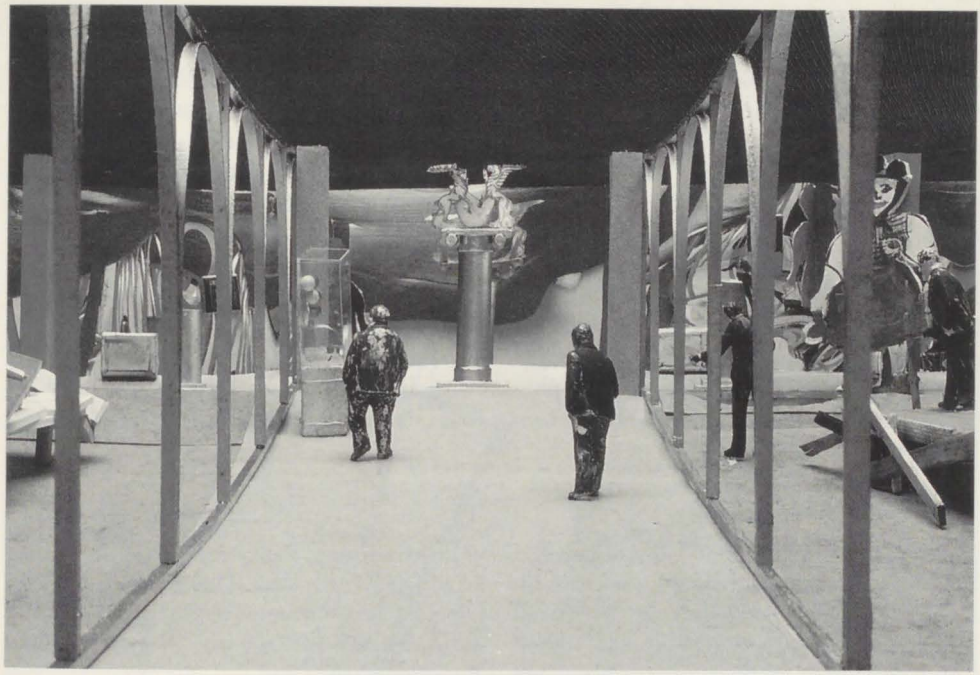
zerrissenes Land
Nein
SÜDWEST STAAT
Wohlab: Leb wohl
Der Südweststaat sagt
Am 9. Dezember gilt's
Wacht Auf!
warum?

gebracht. Der Band ist nach dem Vorwort von Hans-Georg Wehling gedacht als „eine Reverenz gegenüber jenem selbstbewußten und gegenüber der Südweststaatsgründung vor 40 Jahre zurückhaltenden Landesteil". Die Reverenz fällt umso leichter, als der Landesteil mit der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit der Regio etwas Exemplarisches zu bieten hat, das sowohl in die Stuttgarter Regierungspolitik des „Europas der Regionen" (Späth) paßt wie Südbaden aus dem „Grenzland des Abseits"[43]) herausholt. Das Südbaden der grenzüberschreitenden Regio gilt dem Herausgeber A. Schweickert als Beweis dafür, „daß die Region auch im Südweststaat durchaus eine eigenständige Kultur besitzt" und „daß eben auch in dieser Provinz europäisch gedacht wird"[44]). Ja Südbaden ist dazu prädestiniert. In der Tat ist die projektierte „Entwicklungsregion in der Mitte Europas"[45]), einmal als interkommunale Städtekooperation zwischen Freiburg, Straßburg, Mülhouse und Basel und als grenzüberschreitende Zusammenarbeit des Verbundes der Teilregionen Südbaden, Nordwestschweiz Ansatz zu einem „Strukturprinzip einer europäischen Union"[46]). Allerdings muß H. Köser in seinem Aufsatz „Politik und Verwaltung" („Südbaden") zugestehen, daß bei der Mischung von staatlichen, privaten und halböffentlichen „Regios" „die Vorstellung einer mit politischen Kompetenzen ausgestatteten Instanz der Wirklichkeit vorauseile"[47]). Paul-Ludwig Weinacht beurteilt denn auch die „Europäisierung" der Region wesentlich skeptischer: „Die Änderung der politischen Kultur im Oberland ist im vollen Gange. Ihr Ausgangspunkt ist das Verlöschen des älteren politischen Eigenseins, insofern geht es um Rückzug, um Schweigen. Zielpunkte der Kultur liegen vielleicht in einer neuen Regionalität, die den Oberrhein und den Schwarzwald als Landschaften Baden-Württembergs, als Randlandschaften des größeren Deutschland als Zentrallandschaften Europas sehen lassen. Zu solcher Vielbezüglichkeit bringt das badische Oberland nur noch Spuren fester Traditionen, aber eine Fülle bewegt-beweglicher Verhältnisse mit — deutbar in schrillen, aber auch in behutsamen Zeichen: „Es ist das Land, wo die Geister sich finden und lernen können einander zu achten, das Land das sich nicht gerne festlegt auf ein umgrenzendes Wort, das unter der Fülle des Segens vielleicht lieber erfährt und schweigt als in der Tat sich durchsetzt" (Reinhold Schneider, Erbe der Heimat, 1948[48]).

Die vielgelobte „Offenheit" Badens im geographischen und mentalen Sinne verpflichtet aber politisch zu nichts, da „Offenheit" in der Zeit der Europäisierung zur politischen Grundausstattung gehört. Vor der Tendenz zur Europäisierung mochte die „Offenheit" Badens einen Wert für sich dargestellt haben — „das Badnerland war die bestbelüftete Gegend des Reiches" — inzwischen ist sie eine Selbstverständlichkeit geworden.

Perspektiven:
VIII. Europäisierung des Diskurses

Die Diskussion hat sich auf beiden Seiten europäisiert. So schreibt Reinhold Grund, der seit 1961 im Landesvorstand des Heimatbundes Badnerland war, im Vorwort zu „Der überspielte Volkswille" von der „Zukunft am Oberrhein im Herzen Europas". „Hier beginnt wieder die Hoffnung, die wir als Badener erstrebt haben. Ich bin mir gewiß, daß das Rheintal innerhalb des genannten regionalen Zusammenschlusses (la region tripartite) besonderes Profil gewinnen kann"[49]). Leo Wohlebs verfrühte Vision „einer natürlichen Wirtschaftseinheit des Oberrheintales im kommenden Europa"[50]) wird wieder beschworen. Alexander Schweickert schreibt in der Einleitung zu dem Band „Südbaden": „Das Regio-Projekt bietet erstmals wieder Anstöße zu einer neuen europäischen Gemeinschaft in diesem alemannischen Raum. Die drei Teilregionen, die geographisch alle an



1944—1952: Schau-Platz Südwest

der Peripherie ihrer Staaten liegen, suchen sich einen Weg, um wieder gemeinsam einen kleinen europäischen Mittelpunkt zu suchen." „Für die Südbadener heißt dies unter anderem: konstruktiv das Europapolitik ansteuerndes Regio-Projekt zu unterstützen, das seit den 80er Jahren immer mehr Gestalt annimmt"[51]). Fast scheint es so, als habe sich das „sacrificium badense" rückblickend gelohnt oder als sei das „badische Anliegen" 1992 in der sich abzeichnenden Europäisierung der (süd)badischen Region eingelöst. So könnte man heute die normative Kraft des Geopolitischen der „normativen Kraft des Faktischen" gegenüberhalten, mit der 1970 der Südweststaat gerechtfertigt wurde. In Abwandlung eines badischen Plakates aus dem Jahre 1951 „Durch Baden wird man erst gesund", könnte die Parole heute nach dem Angeführten lauten: Durch den Landesteil Baden wird Baden-Württemberg erst richtig europäisch. Die Aufwertung Südbadens im Sinne einer „wichtigen Nahtstelle"[52]) Europas, die Aussicht, in Europa „einen kleinen Mittelpunkt" zu bilden[53]) ist eine wichtige politische und kulturelle Zielvorgabe für diesen Raum, bringt aber auch gleichzeitig wieder die „unsichtbare Trennlinie zwischen Nord und Süd"[54]) ins Spiel. Das Wiederaufleben der „unsichtbaren Trennungslinie" zwischen Nord- und Südbaden ist zusammen mit dem Zerfall Badens in seine historischen Elemente ist das eigentliche Ergebnis der „verfassungslos gewordenen Badischen".
Das Gewicht zukunftsträchtiger politischer Entwicklung am Oberrhein hat sich zudem mit dem Regio-Projekt nach Süden verschoben.

IX. Reduzierung der „Vielfalt" badischer Geschichte auf sechs Jahre „Land Baden"

Baden-Württemberg tut sich in der gegebenen Situation als Bindestrichland viel zugute da-

rauf, eine „Geschichte der Vielfalt" zu vertreten". Überhaupt liegt der Reichtum des Landes in seiner Vielgestaltigkeit. Hier stoßen nicht nur unterschiedliche Lebensformen aufeinander, es begegnen sich auch verschiedene historische Traditionen und Mentalitäten"[55]). So soll auch das „Haus der Geschichte" in Stuttgart der historischen und aktuellen Vielfalt dienen. Das sieht aber dann in der Realität inszenierter Geschichte der Ausstellung „1944—1952: Schau-Platz Südwest" anders aus: Selbst die „Schwäbische Zeitung" muß feststellen, daß sie „der eigentliche politische Streit um die Bildung des neuen Landes reduziert auf ein Gegenüberstellen von Badenern mit Bollenhut, die dumpfer Heimattümelei verhaftet sind und forschen Württembergern, deren moderner Wagemut sich in hauptstädtischer Bauwut Bahn bricht«[56]). Die FAZ stellt fest: „Den langen Hader zwischen den Alt-Badenern und den Befürwortern des Südweststaates verkürzte man auf den Antagonismus Heimattümelei/Fortschrittgläubigkeit, und die Heimat ist hier das Schwarzwaldhaus der Fortschritt, das Verkehrswesen und der Städtebau"[57]). Auch wird die badische Geschichte kurzerhand auf das „sechs Jahre existierende „Gebilde" (Süd)

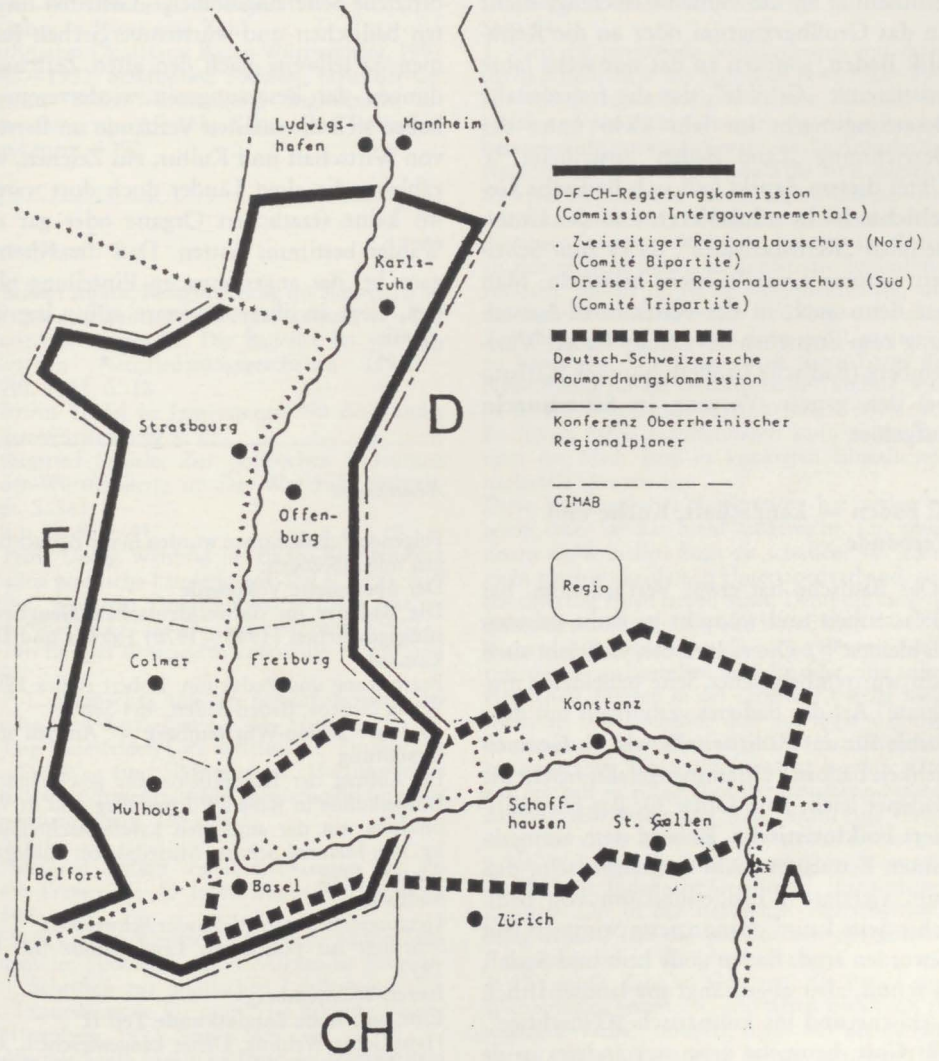
Zu Graphik auf Seite 345

Die grenzüberschreitende Zusammenarbeit zählt zu den wichtigsten Aufgabenbereichen und macht die Besonderheit des Regierungspräsidiums Freiburg gegenüber den anderen Mittelinstanzen in Baden-Württemberg aus. Die deutsch-französisch-schweizerische Regierungskommission bildet die Dachkommission für 1. den Dreiseitigen Regionalausschuß (Comitté Regional Tripartite) unter der Leitung des Regierungspräsidenten von Freiburg, des Regionalpräfekten des Elsaß und eines Regierungsmitglieds des Kantons Basel-Stadt und 2. den Zweiseitigen Regionalausschuß. Die Ausschüsse bearbeiten grenzübergreifende Probleme im Bereich von Wirtschaft, Energie, Verkehr, Umwelt, Medien und Kultur. Seit dem europäischen Rahmenabkommen über die grenzüberschreitende Zusammenarbeit zwischen Gebietskörperschaften und Behörden von 1982 konnte zwar die öffentliche Planung verbessert werden, es mangelt jedoch nach wie vor an einer politisch verbindlichen Umsetzung. Seit 1988 wird alljährlich der „Dreiländer-Kongreß" veranstaltet, der Politik, Wirtschaft und Wissenschaft aus allen drei Ländern zusammenführt.
Der Grenzlandbeirat ist ein beratendes Gremium beim Regierungspräsidium Freiburg, bestehend aus (Ober-)Bürgermeistern, Landräten, IHK-Präsidenten, Vertretern der Regionalverbände und Parlamente. Dieser Beirat soll die südbadischen Interessen vertreten und für die offiziellen zwischenstaatlichen Verhandlungen vorformulieren.

Die PIK-Runde (Periodische Internationale Koordinierungsgespräche) dient der grenzüberschreitenden Abstimmung und Koordination in der Dreiländerregion. Hier wird zweigleisig verhandelt, sowohl die staatliche Seite als auch die privaten oder halböffentlichen „Regio's" sind beteiligt. Die Leitung hat auf deutscher Seite das Regierungspräsidium Freiburg. Die PIK-Runde sorgt für eine Abstimmung zwischen den unterschiedlichen „Regio's" der drei Länder: in der Schweiz die Regio Basiliensis als private Organisation (e. V.) mit Aufgabenerfüllung im Auftrag staatlicher Instanzen, in Frankreich die Regio du Haut Rhin als regionale Interessenvertretung der Wirtschaft und des Departements sowie die staatliche Region d'Alsace, in Deutschland die staatliche Seite (Regierungspräsidium) sowie die halböffentliche Freiburger Regio-Gesellschaft.

Helmut Köser — Politik und Verwaltung in: Südbaden hg. von Alexander Schweickert, Landeszentrale für politische Bildung S. 112 ff.

„Regio“ und „Commission Intergouvernementale“



Aus: „Südbaden“ hg von A. Schweickert.

Baden" reduziert. Im Begleittext zur Ausstellung wird zwar auf die Verfassung (Süd)Badens und ihrer sozialen Errungenschaften Bezug genommen, dann aber heißt es: „Vielleicht auch aus diesem Grund ist bei vielen Menschen in Südwestdeutschland noch die Erinnerung an die Verlierer lebendig, **nicht an das Großherzogtum oder an die Republik Baden**, sondern an das nur sechs Jahre existierende „Gebilde", das die französische Besatzungsmacht im Jahr 1946 unter der Bezeichnung „Land Baden" installierte"[58]). Unter diesem Aspekt läßt sich **Badische Geschichte** leicht **minimieren** und das Unternehmen „Kernstaatsidee", da es zum Scheitern verurteilt war[59]), leicht belächeln. Man hat denn auch in der Karikaturen-Ausstellung zum Entstehen des Landes Baden-Württemberg (Badische Landesbibliothek Karlsruhe) den ganzen Vorgang **in Schmunzeln aufgelöst**.

X. Baden — Landschaft, Küche und Verbände

„Das Badische hat etwas Verfließendes, hat Gelassenheit und wünscht in Ruhe gelassen zu bleiben"[60]). Die vielgelobte, vielleicht auch von württembergischer Seite beneidete „moderate" Art der Badener verbunden mit dem Faible für das Kulinarische, als „la Gemuetlichkeit badoise" zusammengefaßt, macht die Badener leicht zum Opfer für das **entpolitisiert Folkloristische**. Es wird dem aufmerksamen Betrachter nicht entgangen sein, daß zum vierzigsten Landesjubiläum von badischer Seite kaum prononzierte Stimmen laut geworden sind. Baden „mit Leib und Seele", ja schon, aber abgedrängt ins landschaftlich Liebliche und ins kulinarisch „G'lüschtige". „Bi Gott, henn ihr denn nix anderes in de Köpf als Suufe und Fresse?"

Nach vierzig Jahren Bindestrichland haben sich eigentlich im alter badischer Strukturierung nur die Kirchen und Verbände gehalten. Sie sind eigentlich **das Realste**, was vom früheren Baden übriggeblieben ist. Da gibt es immer noch den Badischen Sängerbund, den Badischen Sportbund, den Badischen Turnerbund, den Badischen Genossenschaftsverband, die Badische Beamtenbank und — die BADISCHE HEIMAT. Das muß selbst die offizielle Seite eingestehen. „Gehalten im alten badischen und württembergischen Rahmen, ja teilweise nach den alten Zerschneidungen der Besatzungszeit wiedervereinigt, haben sich die meisten Verbände im Bereich von Wirtschaft und Kultur, ein Zeichen, wie zählebig die alten Länder doch dort waren, wo keine staatlichen Organe oder gar die Wähler bestimmt hatten. Daß die Kirchen ganz bei der angestammten Einteilung blieben, liegt in ihrer Eigenart selbst begründet"[61]).

Anmerkungen

Folgende Publikationen wurden in die Betrachtungen miteinbezogen:

Der überspielte Volkswille
Die Badener im südwestdeutschen Neugliederungsgeschehen (1945—1970) Fakten und Dokumente
Bearbeitung und Redaktion: Robert Albiez 1992, Verlag Nomos, Baden-Baden, 464 Seiten

40 Jahre Baden-Württemberg — Aufbau und Gestaltung
Im Auftrag der Kommission für geschichtliche Landeskunde in Baden-Württemberg und in Verbindung mit der amtlichen Landesbeschreibung hg. von Meinrad Schaab, Mitredaktion Hildegard Schaab, 1992

Südbaden
Herausgegeben von Alexander Schweickert
Schriften zur politischen Landeskunde Bd. 19, 1992

Baden-Württemberg
Eine politische Landeskunde Teil II
Hans-Georg Wehling, Dieter Langewiesche u. a.
Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs Bd. 18, 1992

Der Weg zum Südweststaat
Herausgegeben von der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg
Bearbeitung und Redaktion: Jörg Thierfelder, Uwe Uffelmann 1992

Das Ringen um den Südweststaat
Karikaturen zum Entstehen des Landes Baden-Württemberg
Herausgegeben von Klaus E. R. Lindemann mit Textbeiträgen von Otto Dullenkopf und Josef Werner, Info Verlagsgesellschaft Karlsruhe, 1992
Wolfgang Hug — Geschichte Badens
Theiss, 1992
Baden-Württemberg im Wandel
40 Jahre in Wort und Zahl
Statistisches Landesamt Baden Württemberg, 1992
1944—1952: Schauplatz Südwest, Haus der Geschichte Baden-Württemberg, Begleitbuch zur Ausstellung von Albrecht Krause und Paula Lattum-Lenger, 1992

Anmerkungen

[1]) Robert Albiez, Neugliederung im Südwesten — Ein Modell deutscher Möglichkeiten? In: Der überspielte Volkswille. Die Badener im südwestdeutschen Neugliederungsgeschehen (1945—1970), 1992, S. 18
[2]) Erwin Teufel in Jahresspiegel '90 des Landes Baden-Württemberg S. 12
[3]) Siegfried Schiele, Zur politischen Bedeutung Baden-Württembergs in: Der Weg zum Südweststaat, S. 341
[4]) a. a. O. Seite 41
[5]) Hans Georg Wehling in: Baden-Württemberg — Eine politische Landeskunde Teil II, 1991, S. 9
[6]) P.-L. Weinacht, Die gebundenen Greife. Analyse und Würdigung der Badenerbewegung (1952—1970). In: Der überspielte Volkswille, S. 320 und 319
[7]) P.-L. Weinacht, Auf den Geburtstagstisch des Landes-zum Vierzigsten a. a. O., Seite 11
[8]) Jörg Thierfelder/Uwe Uffelmann, Einführung zu „Der Weg zum Südweststaat" Herausgegeben von der Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg, 1991, S. 11
[9]) a. a. O.
[10]) Meinrad Schaab, Zusammenfassung und erneute Fragen in: 40 Jahre Baden-Württemberg, S. 609
[11]) Paul Ludwig Weinacht, Politische Kultur Südbadens in: Südbaden, hg. v. Alexander Schweikert, Schriften zur politischen Landeskunde Bd. 19, Landeszentrale für politische Bildung Baden-Württemberg, 1992, Seite 224:
Baden war keine Landschaft wie der Schwarzwald oder der Oberrhein, kein Stammesgebiet wie Franken oder Alemannien. Es war ein Staat mit einer politischen und bald auch geschichtlich sich festigenden Identität. Baden war ein landständischer und ein „Beamtenstaat. Im Zeichen von Parlament und Beamtentum hat sich das alt- und neubadische Gebiet zu einem Ganzen integriert. So konnte der Geograph Friedrich Ratzel als das Merkmal der badischen Landschaftsseele „einen besonderen Staatssinn, ein besonderes Staatsgefühl" beschwören. Zur Integrationsleitung auch: Dieter Langewiesche, Liberale Traditionen im deutschen Südwesten in: Baden-Württemberg — eine politische Landeskunde Teil II, Schriften zur politischen Landeskunde Baden-Württembergs II, Bad. 18, Seite 34
1. Weil die territoriale Neugliederung mit ihren tiefen Eingriffen in die historisch gewachsene Vielfalt von je eigenständigen kleinen Räumen im Süden und vor allem Südwesten des Alten Reiches besonders rigoros ausfiel, war hier die Aufgabe der Neuintegration größer, dringlicher und zugleich schwerer als anderswo. In der napoleonischen Ära des bürokratischen Reformabsolutismus hatten die neuen Staaten versucht, das bunte Erbe, das sie an sich gezogen hatten, administrativ zusammenzufassen, indem sie rabiat vereinheitlichten, um die alten Herrschaftszentren und ebenso die alten Zwischengewalten zwischen Staat und Untertanen zu beseitigen. Wie schmerzhaft diese Form der Neuordnung für die Betroffenen sein konnte, wurde bereits angedeutet; in dem jüngst erschienen Buch von Sylvia Greiffenhagen kann es am Beispiel der Stadt Isny in konkreten Einzelheiten nachvollzogen werden.
Diese administrative Integration hat vieles erreicht, aber sie hat nicht ausgereicht, um einen neuen einheitlichen Staat zu schaffen, vor allem nicht einen einheitlichen Untertanenverband, ausgerichtet auf einen neuen Staat. Denn die langeingeschliffenen Bindungen und Loyalitäten waren so leicht nicht auszulöschen. Die alten Zentren, sei es eine der ehemaligen Reichsstädte oder eine adlige Herrschaft, blieben in der Lebenswelt vieler Menschen so beherrschend, daß der Staat dahinter verschwand. Deshalb mußte die unzureichende administrative Integration ergänzt werden. Und das geschah in einem Teil der deutschen Staaten auf zweifache Weise: Der Staat bekam eine Verfassung und einen Landtag — zwei, wie sich zeigen sollte, wirksame Bindemittel zwischen Staat und Gesellschaft. Indem die Gesellschaft ihren institutionellen Ort in der staatlichen Herrschaftsordnung erhielt, trat die parlamentarisch-legislative Integration neben die administrative.
2. Die große Zahl an Gebieten, die Baden und Württemberg gewannen, und deren historisch gewachsene Vielfalt nötigten nicht nur die Landesherren, die administrative Integration durch die parlamentarisch-legislative zu ergänzen — diese Vielfalt kleiner Herrschaftsräume, die in den beiden Südweststaaten aufgingen, bot offensichtlich auch der Bevölkerung gute Voraussetzungen, die neuen Chancen zur Mitwirkung im Staat zu nutzen.

[12]) a. a. O. S. 239
Der Verlust an eigenständiger politischer Verfaßtheit ist dem Land heute anzumerken. Es verliert sich zwischen Gemeindepolitik und Lebensstil-Labor. Was der Freiburger Journalist Karl Färber unmittelbar nach dem Kriege schrieb, deutet auf die Dimension dieses Verlustes: „Die Jugend weiß es gar nicht mehr, daß wir bis zum Jahre 1933 ein Land Baden gewesen sind, . . . um dies wenig verbliebene Eigene zu unterstreichen, einen badischen Staatspräsidenten" hätten.

Das politisch verfassungslos gewordene Badische wird gegenwärtig stärker als das Schwäbische vom kulturellen Wandel ergriffen. Gewiß ist richtig, daß Kulturen stets Abgrenzungen spiegeln, und Grenzveränderungen politische Kulturen umbilden. Man muß aber auch anerkennen, was ein Reinhold Schneider noch wußte: „Es ist nicht gleichgültig, ob ein Name, eine Stattsform, eine geschichtliche Tradition aus dem geschichtlichen Zusammenhang schwinden oder in ihm fortbestehen; man kann schwerlich Grenzen auslöschen — auch wenn es zufällige sind — ohne inneres Leben zu verletzen und zu verändern."

Die Änderung der politischen Kultur im Oberland ist im vollen Gange. Ihr Ausgangspunkt ist das Verlöschen des älteren politischen Eigenseins, insoweit geht es um Rückzug, um Schweigen. Zielpunkte der Kultur liegen vielleicht in einer neuen Regionalität, die den Oberrhein und den Schwarzwald als Landschaften Baden-Württembergs, als Randlandschaften des größeren Deutschland als Zentrallandschaften Europas sehen lassen. Zu solcher Vielbezüglichkeit bringt das badische Oberland nur noch Spuren fester Traditionen, aber eine Fülle bewegt-beweglicher Verhältnisse mit — deutbar in schrillen, aber auch in behutsamen Zeichen: „Es ist das Land, wo die Geister sich finden und lernen können einander zu achten, das Land das sich nicht gerne festlegt auf ein umgrenzendes Wort, das unter der Fülle des Segens vielleicht lieber erfährt und schweigt als in der Tat sich durchsetzt."

[13]) Paul Ludwig Weinacht, Auf den Geburtstagstisch des Landes zum Vierzigsten in: Robert Albiez u. a., Der überspielte Volkswille, 1992, Seite 12
[14]) P. L. Weinacht, Politische Kultur Südbadens in: Südbaden, hg. von Alexander Schweickert S. 228
[15]) a. a. O. S. 228
[16]) Erwin Teufel, Geleitwort zu 40 Jahre Baden-Württemberg — Aufbau und Gestaltung 1952—1992 S. 7
[17]) a. a. O. S. 7
[18]) Wilhelm Hausenstein, Das Badische in: Wanderungen — auf den Spuren der Zeiten S. 19
[19]) Klaus-Jürgen Matz, Baden in: Der Weg zu Südweststaat, S. 52
[20]) P.-L. Weinacht in „Der überspielte Volkswille" S. 12
[21]) Hermann Bausinger, Zur politischen Kultur Baden-Württembergs in: Baden-Württemberg — Eine politische Landeskunde, 1975 S. 14
[22]) Hans-Georg Wehling, Ein Bindestrich-Land? Verbundenes und Unverbundenes in der politischen Kultur Baden-Württembergs in: Baden-Württemberg — Eine politische Landeskunde Teil II, 1991 S. 14
[23]) Hans-Georg Wehling, Die Genese der politischen Kultur Baden-Württembergs in: Der Weg zum Südweststaat, 1992, S. 326
[24]) a. a. O. S. 326 u. 327
[25]) Der überspielte Volkswille S. 11
[26]) a. a. O. S. 326
[27]) Wolfgang Hug, Geschichte Badens, 1992 S. 394
[28]) W. Hug, Geschichte Badens S. 394
[29]) a. a. O. S. 394
[30]) H. Bausinger, Zur politischen Kultur Baden-Württembergs in: Baden-Württemberg — eine politische Landeskunde, 1975 S. 29
[31]) a. a. O. S. 30
[32]) a. a. O. S. 35
[33]) H.-G. Wehling, Ein Bindestrich-Land? Verbundenes und Unverbundenes in der politischen Kultur Baden-Württembergs in: Baden-Württemberg — eine politische Landeskunde, Teil II, 1992 S. 15
[34]) a. a. O. S. 15
[35]) a. a. O. S. 15
[36]) a. a. O. S. 22
[37]) a. a. O. S. 22
[38]) a. a. O. S. 23
[39]) a. a. O. S. 24
[40]) Südbaden hg. von Alexander Schweickert S. 33
[41]) P.-L. Weinacht, Politische Kultur Südbadens in: Südbaden S. 231
[42]) Helmut Köser, Politik und Verwaltung in: Südbaden S. 104
[43]) H. Koser a. a. O. S. 127
[44]) a. a. O. S. 13
[45]) a. a. O. S. 127
[46]) a. a. O.
[47]) a. a. O. S. 127
[48]) P. L. Weinacht in Südbaden S. 240
[49]) Der überspielte Volkswille S. 9
[50]) Helmut Köser in „Südbaden" S. 128
[51]) a. a. O. S. 20
[52]) a. a. O. S. 13
[53]) a. a. O. S. 20
[54]) Klaus-Jürgen Matz, Baden in: Der Weg zum Südweststaat S. 44:
Das französisch besetzte Baden, das war der hauptsächlich vom Haus Habsburg geprägte, alemannische, katholische, agrarische und bis 1933 politisch vom Zentrum dominierte Teil des Landes. Der baden-durlachische und kurpfälzische Teil, wo fränkische Dialektvarianten gesprochen wurden,

die Hälfte der Einwohner protestantisch war, die Industrie das wirtschaftliche Rückgrat bildete und (National-)Liberale wie Sozialdemokraten ihre Hochburgen besaßen, dieser Teil lag jenseits der Besatzungsgrenze und gehörte nunmehr zu Württemberg-Baden. Eine unsichtbare Trennlinie zwischen Nord und Süd hatte schon vor 1945 Baden durchzogen; und in der Tatsache, daß der katholische Erzbischof im 19. Jahrhundert seinen Sitz nicht in der Landeshauptstadt, sondern in der alten Hauptstadt Vorderösterreichs, der ehrwürdigen Universitätsstadt Freiburg genommen hatte, war dies sinnfällig zum Ausdruck gekommen.

[55]) a. a. O.

[56]) 1944—1952: Schau-Platz Südwest, Begleitbuch

[57]) a. a. O.

[58]) a. a. O.

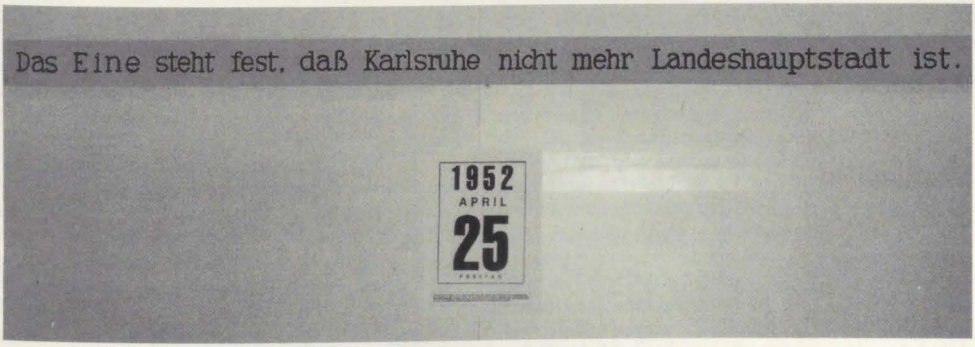
[59]) Klaus Jürgen Matz, Baden in: Der Weg zum Südweststaat S. 48 und S. 52:

Mit der Inkraftsetzung der Verfassung, der Landtagswahl und der Regierungsbildung war das Land Baden endgültig konstruiert. Was Paul Zürcher erstrebt hatte, war Wirklichkeit geworden. Welches Baden aber regierte Leo Wohleb? Mit knapp 10 000 km² umfaßte das neue Land zwar zwei Drittel des gesamtbadischen Staatsgebietes; auf dem langgestreckten Territorium vom Bodensee bis hart an die Stadtgrenze der alten Landeshauptstadt lebte jedoch mit knapp 1,2 Millionen Menschen nicht einmal die Hälfte der badischen Bevölkerung. Noch krasser war die Diskrepanz hinsichtlich der Wirtschaftsleistung. In Süd- und Mittelbaden, dem Gebiet des neuen Landes, waren vor dem Krieg nur 38 Prozent der gesamtbadischen Wirtschaftsleistung erbracht worden. Alle wichtigen Industriezentren lagen im Norden; im Süden arbeiteten nicht weniger als 42 Prozent der Erwerbspersonen in der Land- und Forstwirtschaft, nur 30 Prozent in Handwerk und Industrie. Größere urbane Zentren fehlten ebenso wie industrielle Verdichtungsräume. Die Landeshauptstadt Frei -burg war als Dienstleistungszentrum mit 1946 nicht einmal 100 000 Einwohnern die bei weitem größte Stadt. Konstanz und Baden-Baden folgten mit Abstand. Die nächstgrößeren Städte Lörrach, Singen und Offenburg zählten insgesamt schon weniger als 20 000 Einwohner. Ein kleines Land, mit großer Naturschönheit begabt, relativ dünn besiedelt von Menschen, die nach Süden einen immer stärker akzentuierten alemannischen Dialekt sprachen und zu 70 Prozent katholisch waren, das war das Land Baden 1947 bis 1952. So schwach das Fundament gewesen ist für den Anspruch auf alleinige Besahrung und Fortführung der badischen Identität, so dünn der kunstvoll gewirkte Faden der historischen Kontinuität, so schmal war, demographisch wie ökonomisch, die Basis, auf der der „Kernstaat" ruhte.

Diese ohnehin schwache Position wurde durch enorme Besatzungskosten weiter beeinträchtigt. Frankreich, dessen Volkseinkommen bei Kriegsende nur wenig mehr als die Hälfte des Vorkriegsstandes erreichte, beanspruchte das ökonomische Potential seiner Zone weit stärker als die beiden anderen westlichen Siegermächte. Während Amerikaner und Briten zwischen 1946 und 1949 etwa ein Drittel des Steueraufkommens in ihren Zonen für sich reklamierten, betrug der Anteil der Besatzungskosten in der französischen Zone 1946 nicht weniger als 86, 1948 immer noch 41 Prozent. Durchschnittlich flossen in (Süd-)Baden bis 1950 zwei Drittel der Steuereinnahmen in die Kasse der Militärregierung.

[60]) Theodor Pfizer/Harry Proß, Badener und Württemberger in: Baden-Württemberg — Staat — Wirtschaft — Kultur hg. von Theodor Pfizer, 1963, S. 88

[61]) Meinrad Schaab, Zusammenfassung und erneute Fragen in: 40 Jahre Baden-Württemberg, Aufbau und Gestaltung 1952—1992, S. 160



Aufschrift auf der Video-Box des „Hauses der Geschichte" beim „Badischen Sommerfest" in Karlsruhe, Kongreßzentrum.

Rheingebiet — Mittelpunktgebiet

Es erhebt sich nun die Frage, wie das Herausschneiden des rechtsrheinischen Oberrheinlandes Baden aus der Geschlossenheit der oberrheinischen Ebene und die staatliche Vereinigung mit dem östlich davon gelegenen Württemberg vom Gesichtspunkte der Raumordnung zu beurteilen ist. Der allein entscheidende Gesichtspunkt, auf den es hier ankommt, ist die Frage: Bilden Baden und Württemberg nach der Natur ein einheitliches natürliches Land, oder handelt es sich bei ihnen um zwei voneinander verschiedene Räume?

Die Antwort soll ausschließlich die Natur geben. Die Oberrheinebene wird nach Osten durch den Schwarzwald und den Odenwald abgegrenzt. Die gesamte geographische Wissenschaft und die allgemeine Anschauung ist sich über diese Tatsache einig. Das württembergische Land zählt daher nicht zur Oberrheinebene und nicht zum Oberrheinland. Mit dieser unbestreibaren Tatsache hat die Natur die Antwort gegeben.

Der Schwarzwald, das größte deutsche Mittelgebirge, bildet in Nord-Süd-Richtung in einer Länge von ¾ Badens eine natürliche Grenze. Er trennt mit seinen nördlichen Ausläufern die östlich und westlich gelegenen Teile in das Stromgebiet des Rheins und in das Flußgebiet des Nekkars. Der Schwarzwald teilt damit das südwestdeutsche Gebiet in zwei Kernräume, den des Neckars und den des Rheins.

Der Neckarraum ist der natürliche Kernraum Württembergs, zu dem 1803 die Randgebiete im Osten und Süden kamen. Um den Kern des Neckarraumes haben sich die Industrien wie in konzentrischen Kreisen herumgelegt. Ihr Mittelpunkt Stuttgart strahlt die wirtschaftlichen Kräfte in die Landschaft aus. Für diese Strahlkraft gib es im Westen und Norden eine natürliche Grenze. Den Schwarzwald, den Odenwald und die Wirkungskraft des Rheins.

Davon gänzlich verschieden, räumlich nicht mit dem Neckarraum zusammenhängend, ist der Rheintal-Raum. Hier wurden 1803 die zahlreichen Territorialherrschaften zu einem Staat, zu Baden, zusammengefaßt. Die Entwicklung der Wirtschaft war das Werk der raumfüllenden Kraft des Rheins. Die Industrieansiedlungen folgen dem Lauf des Rheins und verzweigen sich dann in seine Täler. Hier gibt es keinen Punkt, um den herum die Industrie sich in konzentrischen Kreisen gelegt hat. Hier sind es der Rhein und die daran gelegenen Ebene in ihrer ganzen Länge, die das wirtschaftliche Leben erweckt und entwikkelt haben. Hier wirkt sich der wirtschaftliche Wellenschlag, der von der Rheinmündung, vom Ruhrgebiet, ausgeht, bis zum Hochrhein aus, von wo er wieder zurückflutet.

Die durch den Schwarzwald geschaffenen Räume sind in sich abgeschlossen und räumlich voneinander getrennt. Sie haben voneinander verschiedene Orientierungen, Interessen, Grundlagen, Wirkungskräfte. Es bestehen zwischen ihnen auch keine geschichtlichen Gemeinsamkeiten. (Spätestens nach Ende des Stauferreiches 1250 begann diese Trennung) . . .

Der Südweststaat hat zwei Pole. Der eine Pol liegt am Neckar, der andere am Rhein. Aber nur in einem Pol kann sich die Hauptstadt und damit der Richtpunkt für das gesamte staatliche Geschehen befinden, da dann dort die dirigierenden, lenkenden und gestaltenden Kräfte ihren Sitz haben. Nur einem Pol kann notwendigerweise die führende Rolle des Landes zufallen, einfach deswegen, weil ein Land nicht von zwei Polen regiert werden kann. . . Der andere Raum (Oberrhein) ist für den einzigen Pol kein Mittelpunkt und Richtpunkt mehr. Seine Sicht der Dinge ist auf Kosten des anderen untergegangen.

Die Hauptstadt des Südweststaates liegt aber im Nekkarraum. Es ist natürlich, daß das staatliche Zentrum des Landes sich auch als solches empfindet und aus dieser Sicht und Haltung handelt. Es ist auch durchaus natürlich, daß die Metropole zum wirklichen Zentrum wird. Für sie und ihre Sicht ist sie das Zentrum des Landes, die badischen Landesteile aber Gebiete am Rande, an der Peripherie des Landes, der Rhein ein Strom an der Grenze, selbst Grenze. Dies ist die natürliche und durchaus verständliche Sicht Stuttgarts. Daß aber das Rheingebiet kein Randgebiet, sondern selbst ein Mittelpunktgebiet ist, das in seiner Bedeutung selbst die gleiche Eigenständigkeit besitzt wie Stuttgart und der Neckarraum, kann aus dieser Sicht nicht im notwendigen Umfange erkannt werden.

Joseph Altenstetter, Das notwendige Bundesland am Oberrhein, 1970, S. 17—19 und S.111

Aus: R. Albiez, Der überspielte Volkswille, Seiten 21—25

Das alte Freiheitsland Baden — großartige Mitgift Baden-Württembergs

Auszug aus der Ansprache des Landesvorsitzenden Ludwig Vögely bei der Mitgliederversammlung in Lahr am 14. Juni 1992

Es ist eine gute Tradition geworden, daß bei der Festversammlung anläßlich der Mitgliederversammlung der Vorsitzende des Landesvereins Badische Heimat das Wort ergreift und versucht, einige grundsätzliche Gedanken über die die Aufgaben der Badischen Heimat tangierenden Zustände unserer Heimat zu formulieren. So waren in der Vergangenheit etwa das Waldsterben, die europäische Campagne für den ländlichen Raum, Umwelt- und Landschaftsschutz die Themen, die ja den Landesverein Badische Heimat seit seiner Gründung im Jahre 1909 beschäftigen und ihn vermehrt und dringlicher in der Zukunft beschäftigen werden. Aber so notwendig es wäre, soll nicht über diese Probleme gesprochen, sondern ein Thema gewählt werden, das vom 40jährigen Landesjubiläum Baden-Württemberg bestimmt ist. Das ist reizvoll für einen Verein, der sich „Badische Heimat" nennt. Und selbstverständlich kann es dabei nicht um die Aktualisierung der alten Badenfrage gehen. Es kann sich dabei nur um erinnernswerte Streiflichter handeln, um Reminiszenzen, die man nicht vergessen sollte. Und schließlich haben auch wir unseren Frieden mit Baden-Württemberg gemacht.

Die Publikationen der Badischen Heimat zeichnen sich seit 1909 durch eine gar zu vornehme Zurückhaltung in politischen Fragen aus, und das gilt auch für die Zeit nach 1945. Man muß schon genau lesen, will man eine entsprechende Stellungnahme finden, so ist es auch bei der Bildung des Südweststaates. Von den siebzehn Landesverbänden, die im Deutschen Heimatbund vertreten sind, besitzt Baden-Württemberg als einziges Land zwei Landesverbände, den Schwäbischen Heimatbund und eben die Badische Heimat. Das sagt natürlich schon einiges aus. 1952/53 wäre die Gelegenheit geboten gewesen, einen gemeinsamen Landesverband zu gründen. Das war damals mit den Badenern und Schwaben nicht zu schaffen, zu groß war das Selbstbewußtsein beider Vereine, zu verschieden das historische Herkommen, zu groß das Mißtrauen.

Und so schrieb Prof. Schwarzwaber, der damalige Landesvorsitzende, 1952 in unserem Heft 2: „Fern jeder Politik werden wir in unabhängiger Eigen- und Selbständigkeit unserer schönen Aufgabe nachgehen, Hüter und Wahrer, Pfleger und Betreuer unserer Heimat zu sein. Es erfüllt uns mit Befriedigung, mit dem Schwäbischen Heimatbund in Württemberg derselben Auffassung zu sein, der auf seiner Landeshauptversammlung in Hechingen einstimmig beschlossen hat, ‚daß die Versammlung den Schwäbischen Heimatbund nicht in einen schwäbisch-alemannischen Heimatbund, dem ein pfälzisch-fränkischer zur Seite träte, übergeführt sehen möchte'." „Ganz abgesehen davon", fährt Schwarzwaber fort, „daß die Zeit der Überführung, Eingliederung und Gleichschaltung wirklich vorbei ist, halten auch wir z. B. unsere Ortsgruppe Karlsruhe ebenso unlöslich mit uns verbunden wie die Stuttgarter ihre Ortsgrup-

pe Heilbronn mit sich selber. Wir wollen in freundschaftlicher und hilfsbereiter Nachbarschaft Hüter und Bewahrer all dessen sein, was man gut badisch nennt und was unserem Land den Namen eines Musterländles verschafft hat."

Noch einmal meldet sich der Landesverein Badische Heimat 1953 zu Wort mit folgender Notiz: „Am 22. Oktober 1953 hat die Verfassungsgebende Versammlung in Stuttgart mit 69 Stimmen von 98 als amtlichen Namen für das neue Bundesland die Bezeichnung Baden-Württemberg beschlossen, während 26 Abgeordnete für ‚Schwaben' stimmten und drei sich einer Stellungnahme enthielten. So blieb unserem lieben Badnerlande doch erspart . . ., daß es auch noch seinen ehrlichen Namen verlor, und es ist ein gutes Zeichen für die Volksverbundenheit unserer badischen Abgeordneten, daß keiner von ihnen, ganz gleich, welcher politischen Partei er angehörte, anders gestimmt hätte als für die Erhaltung seines historischen Namens in der neuen Bezeichnung Baden-Württemberg." Der Landesvorsitzende wies nachdrücklich darauf hin, daß die Badische Heimat „Schulter an Schulter mit dem Schwäbischen Heimatbund in Stuttgart auch im neuen Bundesland seine Arbeit mit neuer Energie und alter Zielstrebigkeit aufnehmen in Ehrfurcht vor den Taten und Leistungen unserer Vorfahren und in treuer Pflege aller gutbadischen Traditionen und Überlieferungen." So weit, so gut, aber Schulter an Schulter mit den Schwaben ist die Arbeit der beiden Landesverbände nicht aufgenommen worden. Jeder arbeitete für sich für die gleichen Ziele. Es ist ganz offensichtlich, daß das selbstbewußte Wahren der Eigenständigkeit, die Verschiedenheit der Mentalitäten, das verschiedene Heimatbewußtsein und das Mißtrauen nach der doch etwas gewaltsamen Eingliederung Badens in den neuen Staat mehr nicht zuließen.
Hier ist vielleicht ein Gedicht angebracht, das mit „Württemberg und Baden" überschrieben ist und in einer der Publikationen steht, die zum Landesjubiläum erschienen sind:[1]

Es waren zwei Nachbarskinder,
Die hatten sich beide lieb,
Bald etwas mehr und bald minder,
Ach, wenn das doch immer so blieb,

Da sprach das eine zum andern:
„Ich schlage Dir vor, mein Kind,
Gemeinsam durchs Leben zu wandern,
Weil wir ja Nachbarn sind!"

Das Mägdelein schwieg erst bedächtig
Und brachte dann schüchtern hervor:
„Ich fürchte, Du haust mich mächtig,
Beim Ehekontrakt übers Ohr!

Auch wirst Du schalten und walten,
Wie Dir's gerade gefällt!
Ich darf den Schnabel halten
Und werde kaltgestellt!"

„Das Leben wird Dir verzuckert!"
Beschwor der Jüngling die Maid.
„Ich mag einmal nicht nach Schtuckert!"
So hieß des Mädels Bescheid.

Noch heute sind beide zu schauen
Als Bräutigam und Braut:
Man kann sie leider nicht trauen,
Weil kein's dem anderen traut!

Diese Zeilen stammen aus dem Jahre 1921! Überlegungen und Spekulationen, Württemberg und Baden zusammenzufügen, hatten 1952 also durchaus nicht Premiere. Seit der Flurbereinigung Napoleons war da immer etwas im Gange, z. B. ein Groß-Württemberg schaffen, das den südwestdeutschen Raum mit der Einverleibung Badens umfassen sollte. Und Theodor Heuß war schon 1918 für eine Vereinigung von Baden und Württemberg. Es wäre reizvoll, sich damit weiter zu beschäftigen.

Im Vorhergehenden war des öfteren von gut badisch, von badischen Traditionen, vom Musterländle die Rede, und deshalb ist die Frage berechtigt, was davon geblieben ist. Nun, es gibt noch den Landesverein Badische Heimat und mit ihm den Badischen Sängerbund, den Badischen Turnerbund, die Badischen Landesbibliothek und das Badischen Staatstheater, die Badischen Landesbausparkasse und noch mehr. Das ist gut, aber es ist nicht das Wichtigste. Wir haben auch heute noch Besseres aufzuweisen, Werte, die nicht verloren gehen und völlig unabhängig vom Staatsnamen sind.

Da ist einmal die politische Kultur, die sich bei uns herausgebildet hat. „Unter dem Begriff ‚Politische Kultur' faßt man Denkformen, Glaubensüberzeugungen, Wertvorstellungen, kurz: Mentalitäten zusammen, die in Bezug auf Politik verhaltenskonditionierend sind. Sie gelten gleichsam als subjektive Dimension von Politik, gegenüber den objektiven Gegebenheiten wie Verfassung, Institutionen usw."[2] Die Entwicklung solcher politischen Kultur ist ein Langzeitprozeß, der aber bei uns in Baden eben zu einer Mentalität geführt hat, die wirklich verhaltenskonditionierend dem Staat gegenüber ist und im politischen Umgang miteinander geführt hat.

Wilhelm Hausenstein, der über Baden wohl am schönsten geschrieben hat, stellte fest: „Ich habe Elsaß und Baden nie trennen können, und nie die badische und bayrische Pfalz. Tut es der Rhein? Nein. Aber er tut mehr. Durch die Länge seiner badischen Entwicklung schließt er noch Oberland und Unterland aneinander. Hat Napoleon dieses Land gemacht? Der Rhein hat es gemacht, trotz und mit Kaiser Napoleon." Dieses Baden des 19. Jahrhunderts ist nun in einem größeren Staat aufgegangen, und es brachte in diese Vernunftehe mit den nachbarlichen Schwaben eine großartige Mitgift ein: das alte Freiheitsland Baden. Unsere liberale Tradition reicht weit zurück, und daraus hat sich die badische politische Kultur entwickelt, die unser Land tatsächlich zu einem Musterland gemacht hat. Karl Friedrich war es doch, der das Land durch ein nach der Vernunft regiertes Beamtentum modernisierte. Aus dem Untertan wurde schließlich der Bürger. Dieser Reformabsolutismus[3] wurde zum tragenden Element badischer Liberalität, deren zweite Wurzel in Vorderösterreich in den Landständen wuchs. Und vergessen wir nicht das badische Parlament, in dem deutsche Geschichte gemacht wurde. Vergessen wir nicht die großen Männer der II. Kammer, die Rotteck, Welcher, Itzstein, Bassermann, Mathy bis hin zu Hecker und Struve. Diese Männer haben Baden zu einem Land gemacht, auf das die Menschen der damals 33 Vaterländer schauten und ob der Möglichkeit, sich frei äußern zu dürfen, beneideten. Staaten wie Baden waren zu klein, um auf Macht zu bauen. Man baute statt dessen auf die Vernunft und entschärfte so viele soziale Gegensätze.

Und wir besitzen noch unser Land, unsere Heimat. Wenn die Sänger anheben und den Badischen Sängerspruch singen „Vom See bis an des Maines Strand eint uns der Töne mächtig Band", so wird hier, vielleicht unbewußt, die Zusammengehörigkeit der Stämme angesprochen. Und wenn wir das Badner-Lied singen, dann preisen wir ebenfalls die Mannigfaltigkeit des Landes Baden, das schönste Land in Deutschlands Gau'n. Und so klang es besonders lautstark nach 1945 gegen Württembergs „robuste" Umarmung. Die Lobpreisung geht ja noch weiter: „Es ist so herrlich anzuschau'n und ruht in Gottes Hand." Hier spricht unverfälscht die Begeisterung der Menschen für ihre Heimat. Die Landschaften unseres Landes sind Bestandteile unseres inneren Reichtums und unverlierbar.

Wenden wir uns nun ein wenig den Menschen, den Badenern zu. Wilhelm Hausenstein hat einmal gesagt: „Baden, das ist eine zähe, vertrauliche und etwas verzwickte Familie." Amadeus Siebenpunkt, beinahe eine

Karlsruher Institution, hat in seinem Buch „Deutschland, Deine Badener" festgestellt, daß die Badener vor allem dann Badener seien, wenn man sie nördlich des Mains für Schwaben halte. Sofort würde sich dann ein verwandtschaftlicher Zusammengehörigkeitsanspruch melden, mit dem es ihnen innerhalb der Familie, eben der verzwickten, nicht so ernst sei. Zunächst pochen sie darauf Mannheimer zu sein, Heidelberger, Freiburger oder Konstanzer und natürlich Karlsruher. Und der Autor stellt fest, daß es fast unglaublich sei, was da unter dem gelb-rotgelben Fahnentuch an scheinbar Unvereinbarem zusammengekommen ist.[4] Das stimmt ja auch, und die Vielfältigkeit kommt aus der Geschichte und reicht weit hinter 1806 zurück. Und so haben wir die unterschiedlichen Gruppen in unserem Land, ethnische, politische, religiöse. Die 150jährige Staatsgeschichte mußte alemannisches und fränkisches Volkstum zum Ausgleich bringen, mußte altbadische, vorderösterreichische, kurpfälzische und vielerlei reichsständische adelige und Klosterherrschaft in die neubadischen Gebiete einschmelzen.[5] Aber alle diese Gruppen zwangen zur Verständigung, und daß alle Widersprüche Platz hatten unter einem Dach, das ist eben eine typisch badische Leistung, auf die wir stolz sein können.

Aus der Vielfältigkeit der Menschen resultiert auch die kulturell unerschöpfliche Vielfalt. Dieses Land ist ein offenes Land, nach Westen und Süden grenzt es an Länder, mit denen Württemberg nie eine gemeinsame Grenze hatte.[6] Und so kamen eben die Einflüsse über den Rhein, von Süden die Renaissance, vom Westen die Aufklärung, um zwei der wichtigsten zu nennen. Was sie bewirkten, liegt offen vor uns.

Und schon wegen dieses kulturellen Erbes darf unsere Heimat nicht nur das Land des Bollenhutes, der guten Küche und des guten Weines werden. So schön das alles ist, allein wäre es zu wenig. Sicher, wir Badener legen Wert auf Lebensqualität, das savoir vivre. Wir finden unser höchstes Lebensziel nicht unbedingt im „schaffe, schaffe Häuslebaue", unsere Mentalität ist eine andere als die des Schwaben. Lebensfreude ist hier nicht mit schlechtem Gewissen gepaart.[7] Württemberg ist ein Binnenland und deshalb auch immer auf sich selbst gerichtet. Dadurch wurde es vielleicht selbstsicherer, selbstbewußter und tüchtiger im Gebrauch des Ellenbogens. Der Badener gibt sich bescheidener, es ist — so Siebenpunkt — nach Thomas Mann eine Bescheidenheit mit Weltläufigkeit. Nur sollte man wissen, daß die Bescheidenheit und Gemütlichkeit badoise ihre Grenzen haben. Man braucht da nicht bis zu Friedrich Hecker zurückzugehen. Noch vor gar nicht langer Zeit entstand die Strophe:

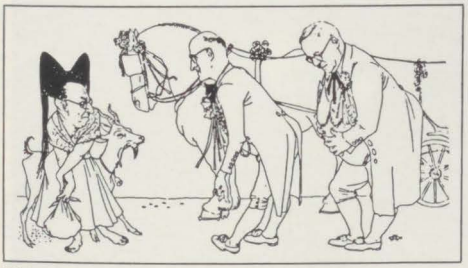
Mir Kaiserstiahler sin sunscht friedlich,
je nochdem-s' viele unterschiedlig.
Doch goht's um d'Heimat un um dr Wii,
no kenne mr aj däjfelhäftig si.[8]

Schauen wir den Tatsachen ins Gesicht. Baden als Staat gibt es nicht mehr. Wird es bei uns Älteren, welche das alte Baden noch erlebt haben, zu einem verblassenden Traumbild, zum Traumbild einer eben im Traumbild heilen Welt, die es in Wirklichkeit nie gegeben hat? Was wissen heranwachsende Generationen, die Jugend, noch von unserem alten Heimatland als Staat? Nicht mehr viel oder nichts mehr. Machen wir uns nichts vor. Baden ist ein integrierter Teil von Baden-Württemberg geworden, und das ist nach Lage der Dinge gut so. Aber wir merken es ganz deutlich, daß mit dem Verlust der politischen Einheit, Baden wieder stark in seine historischen Elemente zerfallen ist, aus denen es einst gebildet worden war. Was war, ist vorbei. Was bleibt, ist die Schönheit und Vielfältigkeit unserer Heimat wirklich vom See bis an des Maines Strand, wenn sie auch gefährdet ist. Was bleibt, sind die Menschen,

welche die Auszeichnung genießen, in diesem Land leben zu dürfen. Wir aber haben die Verpflichtung, kommenden Geschlechtern die Heimat lebenswert zu erhalten, das histote eines kleinen Landes.[9] Helfen wir mit, daß wir und die Jungen eine neue Identität im sich bildenden Europa gewinnen, in das wir, gerade hier im Südwesten, unsere kulturelle Tradition, den politischen Umgang, unsere wirtschaftliche Kraft und unsere ökologischen Forderungen einbringen können. Ohne Zweifel liegt unsere Zukunft am mittleren Oberrhein im Herzen Europas, und das Rheintal wird innerhalb des regionalen Zusammenschlusses besonderes Profil gewinnen. Schaffen wir also mit an neuen Dimensionen, bringen wir unser Land ein, ohne es im Herzen aufzugeben.

Anmerkungen:

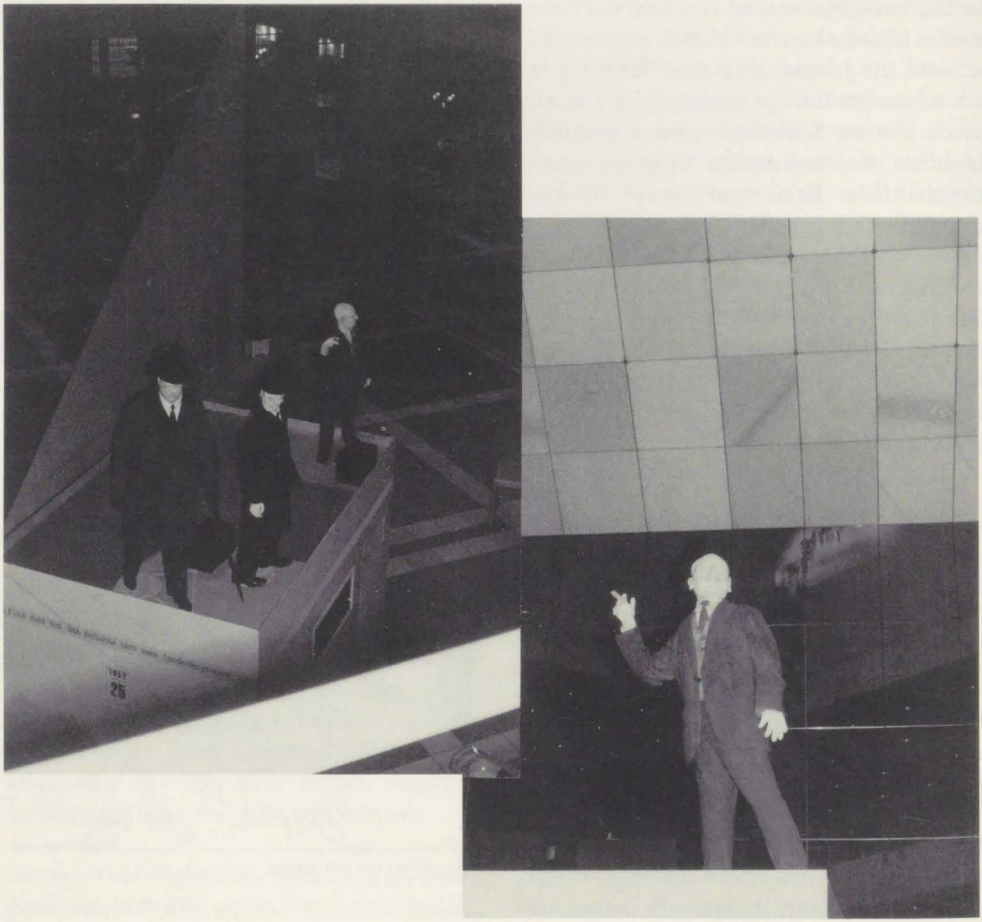
[1]) Aus „Die Jugend" 1921, Heft 24, zitiert in Der Weg zum Südweststaat, herausgegeben von der Landeszentrale Baden Württemberg, Braun — Karlsruhe, 1991, S. 310
[2]) Wie Anm. 1, S. 326
[3]) Wolfgang Hug: Geschichte Badens, Theiss 1992, S. 178 f.
[4]) Amadeus Siebenpunkt: Deutschland Deine Badener, Hoffmann u. Campe, Hamburg, 975, S. 7 ff.
[5]) Robert Albiez, Bearbeitung und Redaktion: Der überspielte Volkswille, Braun — Karlsruhe, 1992, S. 12
[6]) Wie Anm. 1, S. 324
[7]) Wie Anm. 1, S. 13
[8]) Alexander Schweickert. Hrg.: Südbaden. Landeszentrale für politische Bildung, Kohlhammer Stuttgart, 1991, S. 238
[9]) Wie Anm. 3, S. 398



Südwestdeutsche Brautwerbung

Alt gefreit hat nie gereut

Stuttgarter Zeitung vom 27.8.1949 (oben) und vom 10.3.1982 (rechts).



Reinhold Maier, Gebhard Müller, Leo Wohleb auf der Video-Box, Karlsruhe, Kongreßzentrum, „Badisches Sommerfest"

Photos: H. Hauß

Das Geburtstagskind Baden-Württemberg, ein „Modell deutscher Möglichkeiten"?

Hermann Person, Freiburg

Bei einer Geburtstagsgratulation schüttet man nicht gern Wasser in den Wein. Aber ein Begriff, das „Modell deutscher Möglichkeiten", das allenthalben die Geburtstagsrunde macht, kann nicht unwidersprochen im Raum stehen bleiben, auch wenn er damals nach der Geburt des Südweststaates von keinem Geringeren als dem Bundespräsidenten Heuss im Überschwang geprägt wurde. Hier ist wohl der Schwabe mit dem Staatsoberhaupt durchgegangen. Seither geistert das „Modell" bei jeder nur möglichen Gelegenheit durch die Diskussionen, vor allem bei der Charakterisierung der wirtschaftlichen Verhältnisse im Vergleich zu den anderen Ländern.

Es besteht sicher kein Zweifel, daß Baden-Württemberg heute zu den wirtschaftlich und industriell starken Ländern in der Bundesrepublik gehört. Das ist eigentlich kein Wunder, wenn man bedenkt, daß damals zwei starke und wirtschaftlich ausgewogene Länder, Baden und Württemberg, zusammengeschlossen wurden, deren innere Strukturen sich auch heute noch trefflich ergänzen: Das linear strukturierte Baden mit seinen natürlichen Ressourcen und das zentripetal gegliederte Württemberg mit seinem industriestarken Herzstück, dem mittleren Neckarraum um Groß-Stuttgart, wobei gerade heutzutage die Gefahr einer Herzerweiterung nicht ausgeschlossen ist.

In der Diskussion um den Südweststaat ging es damals nicht nur um wirtschaftliche Probleme, so wichtig die auch waren, die Badener drückte die Sorge um die Heimat, das Brauchtum, die heimatliche eigenständige Kultur. Dazu stellte der Autor schon vor einigen Jahren im Wohleb-Buch 1975 „Der andere politische Kurs" ganz offen fest: „Das Heimatbewußtsein der Badener wurde vom neuen Land keineswegs unterdrückt, die kulturellen alemannischen Ambitionen sind stärker, ausgeprägter denn jemals seit Kriegsende . . ." Daß bei den Festen im Badischen das obligatorische Badnerlied erschallt, ist für die meisten heute selbstverständlich. Das hätte man damals im gerade frischgebackenen Südweststaat nicht ohne weiteres riskieren dürfen — ebensowenig die heute oft sichtbaren Autoaufkleber „Es gibt Badische und Unsymbadische". Was hat damals nicht alles herhalten müssen, um den Begriff „Baden" auszulöschen.

Heute sind diese Probleme ausgestanden. Ja, Stuttgart, nun erstmalig in seiner Geschichte Hauptstadt eines Grenzlandes, bemüht sich, die grenzüberschreitende Politik zu forcieren. Die „Regio", das Symbol für badisch-elsässisch-schweizerische Gemeinschaft, ist zum Dauerbrenner und zur Selbstverständlichkeit geworden. Aber der Gedanke der alemannischen Zusammengehörigkeit konnte nur allmählich im Lauf von Jahren entwickelt werden. Der Autor erinnert sich noch lebhaft an die Gründung der „Conférence Tripartite", die er als südbadischer Regierungspräsident 1970 miterlebte. Es war das erste Mal, daß staatliche Repräsentanten aus den drei benachbarten Ländern am Oberrhein — auch aus Frankreich! — regelmäßige Zusammenkünfte vereinbaren konnten, die heute noch

stattfinden. Dabei wurden wirtschaftliche, vielfach auch kulturpolitische Probleme besprochen und zu lösen versucht".

So könnte also aus wirtschaftspolitischer wie aus kulturpolitischer Sicht beim vereinten Baden-Württemberg durchaus von einem „Modell" gesprochen werden, das als Beispiel für künftige Neugliederungsfälle — vielleicht in Ostdeutschland — genommen werden könnte. Wenn ein Geburtsfehler nicht wäre: Der Zusammenschluß wurde gegen den Wil-len des einen Partners dekretiert: Der Wille des badischen Volkes wurde „überspielt", wie das Bundesverfassungsgericht in seinem Urteil 1956 feststellte. Es geht also um die Machart des Südweststaates, also um die saubere Demokratie. Dies ist mehr als ein Schönheitsfehler, von dem heutzutage nicht mehr gesprochen wird. Es wäre schade, wenn an diesem trefflichen deutschen Ländermodell der ewige Makel anhaften würde, es wäre nur nach dem fragwürdigen Grundsatz „Der (gute) Zweck heiligt auch (schlechte) Mittel".

Badisches Wappen am Sockel der Verfassungssäule, Karlsruhe, Rondellplatz *Photo: H. Hauß*

Badische Wege in den Südweststaat

Wolfgang Hug, Freiburg

Baden hatte als politisches Gemeinwesen im modernen Sinn seine Geburtsstunde im Jahr 1803. Damals schuf der Reichsdeputationshauptschluß, das letzte Entscheidungsgremium des Alten Reiches, nach dem Willen Napoleons ein Kurfürstentum Baden, dem die Kurpfalz neben anderen Territorien am Oberrhein einverleibt wurde. Um weitere Gebiete vergrößert erhielt das Land 1806 seine gültige Gestalt als Großherzogtum in den Grenzen des „badischen Stiefels" zwischen Bodensee und Main. Das Volk war bei der Konstituierung des Staates nicht gefragt worden. Rund 110 Jahre einer relativ bürgerfreundlichen Politik der Großherzöge und ihrer Beamten ließen indes ein badisches Staatsvolk heranwachsen, das sich nach der Abdankung des letzten Monarchen im November 1918 mit ihrem Baden als Republik nachdrücklich identifizierte. Volk und Staat waren in Baden durchaus eins geworden, freilich im Rahmen des Deutschen Reiches.

Die Gleichschaltung des „Dritten Reiches" hat dann seit März 1933 die Eigenständigkeit der Länder gerade auch in Baden ausgehöhlt und damit den Untergang des Landes eingeleitet. Die Niederlage Hitler-Deutschlands führte zur militärischen Besetzung Deutschlands und seine Aufteilung in Besatzungszonen. Eine Zonengrenze trennte das alte Land Baden in zwei ungleiche Teile. Nachdem sich Franzosen und Amerikaner nach langem Feilschen auf den Verlauf der Grenze einigen konnten, fielen alle badischen Gebiete nördlich der Autobahn Karlsruhe-Stuttgart einschließlich der Stadt- und Landkreise, durch die die Autobahn führte, an die Amerikaner. Was südlich davon lag — Süd- und Mittelbaden also — kam unter französische Besatzungshoheit. Karlsruhe mußte von den Franzosen geräumt werden, hier folgte am 8. Juli 1945 das Sternenbanner der Trikolore. Aber es verlor seine Rolle als Hauptstadt. General Eisenhower proklamierte am 19. 9. 1945 die Bildung des Landes Württemberg-Baden, als dessen Hauptstadt nur Stuttgart in Frage kam. Die Teilautonomie, die zunächst von einer nordbadischen Verwaltung ausgeübt wurde, fiel seit Oktober 1945 schrittweise der Zentralisierung durch die Stuttgarter Regierung zum Opfer.

Am 29. Oktober 1945 war der amerikanische Militärgouverneur für Nordwürttemberg zusammen mit dem Stuttgarter Regierungschef Reinhold Maier nach Karlsruhe gekommen, um den dortigen „Oberpräsidenten für Nordbaden", Heinrich Köhler, zu veranlassen, als stellvertretender Ministerpräsident in das Kabinett Maier einzutreten; die Stuttgarter Regierung sollte auch weitere Badener als Minister aufnehmen, um so den gesamtstaatlichen Charakter von (Nord-)Württemberg-(Nord-)Baden zu erhärten. Köhler empfand das den Verhandlungen folgende Mittagessen nach eigenem Zeugnis als „Henkersmahlzeit". In der Tat war hier der erste Schritt zur Herauslösung Nordbadens aus der geschichtlich gewachsenen Einheit Badens mit der gleichzeitigen Zuwendung zu Württemberg vollzogen. In einer Kabinettssitzung am 31. Oktober 1945 in Stuttgart, an der Köhler erstmals

teilnahm, fiel auch schon das Wort von einem künftig möglichen „Südweststaat".

Vorläufer der Südweststaatsidee

Der Gedanke einer Vereinigung von Württemberg und Baden kam nicht erst nach 1945 auf. Schon beim Zusammenbruch des Kaiserreiches in der Novemberrevolution von 1918 diskutierte man u. a. in der Provisorischen Regierung des Freistaates Baden darüber, lehnte die Idee aber ganz entschieden ab. Die Württemberger, so wurde vermutet, hätten es nur auf die reichen Wasser- und Energievorräte Badens abgesehen, deren Erschließung man gerade damals mit dem Murgtalkraftwerk bzw. der 1921 gegründeten staatlichen Badenwerk AG begann. In seiner geistreich plaudernden Weise hatte der spätere erste deutsche Bundespräsident, der Schwabe Theodor Heuß, auch schon einmal 1919 in einer Zeitschrift die Meinung vertreten: „Ich könnte mir gut vorstellen, daß Württemberg und Baden einen ganz anständigen Staat zusammen geben." 1927 wurde als eine erste gemeinsame Hoheitsinstanz das südwestdeutsche Arbeitsamt in Stuttgart gegründet, das für ganz Baden und Württemberg zuständig war, angesichts der folgenden Weltwirtschaftskrise und der damit verbundenen Massenarbeitslosigkeit eine höchst bedeutsame Behörde. Im „Dritten Reich" verloren die bilateralen Beziehungen zwischen den Ländern an Bedeutung, da sich die Politik in Karlsruhe wie in Stuttgart nach Berlin zu richten hatte.

Die These vom badischen „Kernstaat"

Nach dem Zusammenbruch des „Dritten Reiches" und der Aufteilung Badens in zwei Besatzungsgebiete galt die erste Sorge der politisch Verantwortlichen sowohl in Südbaden wie in Nordbaden der Rekonstruktion des alten Landes Baden. Die Franzosen hofften, als Besatzungsmacht im Süden mit dem Sitz ihrer Militärregierung in Baden-Baden, auch Nordbaden irgendwann mit ihrer Zone vereinigen zu können, notfalls durch einen Tausch mit den Amerikanern gegen (Süd-) Württemberg-Hohenzollern. Das war auch der Grund, weshalb für sie eine politische Vereinigung ihrer beiden Besatzungsgebiete (Süd-)Baden mit (Süd-)Württemberg-Hohenzollern nicht in Frage kam. Die Landesbezirkspräsidenten Nordbadens (bis zum 3. 9. 1945 Karl Holl, danach Heinrich Köhler) wollten engen Kontakt mit den südbadischen Ministerialdirektoren halten. Unter diesen, die seit Dezember 1945 in Freiburg residierten, entwickelte der Chef der Justiz Paul Zürcher — ein politisch profilierter Kopf — die Idee eines badischen „Kernstaates", der durch (Süd-)Baden verkörpert werde: Pays Bade = Land Baden hieß das badische Besatzungsgebiet der Franzosen. Zürcher argumentierte, Nordbaden sei ein Protektorat, wenn nicht gar eine Provinz Württembergs geworden und habe so das Recht verwirkt, ganz Baden zu vertreten. Die Freiburger Regierung sei vielmehr die „Treuhänderin des ganzen badischen Volkes"; die ihr anvertraute Bevölkerung bewohne die „badischen Kernlande". Hinter solchen Thesen stand wohl die Hoffnung, Nordbaden einmal überwältigen zu können, um dem eher vorderösterreichisch-katholisch-ländlichen Süden Badens gegenüber dem mehr protestantisch-industriell-liberal geprägten Nordbaden Vorrang zu verschaffen. Alte Rivalitäten zwischen Freiburg (das eher konservativ war) und Karlsruhe (mit seinem fortschrittlichen Charakter), zwischen Alemannen und Franken oder Pfälzern mochten im Unterbewußtsein mitgespielt haben. Objektiv stand die These vom Kernstaat, der durch Südbaden repräsentiert sei, auf schwachen Füßen. Man konnte höchstens darauf anspielen, daß Baden-Baden im Hoheitsgebiet des französisch besetzten Teils von Baden lag. Gelegentlich wurde wohl auch Baden-Baden als mögliche badische Hauptstadt in Aussicht genommen.

Der Vorsitzende des südbadischen Regierungsdirektoriums Alfred Bund nannte hingegen im November 1946 in einem Schreiben an den Präsidenten der Verfassungsgebenden Landesversammlung von Württemberg-Baden doch Karlsruhe die künftige Landeshauptstadt eines wiederzuvereinigenden Landes Baden, das vorläufig eben durch die Freiburger Landesverwaltung legitim vertreten werde. Auch hinter diesem Schreiben stand Paul Zürcher. Im Herbst 1946 (am 30. 11.) trat Zürcher allerdings aus der (süd-)badischen Regierung aus. Er hatte als Justizminister sich schützend vor einen Offenburger Richter gestellt, den die Militärregierung absetzte, weil er den Erzberger-Mörder Tillessen aufgrund einer Amnestieverordnung der Nationalsozialisten aus dem Jahr 1933 freigesprochen hatte. (Tillessen wurde übrigens dann in Konstanz erneut angeklagt und zu 10 Jahren Zuchthaus verurteilt). Die „Tillessen-Affäre" hat nicht nur die politische Karriere Zürchers beendet, sondern indirekt auch Wohlebs Aufstieg erleichtert. Erst jetzt wurde Wohleb zur bestimmenden Kraft in Südbaden. Er war es auch, wie Zeitzeugen berichten, der den ersten Satz der (süd-)badischen Verfassung von 1947 durchgesetzt hat, der mit dem Bekenntnis beginnt: „Im Vertrauen auf Gott hat sich das badische Volk als Treuhänder der alten badischen Überlieferung . . . folgende Verfassung gegeben." Um diese Formulierung in der Präambel der Verfassung war in der Beratenden Landesversammlung besonders lange und heftig diskutiert worden. Als Sprecher der Badisch Christlich-Sozialen Volkspartei (der späteren CDU) wandte sich der Freiburger Oberbürgermeister Dr. Hoffmann entschieden gegen den Plan einer Vereinigung mit Württemberg: „So sympathisch uns die Stammesbrüder, die Schwaben, auch sein mögen, zum Fressen gern haben nur uns die Schwaben! Wir sind da etwas kühler veranlagt." rief er den Abgeordneten zu. Die KP sprach sich demgegenüber entschieden schon damals für die Vereinigung von „Baden-

Württemberg" aus. Etwas vorsichtiger meinte Philipp Martzloff für die SP, eigentlich würden sich Baden und Württemberg industriell und wirtschaftlich ganz gut ergänzen.

Die Nordbadener befanden sich — nicht zuletzt aufgrund der Verfassung des Landes Württemberg-Baden von 1946, der sie voll zugestimmt hatten — in einer komplizierteren Lage als die Südbadener. Die Stuttgarter Regierung betonte zwar stets, sie wolle dem badischen Landesteil nichts oktroyieren, und Köhler hielt sich und Nordbaden lange Zeit auch die Optionen offen. Im Alltag war für die Menschen die Zonenzugehörigkeit viel wichtiger als die Landeszugehörigkeit, worauf Elmar Krautkrämer als Kenner der Verhältnisse mit Recht hinwies. Mit zunehmender Konsolidierung der politischen und wirtschaftlichen Lage in Württemberg-Baden im Lauf des Jahres 1947 schwand dann die Neigung unter den Nordbadenern, sich unter französische Militärherrschaft in ein vereintes Gesamtbaden zu begeben; mußten sie doch befürchten, damit aus der Bizone auszuscheiden, härteren Besatzungslasten unter-

Südwestdeutschland nach dem Zweiten Weltkrieg (1945–1952)

worfen zu werden, amerikanische Hilfsleistungen zu verlieren.
Allerdings waren die Verbindungen der katholischen Regionen Nordbadens zum Sitz des Erzbischofs in Freiburg ausgesprochen eng und herzlich. Gröber hatte schon im Sommer 1945 versucht, gegen die Trennung Badens zu intervenieren. Seine Kirchenhoheit über Gesamtbaden wurde von den beiden Besatzungsmächten auch uneingeschränkt anerkannt. Gleiches galt für die Evangelische Landeskirche Badens, die im Spätsommer 1945 Julius Bender (einen Pfarrer der Bekennenden Kirche) zum neuen Landesbischof gewählt hatte.

Der Vereinigungsdruck

Der politische Druck zu einer territorialen Neuordnung im Südwesten ging jedoch letztlich von den westlichen Alliierten aus. Seitdem im Frühjahr 1948 die Anti-Hitler-Koalition endgültig zerbrach und der Ost-West-Gegensatz die Deutschlandpolitik zu bestimmen begann, entschlossen sich die Westmächte, einen lebenskräftigen deutschen Weststaat zu schaffen, dessen Gliedstaaten — sofern nötig — neu zu bestimmen wären. Dabei sollte eine entsprechende Neugliederung von Ländern vermeiden, daß solche „Länder im Verhältnis zu den bestehenden entweder zu groß oder zu klein" ausfielen. Die Militärgouverneure Clay, Robertson und Koenig legten den Regierungschefs der Länder in den westlichen Besatzungszonen am 1. Juli 1948 in Frankfurt drei Dokumente vor, in denen die Bildung der Bundesrepublik vorbereitet und von den Länderchefs ein Vorschlag zur Länderneugliederung verlangt wurde. Ein entsprechender Handlungsbedarf ergab sich indes nur im Südwesten; die anderen Länder wollten ihre Integrität nicht mehr preisgeben.
Reinhold Maier lud zu einem Treffen der Regierungschefs von (Süd-)Baden (Leo Wohleb), von (Süd-)Württemberg-Hohenzollern (Gebhard Müller) und (Nord-)Württemberg-(Nord-)Baden (wo er selbst regierte) zusammen mit den Fraktionsvorsitzenden der Landtagsparteien zum 2. August 1948 auf den Hohenneuffen ein. Man wurde sich einig über die Alternative: Zusammenschluß der drei Länder zu einem Südweststaat — oder Wiederherstellung der alten Länder Württemberg und Baden. Die vom südbadischen Justizminister vorgetragene Forderung, über die Alternative müsse das Volk entscheiden, war ebenfalls kaum strittig. Als Problem sollte sich nur die Frage nach dem Procedere entwickeln: War die Bevölkerung nach ihrer Zustimmung/Ablehnung zur Bildung des Südweststaates oder zur Wiederherstellung der alten Länder zu befragen — und ergab die mögliche Ablehnung der einen Option automatisch die Zustimmung zur anderen? Und wie sollte ausgezählt werden: nach Ländern oder Landesteilen oder alle Stimmen zusammengenommen? Hinter dem Verfahrensstreit verbarg sich der Kampf um die Mehrheit für die eigene Position. Und die zeichnete sich bereits bei der Konferenz auf dem Hohenneuffen im August 1948 ab.
In Stuttgart und Tübingen votierte die Regierung für den Südweststaat; die gleiche Position überwog klar bei der SPD und der FDP in allen drei Ländern. Überraschenderweise ergriff aber nun auch Heinrich Köhler, der Karlsruher Landesbezirkspräsident, für den Südweststaat Partei. Warum war er „umgefallen", wie ihm von der Freiburger Regierung vorgeworfen wurde? Der Herausgeber der Lebenserinnerungen Köhlers fand in dessen Nachlaß undatierte Notizen vom Sommer 1948, aus denen zwei zentrale Gründe für den Südweststaat aufgeführt sind, die Köhler offenbar jetzt erst so klar wurden, daß es ihm nach eigenen Worten „wie Schuppen von den Augen fiel": Eine Wiederherstellung Gesamtbadens würde dieses Land zu einer französischen Kolonie werden lasen, denn Frankreich strebe an seiner Ostgrenze die Bildung eines Rheinbundes an. Die Aufrechterhaltung des

status quo würde „Ausplünderung, Demontage, Verarmung des Südens — wirtschaftlich, finanziell" bedeuten und dazu führen, so Köhler in einem Brief vom 9. August 1948, daß die beiden Südteile „systematisch ruiniert und zum wirtschaftlichen und finanziellen Zusammenbruch gebracht werden". Starke Argumente, die künftig stets dort verwandt wurden, wo man für den Zusammenschluß von Württemberg und Baden eintrat. Köhler selbst starb am 6. Februar 1949. Noch am 28. 11. 1948 hatte er notiert: „Gelte zwar als Verräter ... Bestreben der Franzosen auf ganz Baden und darüber hinaus alte ‚Rhein-Bund-Politik'. Folgen, hingesehen auf Erfahrungen Südbadens, verheerend. Partei wäre in Nordbaden erledigt. Rettung nur durch Anschluß an größeren Verband ... Ist das Verrat? Nein, Rettung des Volkes."

Altbadener

Die Freiburger Regierung (seit Februar 1949 allein von der BCSV bzw. CDU gestellt) trat als Vorkämpfer für die Wiederherstellung der alten Länder auf, jedenfalls für die Rekonstruktion des alten Landes Baden. Für die Verfechter dieses Zieles bürgerte sich die Bezeichnung Altbadener ein, obwohl es sich eigentlich (denkt man an die Gründungsphase des Großherzogtums) eher um Neubadener handelte. Sie hoben zunächst auf das Recht historisch „gewachsener Einheiten" ab. Bedingung der politischen Identität eines Gemeinwesens war in ihren Augen nicht der finanzielle Vorteil, sondern die Eigenart des Volkes, seine gemeinsame Herkunft und Geschichte, Kultur und Geistesart. Wortführer der altbadischen Bewegung waren Zürcher und Wohleb. Wohleb sah in der Geschichte eine fundamentale Integrationskraft für das Gemeinwesen, aus der es erst seine Fähigkeit gewinne, Krisen und Erschütterungen zu überstehen.

Diese historische Perspektive wurde von Südweststaatanhängern gerne als bloß rückwärtsgewandter, retrospektiver Gesinnungsmythos gedeutet und mißverstanden. Gerade Wohleb sah im historischen Bewußtsein die Bedingung demokratischer Lebenspraxis. Soll Demokratie nicht zur Formel und zum Schlagwort entarten, muß sie, so schrieb er schon 1946 einmal, „von unten wachsen, im Boden der Heimat ausgesät sein". Er sah in dieser Heimatverbundenheit auch die Gewähr gegen ideologische Verhärtungen: Heimat zu haben, machte in seinen Augen gleichsam immun gegen Klassenkampf und Rassenkampf. Heimatgefühl wurde von den Altbadenern als staatsbildener Faktor betrachtet und gepriesen. Mit der Formel „gut badisch" ließ sich freilich alles Positive vereinnahmen

Regierung Wohleb

	Abgegeben Stimmen in %	Stimmen für Baden in %	Stimmen für Südweststaat in %
Nordbaden	67,4	43,0	57,0
Südbaden	70,5	62,2	37,8
Baden insgesamt	68,9	52,2	47,8

— und zum Beispiel Militarismus und Zentralismus als preußisch und daher antibadisch weit von sich weisen. Die Zeit der engen Liaison zwischen dem Großherzogtum und dem Königreich Preußen zur Zeit des Großherzogs Friedrich I. und seines Schwiegervaters Wilhelm I. wurde dabei geflissentlich ausgeblendet. Wer erinnerte schon daran, daß das Wort vom „Musterländle" zuerst meinte, daß Baden „nach preußischem Muster" regiert werde, außer den Anhängern des Südweststaates. Die Argumente der Altbadener klangen insgesamt weniger rational und mehr emotional, zielten wohl mehr auf den Sinn als den Zweck eines Gemeinwesens ab. In einer Hinsicht waren sie freilich bis heute wegweisend. Wohleb und seine Anhänger — also die Altbadener — traten leidenschaftlich für föderatives Denken und förderalistische Strukturen ein.

Probeabstimmung und Neugliederungsgesetz

Das war in der Zeit, in der die Verfassung und die politischen Lebensregeln der neuen Bundesrepublik herausgebildet wurden, von enormer Bedeutung. In der Tat wurde die Frage der Länderneugliederung im Südwesten zu einem Prüfstein der Strukturbeziehungen zwischen Bund und Ländern im neuen bundesdeutschen Staat. Schon im Parlamentarischen Rat entschloß man sich, in einem eigenen Artikel des Grundgesetzes (Art 118 GG), die Rahmenbedingungen dafür zu schaffen. Er lautet: „Die Neugliederung in dem die Länder Baden, Württemberg-Baden und Württemberg-Hohenzollern umfassenden Gebiet kann . . durch Vereinbarung der beteiligten Länder erfolgen. Kommt eine Vereinbarung nicht zustande, so wird die Neugliederung durch Bundesgesetz geregelt, das eine Volksbefragung vorsehen muß." Der Bund soll subsidiär dann regelnd eintreten, wenn die Länder nicht selbst einig werden; doch ist dann das Volk (gemeint ist: das Volk in den Ländern) an der Entscheidung konstitutiv zu beteiligen. Nachdem die Bundesrepublik konstituiert war, spitzte sich in den Verhandlungen der südwestdeutschen Politiker (Regierungschefs und Parteispitzen) der Streit um das Abstimmungsverfahren zu: Am 22. Oktober 1949 einigten sich die CDU-Vorstände bei einer Tagung in Freudenstadt auf das sogenannte „Zweier-Modell": Die Stimmen sollten in den alten Ländern Baden und Württemberg getrennt durchgezählt werden. Demgegenüber forderte Reinhold Maier (wohl im Einverständnis mit FDP und SPD im Land) ein „Vierer-Modell", d. h. eine getrennte Auszählung der Stimmen in Nordwürttemberg, Nordbaden, Südbaden und Südwürttemberg-Hohenzollern.

Die Länderchefs konnten sich schließlich bei einer Tagung am 15. April 1950 in Freudenstadt nur darauf einigen, in einer Probeabstimmung die Meinung der Bevölkerung fest-

zustellen; Gebhard Müller hatte das vorgeschlagen. Die Probeabstimmung am 24. September 1950 erbrachte folgendes Resultat:

	Für Südweststaat	alte Länder
Südbaden	214 931	331 113
Nordbaden	316 696	247 962
Südwürttemberg	324 379	26 446
Nordwürttemberg	623 520	43 158

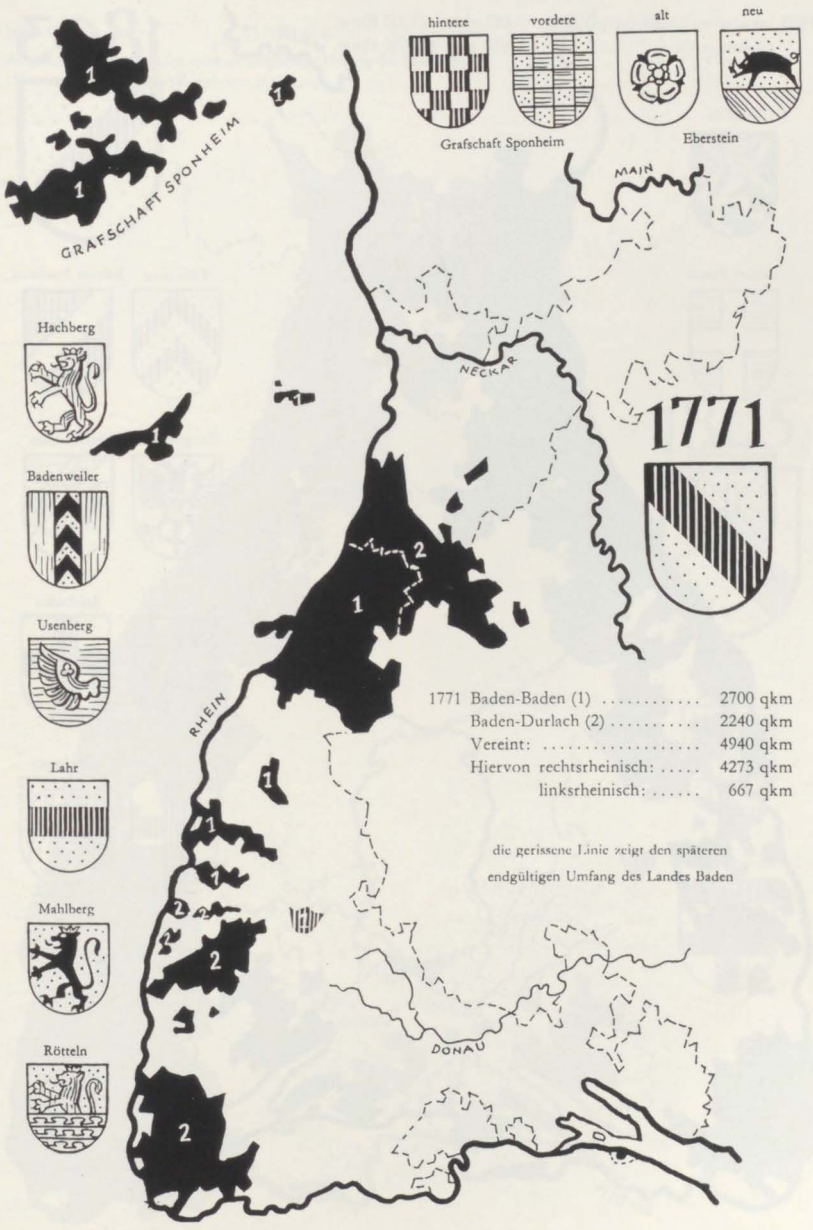
Zählte man die Stimmen in ganz Baden zusammen, ergab sich ein Plus von 18 614 Stimmen (= 1,66%) für die Wiederherstellung des alten Landes Baden.

In Nordwürttemberg wie in Südwürttemberg-Hohenzollern hatten neun von zehn Stimmen für den Südweststaat votiert, in Nordbaden sechs von zehn, während in Südbaden knapp 60 Prozent für die Wiederherstellung der alten Länder optierten. Damit war wieder alles offen, und jetzt war der Bund am Zug. Hier bekam von drei Gesetzesinitiativen schließlich am 25. April 1951 der eine Mehrheit, den der südwürttembergische CDU-Abgeordnete Kiesinger eingebracht hatte und der eine Abstimmung nach dem Vierer-Modell vorsah. Die entsprechende Volksabstimmung sollte am 23. September 1951 stattfinden. Dagegen legte die badische Regierung Verfassungsklage beim Bundesverfassungsgericht ein. Doch dieses höchste Organ der „dritten Gewalt" mit Sitz in Karlsruhe war noch gar nicht konstituiert. Da Bundeskanzler Adenauer keinen der CDU-Landesfürsten im Südwesten (Wohleb in Baden und Müller in Württemberg) verärgern wollte, ließ er eilends die Richter der beiden Senate für den Karlsruher Gerichtshof wählen. Der begann am 8. September 1951 seine Tätigkeit und hob mit einer einstweiligen Anordnung schon am zweiten Arbeitstag den Termin für die Volksabstimmung auf. Für die Verhandlungen boten die Altbadener hochkarätige Juristen auf; doch wurde ihre Verfassungsklage vom 2. Senat abgewiesen. Im Richterkollegium hatten sechs für, sechs gegen die Klage gestimmt, damit waren die Altbadener unterlegen. Durch wessen Indiskretion Wohleb über das (geheime!) Stimmenverhältnis erfuhr, ist ungeklärt. Jedenfalls kolportierte er die Information über das knappe Ergebnis sogleich im anschließenden Abstimmungskampf. Denn die Volksabstimmung hatte nun am 9. Dezember 1951 stattzufinden.

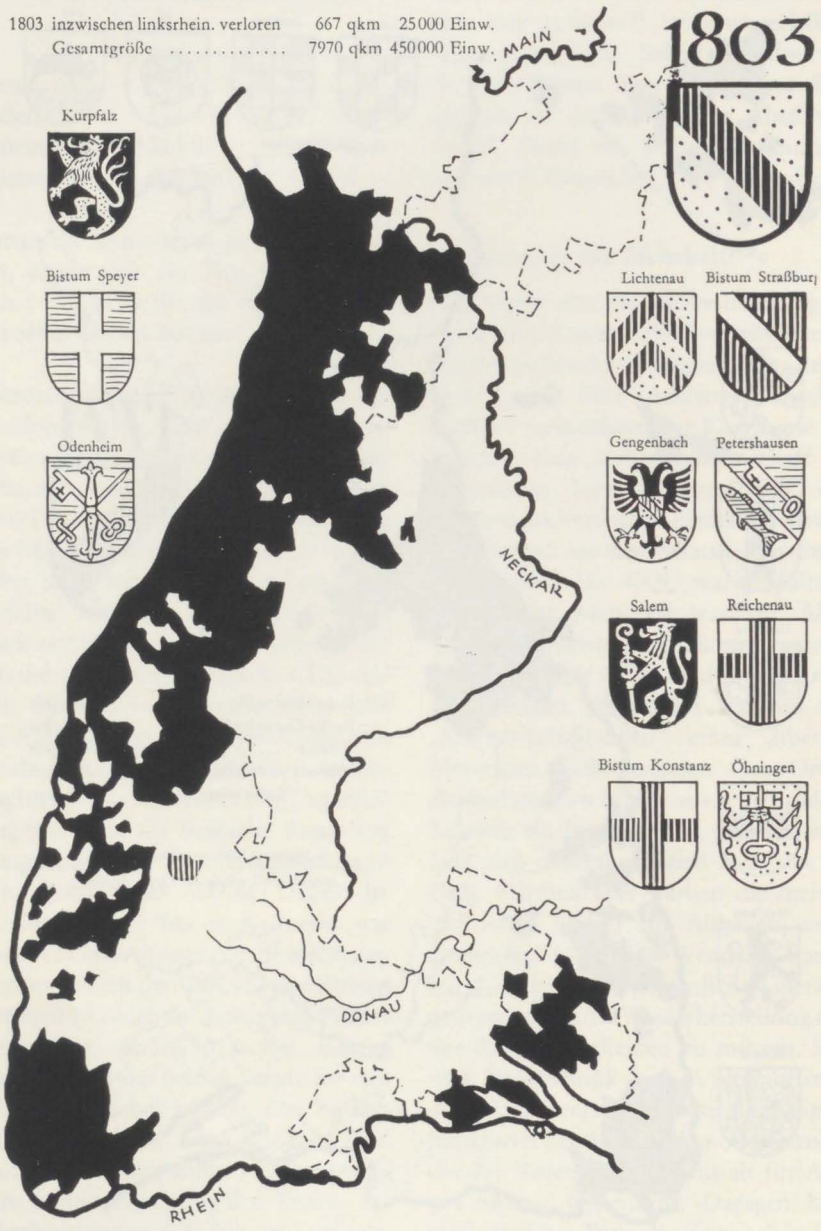
Wer gewinnt die Mehrheit?

Der Kampf um die Südweststaatfrage nahm praktisch schon seit 1949 vor allem in Südbaden die politischen Energien mehr und mehr in Anspruch. Eine „Arbeitsgemeinschaft der Badener" organisierte die Kampagne der Altbadener, eine „Arbeitsgemeinschaft für die Vereinigung Baden-Württembergs" die der Südweststaatanhänger. Beide erhielten erhebliche Mittel aus den Staatskassen bzw. vom Steuerzahler. Die CDU war gespalten. Ihre südbadische Mehrheit war für Altbaden, doch die Vereinigung Südwest wurde von dem Freiburger CDU-Stadtrat Albert Maria Lehr geführt. Altbadener warnten vor der „Kirchenfeindlichkeit" eines „liberal" beherrschten Südweststaates. Das Ordinariat Rottenburg (wo Müller vor seiner politischen Karriere als Justitiar tätig gewesen war) verhielt sich neutral, offiziell auch das in Freiburg. Faktisch aber warben die meisten katholischen Pfarrer für Altbaden; auch der Erzbischof (seit 1948 Wendelin Rauch) gestand, er habe die persönliche Überzeugung gewonnen, für die Wiederherstellung des Landes Baden entscheiden zu müssen. Südfunk und Südwestfunk hielten sich offiziell aus dem Streit heraus, doch war die Neigung des Stuttgarter Senders für den Südweststaat und die der Baden-Badener Anstalt für Altbaden ein offenes Geheimnis. Dagegen hielt die einflußreiche „Badische Zeitung" in Freiburg in anerkannt fairer Weise eine neutrale Position ein, wobei sie ihre Leser gleichzeitig umfassend informierte. Unverkennbar

Die Entstehung Badens



Karten Seite 367—370 aus: „Führer durch das historische Museum Schloß Rastatt" von Erich Blankenhorn, 1961


1803 inzwischen linksrhein. verloren 667 qkm 25000 Einw.
Gesamtgröße ..... 7970 qkm 450000 Einw.
1803
MAIN
Kurpfalz
Bistum Speyer
Odenheim
Lichtenau
Bistum Straßburg
Gengenbach
Petershausen
NECKAR
Salem
Reichenau
Bistum Konstanz
Öhningen
DONAU
RHEIN

1805 Größe: ..... 11970 qkm .... 620000 Einw.

die gerissene Linie zeigt den späteren endgültigen Umfang des Landes Baden. Die letzten Änderungen vollzogen sich 1818.

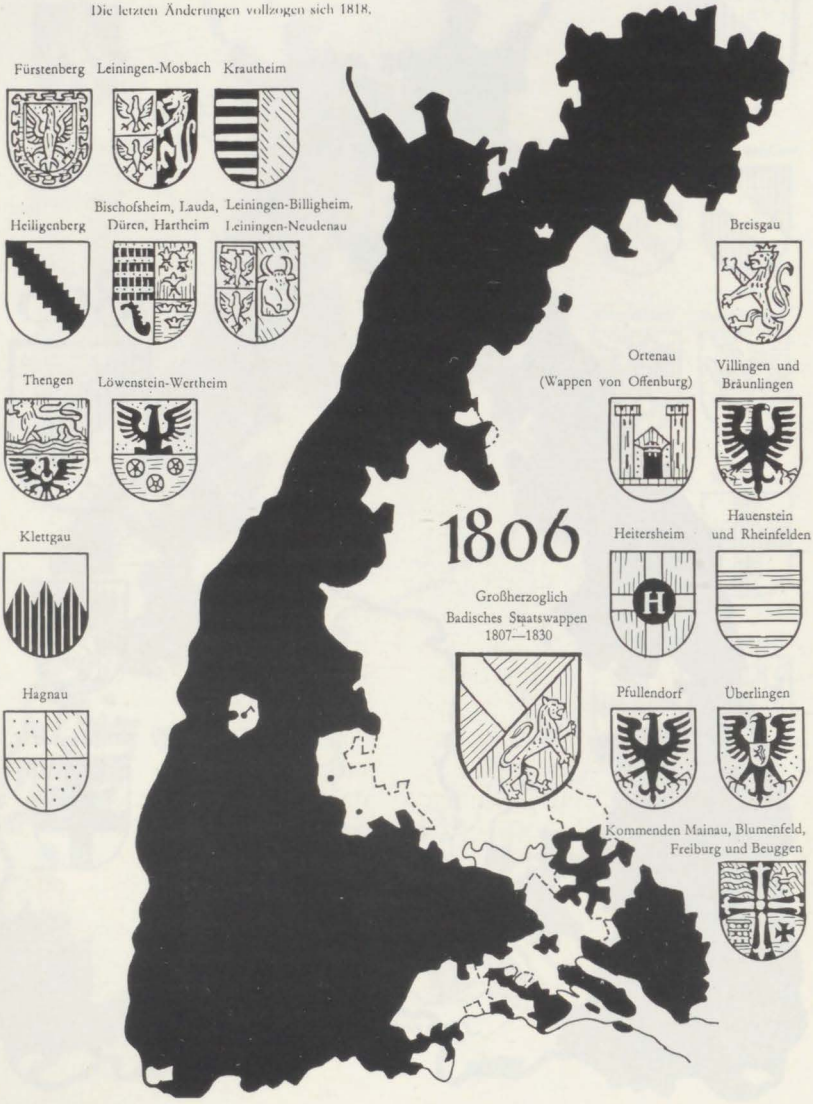
1806 Größe: ..... 17724 qkm ..... 902000 Einw.

Zusammengestellt nach den Angaben in

1) Badische Geschichte von F. v. Weech, Karlsruhe 1890

2) Das Großherzogtum Baden ... etc. Herausgeg. von E. Rebmann, Karlsruhe 1912

Die letzten Änderungen vollzogen sich 1818.



mischten sich in den Kampf zwischen Altbadenern und Südweststaatanhängern auch bundespolitische Interessen. Bei einer Bildung des Südweststaates befürchtete man in Kreisen der CDU Vorteile für die Liberalen und die Sozialdemokraten, während man für den Fall einer Wiederherstellung der alten Länder den konservativen Elementen (in der Partei und in ihrem Umkreis) größere Chancen gab.

Am 9. Dezember 1951 stimmte die Bevölkerung ab. Im Gesamtgebiet sprach sich eine Mehrheit von 69,7 Prozent für den Südweststaat aus. In Nord- wie in Südwürttemberg war die Zustimmung zum vereinten Baden-Württemberg diesmal noch höher als bei der Probeabstimmung im Jahr zuvor. In Nordbaden votierten 57 Prozent für den Südweststaat, in Südbaden nur 37,8 Prozent. Zählte man die Stimmen in ganz Baden zusammen, hätten die Altbadener hier mit einem Vorsprung von 2,2 Prozent gesiegt. Man hat vermutet, daß der hohe Anteil von Heimatvertriebenen in Nordbaden das dortige Übergewicht für den Südweststaat mitbestimmt habe. Sicherlich wirkte sich auch der höhere Anteil von Protestanten hier aus. Die Altbadener glaubten sich um ihren Sieg betrogen. Aber nach dem von Bundestag und Bundesrat beschlossenen Gesetz war der Südweststaat zu gründen, wenn jeweils eine Mehrheit der Wähler in drei Teilstaaten dafür votierte. Wohleb und seine Anhänger hielten dem das Mehrheitsergebnis von 671 000:614 000 badischer Stimmen für die Wiederherstellung Badens entgegen. Vergeblich versuchte Wohleb, die Neugliederung auszusetzen, indem er in Bonn einen entsprechenden Gesetzesantrag einbringen ließ. Der Antrag wurde mit 192 gegen 120 Stimmen bei 15 Enthaltungen abgelehnt.

Das neue Bundesland wird konstituiert

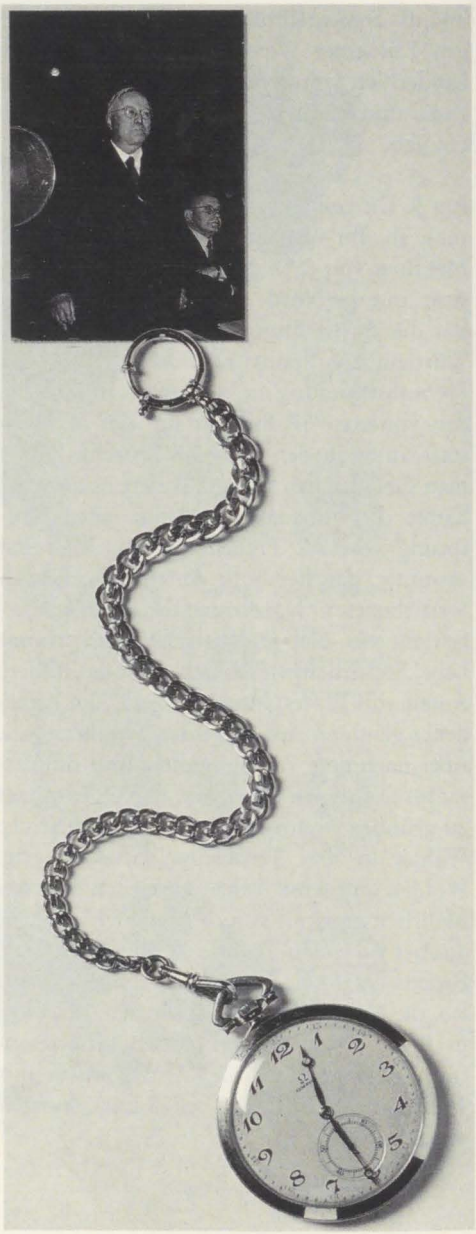
Die Ausgangsorte für die badischen Wege in den Südweststaat lagen vorwiegend in Nordbaden, aber — das ist deutlich geworden — ohne die Anstöße aus Frankfurt, Stuttgart, Tübingen und Bonn wären die Züge nicht so schwungvoll in Bewegung gekommen und hätten vielleicht nicht alle das Ziel erreicht: die Konstituierung des neuen Bundeslandes Baden-Württemberg. Sie wurde nun praktisch vorbereitet durch einen Ministerrat und in folgenden Schritten vollzogen: Am 9. März 1952 wurde die Verfassunggebende Landesversammlung von Baden-Württemberg gewählt, am 25. April wählte diese Reinhold Maier zum Ministerpräsidenten des neuen Bundeslandes, am 17. Mai wurden die Landtage und Regierungen der Länder Baden, Württemberg-Baden und Württemberg-Hohenzollern aufgehoben, am 19. November 1953 trat die Verfassung von Baden-Württemberg in Kraft. Noch einmal versuchten die Altbadener, die Entwicklung aufzuhalten oder umzudrehen. Nach Wohlebs frühem Tod (am 12. 3. 1955) beantragte der Interessenverband „Heimatbund Badenerland" 1956 beim Bundesverfassungsgericht eine Revision der Neugliederung im Südwesten. Er konnte ein entsprechendes Volksbegehren durchsetzen und mit zähem Ringen einen Volksentscheid in Form einer neuen Abstimmung über den Südweststaat erzwingen. Sie fand schließlich am 7. Juni 1970 statt. Das Votum der nur in Süd- und Nordbaden befragten Bevölkerung fiel eindeutig aus: 81,9 Prozent stimmten für Baden-Württemberg, nur 18,1 Prozent für ein wiederherzustellendes Baden. Damit hatte das „badische Volk" bezeugt, daß es auf seinem geschichtlichen Weg eine neue Heimat gefunden hatte: Baden-Württemberg.

25. April 1952

Unter Pfeifen, Johlen und Tumulten der in die Opposition gedrängten CDU verkündete der am 25. April 1952 gewählte Ministerpräsident Reinhold Maier die Geburtsstunde des Südweststaates (später Baden-Württemberg, am 4. 11 1952 mit $^2/_3$ Mehrheit beschlossen).
Für die Phase des Übergangs der bestehenden Länder auf das neu zu bildende Bundesland war durch Bundesgesetz ein Ministerrat bestimmt worden. Die bisherigen Landtage und Landesregierungen bestanden bis zum 17. Mai 1952 weiter. Die verfassungsgebende Versammlung war noch nicht Landtag, so daß die „neue Regierung" keinen rechtlich wirksamen Akt vornehmen konnte, da die Bestimmung über die Arbeit der Regierung in einem Überleitungsgesetz noch in der Beratung war und erst am 15. Mai verkündet wurde. Die Koalitionsverhandlungen wurden über den Kopf des Wahlsiegers CDU hinweg geführt.
Der noch nicht gewählte Ministerpräsident hatte schon vorher die Ernennungsurkunden der neuen Minister unterschrieben. Selbst der Präsident der Versammlung wußte nicht, daß gleichzeitig mit der das Land konstituierenden Sitzung Bekanntgabe, Vorstellung und Bestätigung der Minister erfolgen werde.
„Wer immer von den Besuchern auf der Tribüne des Landtag saß, in die Heusteigstraße zur gestrigen Sitzung der verfassungsgebenden Landesversammlung mit der Hoffnung kam, um zwar nicht gerade ein Fest vollkommener Einmütigkeit, aber immerhin die Zeichen vertrauensvoller Einmütigkeit zu sehen, ist enttäuscht worden. Wer glaubte, die offizielle Auflösung der alten Länder im Südwesten als Bekenntnis zur Einigkeit erleben zu können, mußte stattdessen ein Fest der Trennung mit Tumulten, Pfui-Rufen, mit Applaus und Empörung mitansehen. Wider alle Vernunft und jede sachliche Kritik, entgegen allen tiefen Ressentiments ist mit blinder Beharrlichkeit und einer die Kluft noch vergrößernden Übereile eine Regierung gebildet worden, deren Existenz allein schon den Anfang des neuen Landes in Zwietracht setzt." „Ob diese Ernennungsurkunden wohl gültig waren?" fragt sich selbst G. Müller. Die Reihe der seit 1948 sich hinziehenden Verhandlungen und Entschließungen erreichte mit dieser Proklamation ihren Höhepunkt.

Robert Albiez,
Neugliederung im Südwesten.
Ein Modell deutscher Möglichkeiten

Aus: R. Albiez, „Der überspielte Volkswille", S. 16



Ausstellung „1944—1952: Schau-Platz Südwest

Pressestimmen

Als die Festivitäten zum vierzigsten „Geburtstag" des Landes Baden-Württemberg geplant wurden, hat wohl niemand an eine Situation gedacht, wie sie jetzt eingetreten ist und düstere Schatten für Veranstalter und Akteure bereithält. Die Landtagswahl vom 5. April 1992 hat nicht nur die beiden stärksten Parteien dezimiert, hat nicht nur die CDU die absolute Mehrheit im Parlament gekostet, nicht nur eine sichere Pro-Kohl-Stimme im Bundesrat gekippt, sondern eine tiefe Krise des Parteiensystems ans Licht gebracht, die am Modell erkennen läßt, was in ganz Deutschland vorgeht. Hätten die Planer Derartiges vorausgesehen, sie hätten wohl lieber auf den Fünfzigsten gewartet, wie das früher der Brauch war, als man Erfolgsbilanzen noch nicht mit Goldenen Hochzeiten verwechselte.

Vielleicht tragen die Umstände, unter denen dieser Gründungstag begangen werden muß, dazu bei, daß nicht nur die dekorative Seite des Ereignisses ins Gedächtnis gerufen wird, sondern auch der nicht verjährbare Verstoß gegen die Gesetze des Rechts und der Verfassung, der den Südweststaat in seiner heutigen Beschaffenheit zustande gebracht und zementiert hat. Man vergißt heute rasch; und wo wirtschaftliche Zufriedenheit offensichtlich regiert, auch wenn sie sich vornehmlich in Klagen kundtut, wie im Bundesland mit der niedrigsten Arbeitslosenzahl, bedarf es schon einiger Anstrengung, den Blick zurückzuwenden auf die Zeit, in der drei Länder von Besatzungs Gnaden zwischen Main und Bodensee bestanden, drei Landtage und drei Regierungen (samt zugehörigen Militärregierungen) in Stuttgart, Tübingen und Freiburg.

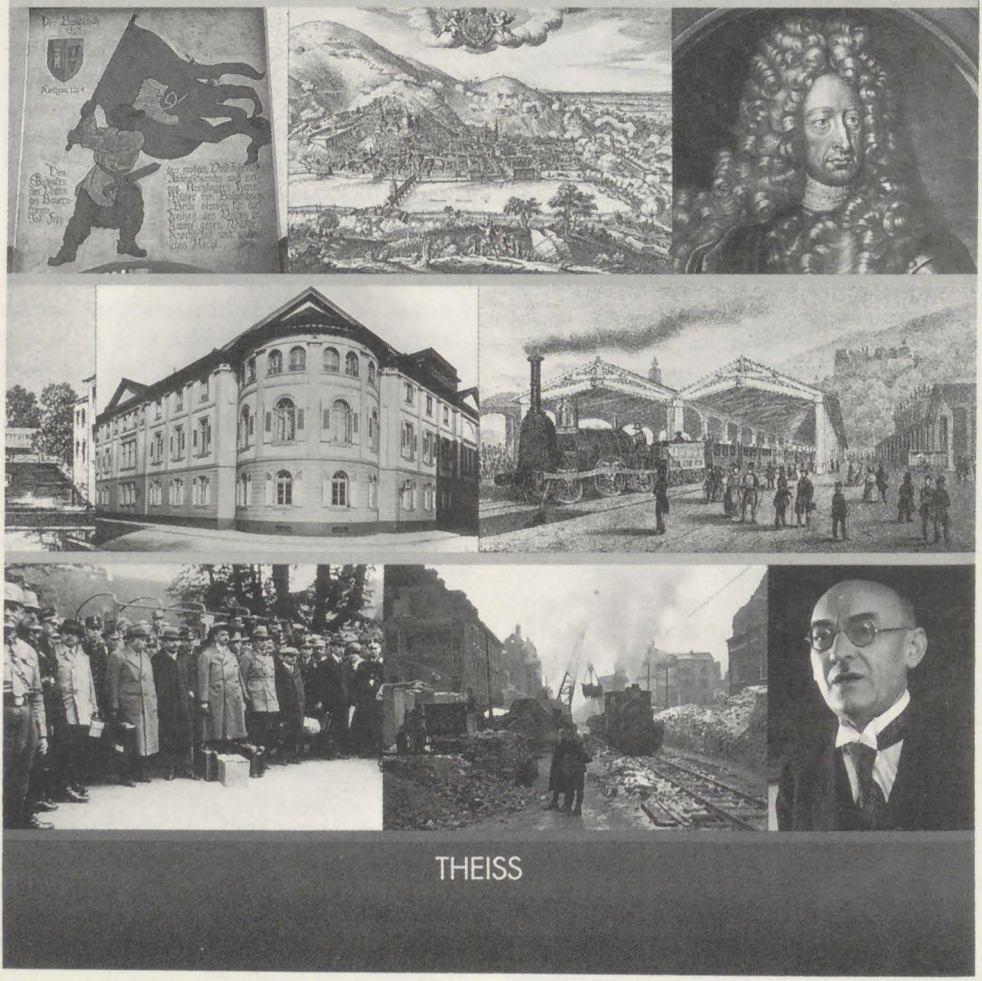
In der Not der letzten Kriegs- und ersten Nachkriegsjahre standen wirtschaftliche Erwägungen naturgemäß im Vordergrund. Die Angst vor Isolierung beflügelte den Gedanken an größere staatliche Einheiten. Zu den wenigen, die ihr Konzept nicht aus der nationalstaatlichen Vergangenheit, sondern aus einer europäischen Zukunft bestimmen ließen, gehörte der Staatspräsident Südbadens, Leo Wohleb, ein wissenschaftlich ausgewiesener Altphilologe und rhetorisch begabter Volksmann zugleich, wegen der Kleinheit seiner Gestalt ein Liebling der Karikaturisten, wegen der Hartnäckigkeit in der Vertretung seines Standpunktes bei Kollegen in Politik und Partei nicht sonderlich wohlgelitten.

Wohleb setzte auf die Karte der guten Nachbarschaft mit Frankreich und der Schweiz. Es machte ihm nichts aus, daß die Gegner ihn für einen „Lakaien der Besatzungsmacht" ausgaben. Er wußte als Politiker, daß es für Baden keine Zukunft ohne offene Grenzen am Rhein geben werde, und er wußte als Kenner der Geschichte, wie gut dies funktionieren konnte, wenn die Menschen es nur wollten. Er wußte noch nicht, daß schon wenig später der Mangel an Arbeitskräften, Scharen von Pendlern aus dem industriefernen Ostfrankreich anziehen würde. Er wußte auch noch nichts von den ökologischen Ressourcen Badens gegenüber den „Ballungsgebieten" an Neckar und Main. Er ahnte aber sehr genau, daß der Rhein in einem rekonstituierten Europa zur Mitte werden würde. Um Baden hatte er von daher keine Angst. Er widersetzte sich dem von Südweststaat-Propagandisten strapazierten Argument, das „arme" Baden werde sich ohne das „reiche" Württemberg nicht halten können.

Wer sich die Mühe macht, die Zahlen der Wirtschaftsstatisitk des Landes Baden-Württemberg nach den alten Grenzen aufzuschlüsseln, soweit das nach den mancherlei Fusionen und „Reformen" für den Laien möglich ist, wird Wohlebs Ahnungen bestätigt finden. Die Grenzlage ist dem zentralen Europastandort gewichen. Der Plan des verwichenen Lothar Späth, die gigantische Müllverbrennungsanlage des Landes am Rhein, Straßburg gegenüber, zu errichten, erscheint in diesem Licht als historischer Racheakt von ironischer Genialität; man kann auch sagen: als gespenstischer Treppenwitz der Geschichte.

Otto B. Roegele
Rheinischer Merkur Nr. 17, 24. April 1992

WOLFGANG HUG
GESCHICHTE BADENs



THEISS

Grenzraum Kraichgau

Von den Mühen, zusammenzuwachsen und zusammenzubleiben. Gedanken zum 40. Jubiläum von Baden-Württemberg.

Michael Ertz, Bretten

Am 20. März 92 wurde in Bretten eine „Multi-Media-Schau zur Landesgründung" (von Baden-Württemberg) gezeigt, die die Landesbildstelle in Karlsruhe erarbeitet hatte, in der auch einige Akteure aus Bretten mitwirkten, die in der Retrospektive über die Geschehnisse nachsinnierten, die im Für und Wider eines Zusammenschlusses von Baden und Württemberg damals die Menschen hier bewegten. Brettens Geschäftswelt hatte das Projekt mitgetragen, eine professorale Einführung ließ Erhellendes von dieser Schau erwarten. Was dann herauskam, inhaltlich und technisch, war ein Flop, der der Sache, dem Land Baden-Württemberg und auch der Stadt Bretten, nicht angemessen war. Hatte das symptomatische Bedeutung? Hatte man zu diesem Jubiläum der 40jährigen Landesgründung, das man in hochgestimmter Erwartung hier zu feiern gedachte, nicht mehr zu sagen? Ist doch noch Sand im Getriebe dessen, was man preisen wollte? Man will diese Schau nochmals überarbeiten, ist es damit aber getan?

Wer auch immer die Idee hatte — eine Idee die dann mit einer wohlabgewogenen Veranstaltungsreihe, bei der diese Multi-Media-Schau die Mitte bilden sollte, auch in die Tat umgesetzt wurde — im Raum „Kraichgau" einen besonderen Beitrag zum 40. Landesjubiläum von Baden-Württemberg zu liefern und dieser Veranstaltungsreihe einen exemplarischen Charakter für das ganze Land zu verleihen gedachte — war es die Stadt Bretten, die diese Idee zuerst äußerte und dafür die Städte Sinsheim, Eppingen und Kraichtal gewann, oder war es der Heimatverein Kraichgau, der diesen Vorschlag machte? — mag nachträglich unwichtig sein, auf jeden Fall wurde auf diese Weise ein Gebiet ausgewählt, in dem in der Vergangenheit Trennendes und Verbindendes in der politischen Gestaltung deutlich geworden ist, wobei die trennenden und verbindenden Motive, in der Vergangenheit angelegt, teilweise noch in unsere Gegenwart hineinwirken. Eine Wanderausstellung zum Thema „Grenzraum Kraichgau", die zuerst vom 11. März bis zum 1. April 92 im Kleinen Saal des Neuen Rathauses in Bretten gezeigt und dann in Sinsheim und Eppingen wiederholt wurde, sollte mit Wort und den dazugehörigen Gegenständen das vor Augen führen. In Berichten und Gesprächen klang immer wieder dabei an, daß diese trennenden und verbindenden Geschehnisse und Anlässe von einst in den Köpfen und Herzen der Menschen von heute noch festsitzen. Dabei läßt sich nicht übersehen, daß manches von dem Atmosphärischen, das hier im Kraichgau heutzutage noch vorhanden ist, auch für andere Räume und Gegenden im Lande steht. Das Geschehen der vergangenen Jahrhunderte und Jahrzehnten im „Grenzraum Kraichgau" macht offenbar, daß es hier immer wieder Brennpunkte gegeben hat, in denen Spannungen aufbrachen, die, kürzer oder länger, andauerten und unterschwellig immer weiter schwelten, Spannungen von denen man sagen kann, daß sie typisch sind für das, was sich zwischen den beiden Teilen, die wir als Baden und Württemberg bezeichnen, abgespielt hat —

auch wenn sie sich zwischen Herrschaftsgebieten und Herrschern ereignet haben, die damals andere Namen trugen, aber doch ähnliche Interessen verfolgten. Man kann darum bei diesem „Grenzraum Kraichgau" mit gutem Grunde von einer Nahtstelle in den beiden Landesteilen, dem ehemaligen Baden und dem ehemaligen Württemberg, sprechen, was uns als Paradigma insgesamt dienen kann. Es gibt diese Reibungsflächen in Baden-Württemberg auch sonst noch, und nicht nur an den Stellen, wo sich die beiden ehemaligen Teile räumlich berühren.

So wie man auf dem Vogesenkamm noch die Grenzsteine mit eingemeißelten großen Initialen F und D finden kann, die für die Grenzziehung zwischen Frankreich und dem Deutschen Reich zwischen 1871 und 1918 stehen, so wird man streckenweise hier auch solche Grenzsteine der beiden Landesteile Baden und Württemberg aufgestellt finden, die damit auch ehemalige badische und württembergische Kommunen getrennt haben. Im Wald zwischen Eppingen und Kleingertach z. B. kann man diese Grenzsteine fast in einer lückenlosen Reihenfolge entdecken und bewundern. So war es dann auch nur folgerichtig, daß im Rahmen dieser Veranstaltungsreihe im Mai 1992 der Heimatverein Kraichgau und die beiden Kommunen Knittlingen und Bretten zu einer zwanglosen Wanderung an den Grenzsteinen entlang, die zwischen dem einst württembergischen Kleinvillars und dem einst badischen Ruit, die heute jeweils in Knittlingen und in Bretten eingemeindet sind, aufgestellt sind, einluden. Einer munteren Schar, angeführt von den beiden Bürgermeistern und einigen Stadträten der Städte Knittlingen und Bretten, wurde bei dieser Grenzwanderung bewußt, daß diese Markierungen in früheren Zeiten eine größere Rolle gespielt haben, als man gemeinhin heute annimmt. Denn so ist es nur zu verstehen, wie es bei portestantischen Kirchengemeinden dieser Region dokumentiert wird, daß man nebeneinander lebte, ohne aufeinander zuzukommen. So ist es wohl anzunehmen, daß erst nach 1950 ein Kanzeltausch zwischen dem badischen Mühlbach und dem württembergischen Ochsenburg, wie auch zwischen dem badischen Eppingen und den württembergischen Kleingartach und Niederhofen stattgefunden hat, und die Eppinger heute noch die Redewendung „ins Reich gehen" gebrauchen, wenn sie ins Zabergäu aufbrechen. Und das nicht deswegen, weil die eine Seite, Württemberg, kirchlich lutherisch und die andere, Baden, uniiert war, sondern das landesherrliche Getrenntsein einem Herüber und Hinüber nicht entgegenkam. Und das, obwohl im Fall Mühlbach-Ochsenburg die Dörfer nur vier Kilometer auseinanderliegen und mannigfach verwandtschaftliche Beziehungen in den beiden Orten bestehen. Daß ein Gasthaus in Stockheim, wo immer viele Eppinger hinkamen, heute noch „Badischer Bahnhof" genannt wird, mag in die gleiche Richtung des Verschiedenseins weisen.

Das geschichtliche Geschehen im Großen und im Kleinen ist eine Macht, die sowohl das Trennende wie auch das Verbindende hervorruft und beeinflußt. So haben die Menschen, die in einer bestimmten Region, in denen sich die Ansprüche gegensätzlicher, manchmal sogar antagonistischer Herrschaftsgebiete und ihrer Herrschaften gestoßen haben, Erfahrungen gesammelt, die sich im täglichen Verhalten niedergeschlagen haben. Paul Tillich, der Theologe und Philosoph, ein Grenzgänger in vieler Hinsicht, hat über das Wesen einer Grenze, die in sich Trennendes und Verbindendes miteinschließt, viel nachgedacht und dazu den Satz geprägt: „Die Grenze ist der eigentlich fruchtbare Ort der Erkenntnis". Als einer, der im Raum des Kraichgaus seit dem Jahre 1952 in einem fort lebt, der von seiner Herkunft — aus dem Elsaß — her ein Mann der Grenze ist und sich immer als solcher fühlt, habe ich die Geschehnisse seither, hier vor allem aber das Verhalten der Menschen und ihre Reaktionen auf das Geschehen mit der mir gegebe-

nen Sensibilität wahrgenommen und die Menschen begleitet. Und da ich zudem der Historie einer Gegend, in der ich lebe, sehr zugetan bin, darüber nachdenke und nachforsche, um den Grund für Gegenwärtiges auch in den Menschen zu finden, scheint es notwendig zu sein, auf beides, auf die vergangene Zeit, so weit sie sich überblicken läßt, und auf die Gegenwart einzugehen und darin das Trennende und das Verbindende wahrzunehmen. Die Gegend an einer Grenze — auch wenn es nur eine ehemalige, jetzt überholte ist — ist wie ein Scharnier, dessen Funktionsfähigkeit auch über das sich anschließende Gebiet nach beiden Seiten entscheidet, darum muß man solchen Gegenden auch Aufmerksamkeit schenken.

Unter all dem, was in den Jahrunderten und Jahrzehnten zuvor und das schon vor langer Zeit, geschehen ist, sollen zwei Ereignisse herausgehoben werden, denen Symptomatisches und vielleicht sogar Paradigmatisches innewohnt für das, was man als das Trennende und Verbindende dieses „Grenzraums Kraichgau" bezeichnen könnte, wobei das, was damals zur Trennung führte, sich für lange Zeit als etwas Festgefügtes auswirkte, und in dem Verbindenden ein Zusammenwirken für später angelegt war. Es ist zum einen das Geschehen von 1504, worauf das Peter- und Paul-Fest in Bretten basiert, der Bayrisch-Pfälzische Erbfolgekrieg, das man nur recht verstehen kann, wenn man darum weiß, daß hier um Bretten eine Region liegt, die für den Nachbarn im Osten geradezu Gelüste hervorrufen mußte.

Im Jahre 1504 rückte der Herzog von Württemberg, nachdem er Maulbronn und Knittlingen im Sturm eingenommen hatte, mit einem Heer von 30 000 Mann, das mit Kanonen gut ausstaffiert war, auf Bretten, das damalige Brettheim, vor, das eine kurpfälzische Amtsstadt war und die äußere Bastion im Südosten der Kurpfalz bildete. Dieses Brettheim, an der Hauptstraße gelegen, die die damaligen Handelszentren Nürnberg und Augsburg im Osten und Frankfurt, Speyer und Straßburg im Westen verband, war eine wohlhabende Stadt und durchaus begehrenswert, die Absicht bei Herzog Ulrich von Württemberg war, dieses Brettheim zu erobern. Doch die wehrhaften Mauern und Türmer Brettens ließen es dem Angreifer geraten erscheinen, zunächst die Stadt zu belagern und Breschen in die Befestigungsanlagen zu schießen, außerdem hoffte man durch die Belagerung die Bewohner Brettheims und die kleine Besatzung der Stadt von nicht einmal 2000 Bewaffneten zur Übergabe zu zwingen. Doch in der Nacht zum Tage von Peter und Paul unternahmen die Verteidiger, die Landsknechte und Bürger, einen wohlvorbereiteten Ausfall, überraschten die Angreifer im Schlaf und konnten bei der entstandenen Verwirrung den Belagerern so großen Schaden zufügen, daß diese die Belagerung abbrachen und abzogen, was die Rettung für die Stadt Brettheim bedeutete und dieses in kurpfälzischem Besitz bleiben ließ. Wäre diese Belagerung anders ausgegangen und hätte der Herzog von Württemberg damals 1504 dieses Gefecht für sich entschieden, die Geschichte in unserem Raum wäre dann anders verlaufen. Dieser Raum um Bretten wurde für Jahrhunderte eine feste Größe innerhalb der Kurpfalz, er bildete nach Osten eine gut gesicherte Sperre, die eine gewisse Stabilität erreichte. Zumeist aber wissen die 50 000, die jedes Jahr zum Peter- und Paulfest in Bretten zu Besuch kommen und das bunte Treiben bewundern, nichts von diesen Geschehnissen und ihren Auswirkungen.

Das andere Ereignis, weniger kriegerischer Art, war die Zusammenkunft der führenden Vertreter der Kraichgauer Adelsfamilien — an ihrer Spitze Bernhard Göler von Ravensburg, Wolf von Gemmingen und Philipp von Helmstatt — am 3. Mai 1542 im Gasthaus „Zur Krone" in Bretten, bei der sie dem Kaiser die Steuer des „Gemeinen Pfennigs" bewilligten, der eine „allgemeine Reichsteuer zur Ablösung der naturalen oder persönli-

chen Kriegsleistungen" war. Dieses Ereignis, dem bald darauf die Errichtung einer Rittertruhe, das heißt einer ritterschaftlichen Steuerverwaltung folgte, war die Geburtsstunde des „Ritterkanton Kraichgau" des fünften dieser Art innerhalb des „schwäbischen Ritterkreises". Dieser Ritterkanton Kraichgau hatte Bestand bis zum Jahre 1806. Dieses 450. Jubiläumsjahr war für die Arbeitsgemeinschaft für geschichtliche Landeskunde am Oberrhein und der Stadt Bretten Anlaß zu einer Tagung zum Thema „Adel und Stadt, Regionale Aspekte eines problematischen Verhältnisses" am 12/13. Juni 1992 in Bretten. Dieser Ritterschaftskanton Kraichgau, in der der reichsunmittelbare niedere Adel dieser Gegend zusammengeschlossen war, blieb aber in den Grenzen des Kraichgaus, er hatte später seinen Sitz in Wimpfen, das bis 1802 Reichsstadt war, dann am längsten in Heilbronn, das als Reichsstadt zum schwäbischen Kreis gehörte und dessen Direktorium das Haus Württemberg innehatte. 1521/22 bieten die Ritter im Kraichgau auf ihren Burgen den württembergischen reformatorischen Theologen Unterschlupf, sie tragen damit zur Überwinterung der Reformation bei. Diese Theologen haben enge Beziehungen zum Adel im Kraichgau, namentlich der württembergische Reformator Johannes Branz zu Bernhard Göler von Ravensburg. Bei der Formulierung des Syngrammata Suevicum, einer genuin württembergischen Bekenntnisschrift, sind auch Theologen aus dem Kraichgau beteiligt, die unter dem Schutz dieser Kraichgauer Adligen standen. Mit einem Wort: die politisch verantwortlichen Kräfte in der damaligen Zeit haben Zukunftweisendes, damit auch Verbindliches gewirkt, sie haben sich dem Notwendigen geöffnet und damit etwas von ihren Möglichkeiten ahnen lassen.

Und wenn wir nun beides gegeneinander abwägen, das, was 1504 sich abspielte und das, was aus der Reichsritterschaft des Kantons Kraichgau kam, so fragen wir: War es das Trennende, das überwog, oder das Verbindende, das damit für diesen „Grenzraum Kraichgau" einen Akzent setzte? Mit der Abwehr württembergischer Gelüste ist ein Signal erfolgt, das auch für die spätere Zeit gelten sollte — auch wenn Baden als solches hier gar noch nicht im Spiel war. Auf jeden Fall haben die Städtchen im Kraichgau auch von dem Vorgehen der Reichsritterschaft Kraichgau profitiert. Da in dieser Gegend des Kraichgaus die großen politischen Entscheidungen nicht gefallen sind, ist dieser auch nicht in das historische Rampenlicht getreten. Als eine bemerkenswerte Episode in diesem württembergisch-pfälzischen (später badischen) Grenzraum ist uns allen hier das Durchschleusen des Dichters Friedrich Schiller von Knittlingen nach Bretten ja bekannt. Das sollte nicht übergangen werden, zeigt sich doch darin die liberalere Gangart, die im kurpfälzischen Gebiet früher als im württembergischen Herrschaftsgebiet eingeschlagen wurde.

Als dann Württemberg 1805 Königreich wurde und Baden 1806 zum Großherzogtum avancierte und beide durch Napoleons I. Gnaden auch einen namhaften Gebietszuwachs verzeichneten, wurde beider Staaten Gewichtigkeit erhöht, zumal die Integration der ehemaligen Kurpfalz in das neue Großherzogtum Baden gut von statten ging. Das betraf auch das Gebiet des Kraichgaus. Das wirkte sich auch an den Grenzen der beiden Staatsgebiete aus, ein Großteil der Gegenstände der Wanderausstellung „Grenzraum Kraichgau" stammt aus dieser Epoche. Ab dieser Zeit erfolgt eine stärkere Scheidung zwischen Baden und Württemberg, das kann man im Nachhinein hier im Grenzraum Kraichgau deutlich feststellen. Das geht auch auf die Bevölkerung über, die sich jetzt stärker mit ihrem Staat identifiziert. War das Bewußtsein, Württemberger zu sein, schon vorher dort im Lande bei den Menschen ausgeprägt vorhanden, so nimmt dieses auch nach und nach im Großherzogtum Baden zu.

Das hängt zu einem guten Teil mit dem Wirken der Großherzöge zusammen, deren Popularität im Lande unbestritten ist. Die Residenz in Karlsruhe gewinnt immer mehr an Ausstrahlungskraft. Für die Städtchen im Kraichgau wird Karlsruhe das Vorbild — wir denken hier an Eppingen, in dem die Nachfolgeschüler Weinbrenners als Baumeister wirken, und das mit seinen Straßennamen in den neuen Vierteln Karlsruhe imitiert. Es entsteht ein ausgeprägtes badisches Staatsbewußtsein, der Begriff des „Musterländle" entsteht, dieses hat vielfach liberale Züge. Wir dürfen ruhig sagen, daß dieses Baden gegenüber Württemberg einen Vorsprung hatte, was dieses darum wieder durch eine größere innere Geschlossenheit wettmachen konnte. Baden und Württemberg harmonieren nicht immer, das wird besonders deutlich am Bau der Eisenbahnstrecke, die Karlsruhe und Heilbronn über Eppingen, Bretten, verbindet, der Kraichgaubahn, die nur in verschiedenen Abschnitten realisiert werden und gegenüber der württembergischen Seite nur nach einigen Widerständen durchgesetzt werden konnte. Auch darf hier nicht übersehen werden, daß bei der badischen und württembergischen Eisenbahn technisch wie organisatorisch differierende Systeme lange Zeit gerade in unserem Raum bestanden. Und auch während der Revolutionsjahre sind das Land Baden und das Land Württemberg nicht aufeinander abgestimmt, die Revolutionsgedanken haben im Großherzogtum Baden eine größere Resonanz als im Königreich Württemberg. Die Jahre und Jahrzehnte badischer Herrschaft zeitigen auch im Kraichgau einen gewissen Stolz, zu diesem Land Baden zu gehören, den wir nicht unterschätzen dürfen. Wir können nicht umhin, zu betonen, daß die Auflösung des Regierungsbezirks Bretten im Rahmen einer kleinen Verwaltungsreform in den 30er Jahren auch nicht der Weisheit letzter Schluß war.

Als dann nach 1945 die Sieger die Besatzungszonen einteilten, da handelten diese nach ihren Gesichtspunkten, wenn auch nicht zu übersehen ist, daß die Franzosen erst nachträglich zu ihrem Recht kamen. Eine gewisse Willkür war auf jeden Fall damit verbunden. Wo der Gedanke nach dem Südweststaat, dem späteren Baden-Württemberg, entstanden ist, mag für uns jetzt unwichtig sein, im Gebiet des Kraichgaus bestimmt nicht. Aber doch stand man dort diesem Vorschlag positiv gegenüber, wie die satten Mehrheiten für den Südweststaat es zum Ausdruck bringen — auch wenn man sich der Folgen hier nicht ganz bewußt war. Was hat wohl den Ausschlag gegeben? Waren es konfessionelle Gründe, die mitsprachen? War es die industrielle Kraft im Gebiet Nordwürttembergs, die man dort, wenn man verglich, feststellen konnte, das den Ausschlag gab? Nach 1918 hatte es im Lande Baden wegen der nahen französischen Grenze nicht die Entwicklung wie in Württemberg gegeben. Obwohl der „Volkswille" im Landesteil Baden „überspielt" wurde, da ein raffiniertes Taktieren zur Bildung dieses Landes den Ausschlag gab, so ist nun dieses Land Baden-Württemberg mit seinen 40 Jahren jetzt doch feste Wirklichkeit geworden. Wenn aber jetzt etwa geschrieben wird, daß man „rein" gefühlsmäßig sich eher eine grenzüberschreitende Oberrheinregion gemeinsam mit den wesensverwandten Elsässern vorstellen könnte" und daß das „die europäische Lösung" gewesen wäre, so kann man das nur als eine Illusion bezeichnen, die jeglicher Grundlage entbehrt und jenseits des Rheins auf keinerlei Gegenliebe stößt. Man sollte auch im Rückblick auf dem Boden der Tatsachen bleiben. Viel mehr ins Fleisch gehend war die Gebiets- oder Verwaltungsreform, die im Jahr 1973 im Land Baden-Württemberg stattfand. Man hat nachträglich den Eindruck, daß hier manches am Reißbrett entworfen worden ist, daß aber auch wieder emotionale Gesichtspunkte eingebracht wurden, sonst hätte der Kreis Calw, der über drei Höhen und Täler bis vor die Tore Karlsruhes geht, und auch in seiner

Struktur nicht gerade den Begriff „organisch" verdient, noch weiter Bestand haben können. Daß Birkenfeld direkt an die Stadt Pforzheim angebaut, fast bei diesem Kreis geblieben wäre, sei als Kuriosum auch noch erwähnt. Bei dieser Gebiets- und Verwaltungsreform ist im Lande manches durcheinandergewirbelt worden. Man kann sich des Eindrucks nicht erwehren, daß hierbei manches „von oben" erfolgt ist, auch wenn man betont, daß die Teilregionen, die strittig waren, angehört worden sind. Daß hierbei der Kreis Sinsheim geopfert wurde, kann auch heute noch nicht als eine Ruhmestat gepriesen werden, denn damit wurde der „Kulturraum Kraichgau", der mühsam nach vielen Jahrzehnten seine organische Einheit gefunden hatte, wieder zerschnitten. Daß man sich in Eppingen und Umgebung, vielleicht aus der Perspektive der Konkurrenz zu Sinsheim, so schnell zum Anschluß an den Kreis Heilbronn entschloß, — es ist dann auch so gekommen — wird wohl heute nicht mehr als das große Los, das man damit gezogen hat, angesehen werden können — auch wenn eine gewisse wirtschaftliche Verlagerung nach Osten im Raum des Kraichgaus sich in den letzten Jahrzehnten vollzogen hat. Durch diese Gebiets- und Verwaltungsreform sind badische Gebiete im Kraichgau dem Regierungspräsidium Nordwürttemberg — der Raum um Eppingen und um Bad Rappenau — zugeschlagen worden, wir haben aber auch das Umgekehrte, daß württembergische Gebiete jetzt auch zum Regierungspräsidium Nordbaden gehören. Ist das aber immer zum Besseren gewesen? Und kann man diese Gebiets- und Verwaltungsreform als gelungen bezeichnen? Können wir sie wirklich als eine Bemühung um Überwindung territorialer Zäsuren und Verwaltungsgrenzen einstufen? Wir wollen, wenn wir die Frage so stellen, gar nicht einbeziehen die Gedanken und Reminiszenzen, die die Leo Wohleb-Ausstellung, die vom 4. bis zum 28. Juni 1992 im Stadtmuseum Bretten, vom Staatsarchiv Freiburg arrangiert, und zuvor in der Breisgau-Metropole schon der Öffentlichkeit gezeigt, hervorgerufen hat.

Das Geschehen aus der Vergangenheit schlägt sich nieder in der Gegenwart, es wirkt fast immer mit seinen positiven und noch mehr mit seinen negativen Aspekten weiter im Heute. Auch das ist hier im Kraichgau als Problem der Fall. Was gibt es noch, was trennend wirkt, d. h. genauer: wo gibt es noch Reibungsflächen in diesem „Grenzraum Kraichgau"? Und ist umgekehrt zu erwarten, daß es wieder, wie es für eine Grenze auch üblich sein kann, Verbindendes geben kann, das weiterweist? Die Frage wollen wir in diesem Zusammenhang gar nicht stellen, ob der Zusammenschluß der Länder Baden und Württemberg zum Lande Baden-Württemberg dem badischen Teil — an diesen denken wir vor allem — Vorteile oder Nachteile gebracht hat, obwohl diese Frage bei vielen im Kopf herumspukt und nicht unangemessen wäre. Was wir hier wiedergeben wollen, sind Erfahrungen, die seit dem Jahre 1973 gemacht worden sind, persönliche Erfahrungen zum größeren Teil, aber auch Erfahrungen von Dritten, sie sind nicht systematischer, sondern eher punktueller Art und betreffen auch nur einen kleinen, aber übersichtlichen Erfahrungsraum.

Der Übergang der Verwaltung — in unserem Fall von Sinsheim zum Kreis Heilbronn — ist mehr oder weniger problemlos vor sich gegangen. Man darf auch uneingeschränkt sagen, daß die Spitzen des Kreises und auch die Leiter der oberen Behörden im Kreis Heilbronn sich korrekt und hilfreich verhalten haben. Die unteren Behörden aber im Kreis und die anderen öffentlichen Stellen im alten Kreis Heilbronn haben das Hinzukommen des badischen Raumes als eine Belastung empfunden, sie haben das auch ohne Hemmungen zum Ausdruck gebracht. Von Lehrkräften aus dem ehemals badischen Teil konnte man immer wieder die Meinung hören, daß es im Schulamt Bruchsal, zu dem sie zumeist gehört hatten, liberaler zugegangen

wäre als im Schulamt des neuen Kreises und des neuen Oberschulamtes Heilbronn. Ein namhafter evangelischer Pfarrer aus Heilbronn konnte, ohne darüber zu erröten, sagen, über Schwaigern, das die Grenze des früheren württembergischen Kreises Heilbronn bildete, sei er nicht hinausgekommen, der neue Teil des Kreises interessiere ihn auch nicht, das sei sowieso Ausland. Und wie schwer, schier unmöglich war es, die politischen Gremien aus dem Zabergäu und dem Kraichgau, der jetzt zum Kreis Heilbronn gehörte, unter einen Hut zu bringen, es mißlang, mit ihnen ein Gegengewicht zur Stadt Heilbronn zu schaffen. Meßner aus Württemberg — unter ihnen auch Vertreter aus der unmittelbaren Nachbarschaft zum Kraichgau — bekannten freimütig, nichts vom badischen Teil zu wissen und ihn auch kaum zu kennen. Ihr Interesse, das nachzuholen, war nicht groß. So wie die Dinge jetzt liegen, wird der Raum Eppingen, was den Verkehr anbelangt, nicht viel vom Raum Heilbronn zu erwarten haben, die Region Franken ist in ihrem östlichen und nördlichen Teil sowieso weit entfernt vom Kraichgau.

Als die Gebiets- und Verwaltungsreform verwirklicht wurde, stand auch die kirchliche Begradigung zur Debatte. Die Überlegungen der katholischen Kirche in dieser Frage sind mir nicht bekannt, sie treten auch nicht zu sehr hervor, weil das württembergische Bistum Stuttgart-Rottenburg Suffraganbistum des Erzbistums Freiburg ist und so eine Abstimmung vorhanden ist. Historisch überkommen sind eine evangelische Landeskirche in Württemberg und Baden und das mit einem voneinander abweichenden Bekenntnis, die Organisationsform hingegen ist in beiden Fällen so ziemlich gleich. Die Oberkirchenräte und auch die Landessynoden in beiden Kirchen wurden mit den Folgen in beiden Landeskirchen befaßt, die sich aus der Gebiets- und Verwaltungsreform des Landes Baden-Württemberg ergaben, grundsätzlich war man bereit, sich den staatlichen Reformen auch in der Kirche anzupassen. So faßte die badische Landessynode den Beschluß, im Zuge der Reform Gemeinden und Teile von Gemeinden an die württembergische Landeskirche abzugeben, in der Hoffnung, daß die württembergische Ähnliches beschließen würde, was aber nun nicht der Fall war. Es blieb hier bei der Einseitigkeit. Und dort, wo es württembergische Kirchengemeinden gab, die jetzt nach der Verwaltungsreform im ehemals badischen Landesteil sich befanden, war man nicht bereit, diese Gemeinden der badischen Landeskirche zu übergeben. Im Falle von Bonfeld und Fürfeld z. B., die staatlich zu Bad Rappenau gehören, war man dazu nicht willens. Ein hoher Würdenträger der württembergischen Kirche erklärte dieserhalb sogar: sie werden doch nicht erwarten, daß diese württembergischen Gemeinden badisch werden. In den meisten dieser Fälle — das gilt z. B. auch für Oberderdingen — waren auch die betreffenden Gemeindegremien nicht zu einem Wechsel in die badische Landeskirche bereit. Komplikationen gab es dann auch für die diakonischen Aufgaben in den Gemeinden, da auch hier wieder zwei diakonische Werke, das württembergische und das badische, das Sagen haben. Mit großer Mühe und mit rechtlichen, ziemlich schwierigen Konstruktionen, hat man sich hier geholfen, um den Schaden von den Gemeinden abzuwenden. Darüber dürfen wir doch nun wieder froh sein, daß beide Kirchenkörper, wenn nun die badische und die württembergische Landeskirche, weiter bestehen, das Eigene und Gewachsene bewahren können und dabei geistlicher Austausch erfolgen kann. Auf jeden Fall ist es erfreulich, daß wir im Lande Baden-Württemberg noch zwei Landeskirchen haben, die badische und die württembergische, und daß diese von ihrer historischen Tradition her bestimmt sind und, jede für sich, die Anliegen ihrer Kirchengemeinden und der Kirchenmitglieder berücksichtigen.

Nun sind diese Aversionen nicht allein auf die evangelischen Gemeinden beschränkt, wir denken daran, daß vor etwa fünfzehn Jahren ein verdienter Forstmann und hochqualifizierter Wissenschaftler aus dem Zabergäu nach der Verwaltungsreform schroff eine Zusammenarbeit mit dem ehemals benachbarten badischen Kraichgau in seinen Bereich ablehnte.

Unser Exkurs in die Historie hat uns einige Fingerzeige gegeben, um vieles von heute zu verstehen. Erfahrungen aus neuerer Zeit im Blick auf Baden und Württemberg als Teile und auf Baden-Württemberg als Bundesland bringen uns zum Nachdenken. Diesem Nachdenken gerade über diesen Raum hier im Kraichgau, so peripher er ist, kann eine paradigmatische Funktion für das Land Baden-Württemberg nicht abgesprochen werden. Trennendes gab es in der Vergangenheit, Trennendes gibt es auch noch heute — es wäre unehrlich, das zu verschweigen, wir müssen damit leben. Aber gerade, weil wir dieses Trennende, dieses Voreingenommene und z. T. Verfestigte offen aussprechen, ist es uns möglich auf beiden Seiten zum Verbindenden zu gelangen. Es sind nur Anmerkungen, die wir vorgebracht haben — sie sind auch gering gegenüber anderem Gewichtigeren —, aber sie mußten gerade im Blick auf das 40jährige Bestehen des Landes Baden-Württemberg geäußert werden. Eine ehrliche Bestandsaufnahme führt immer weiter. Auch im Sinne des Tillich-Wortes: „Die Grenze ist der eigentlich fruchtbare Ort der Erkenntnis". Es wäre unehrlich gewesen, wenn wir bei diesem 40. Landesjubiläum diese Schwierigkeiten und Animositäten unter den Tisch gekehrt hätten, zumal sie latent noch vorhanden sind. Bei der mißratenen Multi-Media-Schau strebt man eine Überarbeitung an, das Zusammenleben von Menschen ist aber etwas Heikleres, aber auch hier sollte man im Kraichgau und auch sonstwo mindestens zum Überdenken bereit sein.

Das Badiſche.

Von Wilhelm Hauſenſtein.

Ich ſehe es nicht aus der Nähe, nicht unmittelbar, ſondern aus einem ziemlich großen räumlichen, auch zeitlichen Abſtand. Dreißig Jahre lang bin ich nun von zu Hauſe fort, und von der bayriſchen Hochebene am Fuß der Alpen iſt es bis ins Badiſche mehr als eine halbe Tagereiſe. Ich ſehe das Badiſche in einer Ferne, die zugleich mit der ſüßen Schwermut und der umflorten Heiterkeit des Geweſenen, für mich Geweſenen bildhaft daſteht. Es iſt mir ein wenig wund zu Mute; — aber in der Empfindung iſt auch die Sicherheit: dies habe ich beſeſſen — dies hat in mich hinein gewirkt bis auf den heutigen Tag —, dies Badiſche iſt der ganz gewiſſe Stoff, aus dem mir Leib und Seele, Herz und Nerven gemacht ſind.... Oberbayern iſt mir zur Wahlheimat geworden; es iſt wahr, und ich bekenne mich zu dem Dank, den ich ſchulde. Aber auch dies iſt wahr: daß ich hier oben ein wenig lebe, wie in einer ſchönen Verbannung, beteiligt, aber nicht völlig aufgenommen.... Und ſooft ich dies Verhältnis recht bewußt verſpüre, malt ſich am äußerſten Geſichtsfeld ein Bild von daheim — aus dem ewigen, unverlierbaren und immer noch weiterbeſtimmenden Daheim: aus dem hellen Odenwald, aus dem dunklen Schwarzwald und aus der Mitte zwiſchen beiden — aus dem Karlsruher Schloßgarten.

* * *

Dann fällt mir ein, daß die Erde bei Pforzheim hell iſt, hell und fein wie Gartenerde; das Grüne ſteht licht darüber, die Luft iſt blond, die Hügel heben und wölben ſich ſanft; es iſt lau und warm und heiß, die Laune des Wetters fällt nicht wie hier in München mit grobem Sturz in die Tiefe einer faſt ſchneeichten Sommerkälte; nichts iſt ſehr groß, aber alles iſt liebenswürdig, freundlich, angenehm. „Und us der Heimet chummt e Schi, 's mueß lieblig in der Heimet ſy....“ Ja, lieblich. Obſtbäume ſtehen in Mengen; Kirſchen und Pflaumen und Zwetſchgen, Äpfel und Birnen und Beeren gedeihen, und

es gedeihen Gemüse. Es fällt mir bei, daß ich gehört habe, im Badischen kämen Feigen fort, und ich entsinne mich der Studententage, wo ich in den Wäldern überm Heidelberger Schloß Edelkastanien vom Boden gelesen habe, in Mengen von dem Boden, auf dem das gefallene Laub rostrot und havanabraun und rosa, goldgelb, lila lag; ich weiß für allezeit, bis zum Tag meines Todes, wie ich die Kastanien — die aufzulesen verboten war — zu Hause im Salzwasser gesotten habe und neuen Wein zu den Kastanien trank.... Neuen Wein! Auch Nüsse waren da; man drückte sie in frisches Schwarzbrot, und der Neue schmeckte immer köstlicher. Der Wein aber, auch er war im Badischen gewachsen; das Badische ist ein Weinland droben und drunten; der kühle Kaiserstühler wächst auf vulkanischem Boden und ist mir lieber als jeder Wein von Mosel und Saar. Wie es Weinberge und Rebäcker gibt, so gibt es Walnußbäume. Ach, hier oben im Bayrischen wächst kein Wein, und wenn ich einmal einem Walnußbaum begegne, so ist er beinahe exotisch — badisch-exotisch, und ich habe meine liebe Not, das Lid trocken zu halten.

* * *

Von Pforzheim bis Durlach war es früher, in den Knabenjahren, in den Ferienjahren, so weit, so weit.... Heute ist es schier eine Fahrt, die nach Minuten zählt. Ich mache die Ferienreise zurück aus dem Schwäbischen, heim nach Karlsruhe, im Geiste immer und immer wieder. Da steht der Turmberg über Durlach, und alle die Wanderungen des Gymnasiasten, einsame und freundschaftliche, kommen wieder — zusammengefaßt in das recht genaue Ungefähr einer einzigen Wanderung, die dem Gang des Lebens selbst gleicht, ja der Gang des Lebens *ist*.... Ich bin jetzt an die Berge des Wettersteins gewöhnt und an die Schrofen des Karwendels; der Turmberg ist ein Maulwurfshaufen; aber wenn ich zurückdenke, so sah man von droben doch recht großartig hinab, und auf den Höhenwegen meinte man mit Vierzehn und Siebzehn, den Scheitel des Daseins zu beschreiten.

* * *

Der Karlsruher Schloßgarten, die Mitte des Landes.... Da ist vor allem Ginkgo Biloba, der Ginkgobaum mit den fächrigen Blättern; sie sehen aus wie Nadeln, die durch Luftschwimmhäute verbunden wären. Da sind Platanen

mit ſchwefelgelb und beige, mit ſandgelb und aſchgrau gefleckten Rinden — Platanen, die in der Provence ſtehen könnten. Das Gehege der Bäume, des Parks, als Ganzes angeſchaut, iſt hellgrün; aber es ſind viele ſehr dunkle, faſt ſchwarze Stellen drin, und dieſe Stellen ſind in der Nähe aus Fichten, Kiefern, Buchs, Taxus, aus Eiben und Thuya gemacht. Wenn ich zurückdenke, ſo wundere ich mich immer über dies Dunkle.... Rhododendron blüht, Magnolien blühen; der Flieder ſchäumt. Inmitten des Gartens ſteht das gußeiſerne Hebel-Tempelchen, gußeiſerne Gotik von romantiſcher Biederkeit; die Büſte des Dichters, der innig und klug geweſen iſt, richtet ſich ſchloßwärts; dort in der Lichtung, im Blickfeld der Büſte ſteht der barocke Schloßturm mit freundlicher Größe, lichtgrau und ein wenig rot und überwölbt mit einer tiefgrauen Schieferkuppel.... Aber fehlt nicht die gelbrotgelbe Fahne, die ſchönſte Fahne der Welt? Die Fahne, die ihre leidenſchaftliche Pracht mit dem Feuer Spaniens gemeinſam hat; ob auch die Leute im Badiſchen keine Spanier ſind? Nein, Spanier ſind ſie nicht — nur zuweilen ein wenig don-quichottesk in Kleinigkeiten, in richtigen Bagatellen. Wenn ich an die Umſtändlichkeiten meiner alten Mutter denke, daran, wie ſie aus Nichts die größten Angelegenheiten macht, wie ſie gegen Stecknadeln und Flaſchenkorke einen Strauß beſteht gleich jenem Ritter, als er gegen Windmühlen kämpfte.... Doch dies gehört nicht hierher. Hierher gehört der Schatten des alten Großherzogs — ein Schatten himmelblau und hochrot, mit der Würde eines ſilbrigen Bartes und weißen Pudeln, die nur noch ſpringende Reflexe ſind.... Der Boden iſt ein feiner Sandboden. Weiß man drüben im Badiſchen, was dies bedeutet? Ich weiß es, wenn ich an das moorige Schwarz und torfige Braun des bayriſchen Grundes denke und an ſohlenmordende Kieswege.... Die Vögel ſingen; bald werden die Akazien in der Fülle ihrer ſchimmernden und duftenden Blütenträhen ſtehen — Akazien, Akazien! Weiß man im Badiſchen, was man an ihnen hat? Von hier aus weiß man es, denn hier, im rauhen Lande, gibt es keine.

Der Schloßgarten in Karlsruhe. Er hat den melancholiſchen Zauber einer Gegenwart, die ſich ſelbſt nicht mehr fühlt, weil ſie ja auch keine mehr iſt; denn um gegenwärtig zu ſein, müßte ſie ſich etwa mit der gelbrotgelben Schloßturmfahne ausweiſen. Der Garten hat den Zauber der Verſunkenheit. Die Raſenkanten ſind nicht mehr genau abgeſtochen. Alte Frauen, alte penſionierte

Herren ſitzen auf den Bänken und ſind der Zeit ſo fremd, wie ſteinerne Götterfiguren aus der Mythologie des Barocks. Es ſind auch Kinder da mit ihren Bonnen, aber die Kinder haben noch keine Gegenwart, wie jene Alten keine mehr haben. Aber guter Gott im Himmel — wer und was hat Gegenwart? Vielleicht die Stimme der Kreatur: die zwitſchernde Stimme des Buchfinks; das Geflöte und Geſchrei, der ſchluchzende Notruf der Amſel. Und vielleicht das ſchwarze Käppchen der Meiſe. Gegenwart für eine halbe Minute. Gegenwart für eine Sekunde. Die Gegenwart iſt ſo breit und ſo lang wie ein Komma.

* * *

Das Badiſche — das bedeutet: agri decumates, ein Lieblingsland der verwöhnten Römer, die wiſſen mußten, was gut iſt. Immer hat es mich ſtolz gemacht, daß die Römer auf das Badiſche ein beſonderes Auge hatten, auf das Badiſche mit den Thermen von Baden-Baden und Badenweiler und mit der Eignung zum feinſten Anbau; auf das Badiſche mit den früheſten Blüten; auf das Badiſche, das zwiſchen Weſten und Süden gelegen iſt, wenn man ſo ſagen kann. Der Himmel iſt hier im Bayriſchen großartiger; glockenhaft iſt er gewölbt; er iſt blau wie Enzian, und mehr als hundertmal habe ich ſagen dürfen, die Wahrheit ſagen dürfen, der oberbayriſche Himmel ſei noch dem Mittelmeer zugeordnet; alle Dinge ſtünden klar unter ihm, baulich klar und bildneriſch klar wie Florenz. Der Himmel über dem Badiſchen iſt anders. Er ſcheint flacher geſpannt, und ſeine Bläue tönt ſich ins Silbrige, ins Atmoſphäriſch-Dichte. Die Welt darunter, die badiſche, hat mehr Malerei, wie die oberbayriſche mehr Architektur und mehr Plaſtik hat. Ich rede jetzt nicht von der Kunſt; ich rede vom Charakter der Dinge, der Landſchaft, der Situation. Und dann: die Welt unter dem badiſchen Himmel iſt linder, iſt wärmer. Wie ſonderbar, daß mir aus aller badiſchen Jugend nur zwei oder drei Winter-Erinnerungen geblieben ſind! Ein bißchen Schlittenfahren im Schwarzwald und Odenwald, mit dem niedrigen, flachen Bubenſchlitten und mit des hornbergiſchen Großvaters klingelndem Pferdeſchlitten; ein bißchen Erinnerung an Winterdämmerung Samstagabends und an die Großmutter, die mit friſchen Salzbretzeln aus Niederwaſſer und mit Rahmkäſe, unſchuldigem Rahmkäſe, hereinkommt, um den Enkeln das „Veſperle" auszuteilen, während im großen Kachelofen die Scheite krachen; ein wenig Er-

innerung an eine ſchrägauf mit Schnee verwehte Treppenecke in Karlsruhe, ſie war aus rotem Sandſtein, und der Sturm fiel – ich weiß es genau – auf „Kaiſers Geburtstag". Aber ſonſt iſt die ganze Erinnerung ans Badiſche nur Frühling und Sommer und Herbſt! Alles iſt hell, alles iſt warm, alles trägt einen ſanften Glanz, einen Glanz wie aus dem Paradies. Es iſt doch keine Läſterung, wenn ich geſtehe, daß ich mir ſeit Kindesbeinen das Paradies nicht anders denken kann als mit dem Duft von Akazien aus dem Badiſchen und mit der lauen Luft des badiſchen Frühlings, der ſo zeitig iſt, daß der Onkel Gärtner Mitte Februar ſchon zu beſtellen anfing? Eine Wunder-Erinnerung aus meiner Knabenzeit: es fügte ſich, daß wir am 15. Februar erlöſende fünfzehn Grad Wärme maßen (Réaumur) und daß kein Schnee mehr kam! Uns Buben ſchien das Spiel mit den fünfzehn ein wunderbares Geſchenk von oben.... Wahrhaftig, der Winter iſt faſt ausgelöſcht. Nur die heiteren und warmen Jahreszeiten ſind übrig. Es iſt Herbſt; wir ſchwitzen in den Weinbergen, während wir leſen und Trauben eſſen. Der Großvater hat gekeltert, Gottlob Baumann zum Bären in Hornberg; wir ſtehen mit Strohhalmen an den Bottichen und den noch unverſpundeten Fäſſern und ſaugen, wir Lausbuben, und die Baſen mit, und noch der Oktober heizt uns vom Himmel her dazu gewaltig ein. Es gibt im Badiſchen nur Frühling, Herbſt und Sommer. Sommer – das heißt: im Rhein ſchwimmen, bei Maxau. Frühling – das heißt: Kaulquappen ſuchen im lauen Altrhein hinter Mühlburg, dort zwiſchen den lichtgrünen Bäumen, und die anilinfarbenen Libellen über den Froſchwaſſern zittern ſehen wie ein geflügeltes, gefärbtes, iriſierendes Stück Luft. Herbſt – das heißt: Walnüſſe herunterholen und die Blätter, die ſchönen Blätter in den Händen zerreiben, damit ſie noch ſtärker, noch bitterer riechen.

* * *

Das Badiſche iſt in den Rhein gefaßt. Nirgends iſt ſeine Kurve ſo ſchön wie um Baden herum, ſo eigentümlich, ſo elegant, ſo präzis, ſo merkbar, ſo unvergeßlich. Wenn ich die Kurve im Coupé der Eiſenbahn ſehe, den ſchwarzen, gekrümmten, langgezogenen Strich, ſo ergreift es mich wie eine Sinngebung – ob ich die Sinngebung auch nicht weiterdeuten kann. Dieſe Rheinkurve: ſie macht das Badiſche vollends zur legitimen Einheit.

Man fährt, zuletzt durch eine Obſtbaumallee, nach Marau hinaus; nebenher, nahe der Straße, geht ein Bach, ganz ſtill, faſt ohne Strömung, reizend gekrümmt, von Bäumen, Uferbäumen begleitet, wie ſonſt die Bäche und Flüſſe in Frankreich von Uferbäumen begleitet ſind.

Nun iſt die alte Holzbrücke da, die Holzbrücke auf den Pontons aus Eiſen, die gegliederte Holzbrücke, die man auflöſen kann, damit die Schiffe durchfahren mögen. Der herrliche Strom. Er geht in klarem Zug von Süden nach Norden, eine unendliche und doch geformte Maſſe Waſſers, das Grenzenloſe mit ſich tragend und zugleich gebettet in deutliche Schranken. Die Ufer ſind wenig beſiedelt. Hohe, lichtgrüne Pappeln bewohnen den Flußrand hüben und drüben, weit hinauf, weit hinab. Wenn ein Luftzug geht, dann wenden ſich die Blätter der Pappeln und ſcheinen weiß; dann blitzt es weißlich aus dem Lichtgrünen, Wäſſeriggrünen. Der Himmel iſt ein wenig blaß. Das Waſſer iſt lichtoliv und ſtrömt mit dem Ausdruck der Kraft, rein und ſtark wie ein gutes Schickſal. Es riecht nach Waſſer; es riecht nach Holz im Waſſer und riecht leiſe nach Teer. Es iſt köſtlicher Geruch; er regt die Phantaſie der Nerven auf wie wenig.

Der Strom hat etwas zu bedeuten. Er ſpricht eine Symmetrie aus: die Symmetrie zwiſchen dem Elſaß und dem oberen Badiſchen, die Symmetrie zwiſchen dem badiſchen Unterland und der Rheinpfalz. Mehr noch: die Symmetrie zwiſchen dem deutſchen Weſten und dem franzöſiſchen Oſten. Berge ſtehen zu beiden Seiten: Schwarzwald und Odenwald hier, Haardt und Vogeſen dort. Ich ſehe mich auf der Marauer Rheinbrücke und ſichte den Schwarzwald, aus dem ich ſtamme, und ſichte die Berge auf der andern Rheinſeite, die wirklich nichts anderes ſind als die rechte Antwort auf die Berge im Badiſchen.

Im Weſten drüben ſchwimmt die Sonne ſcharlachrot überm Horizont; es iſt das Badiſche, das widerglüht als ein ſeltſamer Schmelz aus Grün und Rot. Der Tag iſt lang. Er iſt länger als im Bayriſchen, das gegen Südoſten ſchaut.

Ich habe Elſaß und Baden nie trennen können, und nie badiſche und bayriſche Pfalz. Tut es der Rhein? Nein. Aber er tut mehr: Durch die Länge ſeiner badiſchen Entwicklung ſchließt er noch Oberland und Unterland aneinander! Hat Napoleon dies Land gemacht? Der Rhein hat es gemacht, trotz und mit dem Kaiſer Napoleon.

Doch ſchöner als alles Geheimnis, ſchöner als alle Bedeutung iſt dies: daß der Rhein *da iſt*; daß er hier *exiſtiert*, zwiſchen den Ufern, unter der Maxauer Brücke. Daß er einfach *da iſt*! Die Tafel vor Maxau mit der Inſchrift „Deutſches Reich, Grenzgebiet" iſt aufregend wie alles, was mit Grenze zu tun hat. Aber das Allerſchönſte, das Allerbeſte iſt das ſichere Daſein und Strömen dieſes großen Fluſſes — dies Strömen, das auf nichts bezogen iſt als auf ſich ſelbſt, auf die Landſchaft hüben und drüben und auf den blaßblauen Vergißmeinnichthimmel, der im lichten Oliv des Waſſers ſich flimmernd ſpiegelt. Das Schönſte iſt das unbefangene Rheinbewußtſein in uns: vom Bodenſee bis Baſel, von Baſel bis Straßburg, zwiſchen Kolmar und Freiburg hin, von Straßburg nach Karlsruhe, dann nach Speyer und dem arbeitenden Mannheim und ſo fort bis nach Holland. Der Rhein, der Rhein, der Weg des Urgroßvaters, der, wie weiland Pfarrer Hansjakob in den „Waldleuten" erzählt hat, die Wolfacher Tannenſtämme, keine ſchlechten, von der Kinzig her an Köln vorüberſteuerte bis ins Niederland. Er hat geheißen: Schang Armbruſter.

* * *

Wie oft bin ich über den Rhein gefahren, von Straßburg her und wieder hinaus über Straßburg. Ich kam weither und fuhr weithin; immer war das Stück von Kehl bis Karlsruhe das merkwürdigſte. Da lag die Außenſeite des nördlichen Schwarzwalds; ſie lag dunkel; ich wünſchte mich zu den Sternen und zum Mond hinauf, um von oben her hineinſehen zu können wie in eine Reliefkarte; um mit der Hand über die nächtlichen Fichtenwälder zu fahren und mit dem Zeigefinger ſtecken zu bleiben — wo? im Wirtsſchild zum Bären, dort an der Ecke, in Hornberg.... Oder ich fuhr von Baſel nach Freiburg und Karlsruhe. Der Schwarzwald lag wie ein dunkelgrüner Gobelin, ein wenig bläulich, ſtumpf im Ton und tief.

Einmal ſaß ich in Achern und aß Rührеier und trank einen Halbroten dazu. Dies iſt mir geblieben, als ſei es etwas Außerordentliches, Sinnvolles, Weſenhaftes, etwas beſonders Badiſches.

Fuhr man bis Frankfurt, ſo ſtand die Front des Odenwaldes hell, mit Laub ſtatt Fichten: licht, freundlich; die Wieſen waren voll von Löwenzahn. Man kam auch an lila Kaskaden von Glyzinien und Clematis vorbei. Die

Häuſer waren giebelig und aus Fachwerk und waren mir nicht ſo lieb wie die Häuſer des Schwarzwalds hinter den vermooſten Strohhauben, die bis auf den Boden gehen – dieſe Häuſer, die einwärts leben, ſeelenwärts und ein wenig hinterſinnig.

* * *

Roter Sandſtein am Freiburger Münſter und am Heidelberger Schloß; Schiefer an den Dächern; die Dialekte familiär, das Leben vertrauend; die Gewohnheiten, die Formate einigermaßen begrenzt – aber zuweilen auch der Aufſtand ganz großer Künſtlermeinungen, bei Weinbrenner zum Exempel, der Karlsruhe gebaut hat, als wäre er ein Römer; menſchliche Liberalität der Sitten, viel natürliche Freundlichkeit; weniger Selbſtſucht als bei den ſchlaueren Schwaben – und hier fällt mir die Geſchichte ein, die ein Onkel erzählte. Wenn im württembergiſchen Grenzdorf ein Kind geboren wurde, habe der Vater es auf den Kirchturm getragen und mit dem Finger weiſend geſagt: „Guck, Büeble, dort iſcht es badiſch, do gohſcht na, wenn d' grouß biſcht, die müeſſet de verhalte....“ Nicht viel Reichtum, nicht ſehr viel Induſtrie; viel Leben im engen Bezirk der Beſcheidenheit trotz der Gunſt der Natur, die dies Land liebt; gute Küche, köſtliche Weine, Begriff von den feineren Rechten des Gaumens; viele Kleinbürger, freundlich-phäakiſch, ohne Unmaß; ein Reſidenzſchloß, das nicht erſt jetzt, in der weltgeſchichtlichen Abgeſtandenheit, ſeine Arme dem Ganzen freundlich öffnet; ein Ton der Milde in der Luft, in den Sitten, in den Vorſtellungen; Buchsgeruch; Landſchaft, die von den ſchwereren und ſchattigen Höhen des innern Schwarzwaldes zu den Palmen des Bodenſees, zu den Baſiliken und fruchtbaren Feldern der Reichenau ſich niederläßt; dies alles am Rande des ganzen Deutſchland und alſo auf die empfindlichſte Linie geſetzt; der weſtlichſte Weſten Deutſchlands, dem galliſchen Weſten als Grenze entgegengeſetzt und doch auch ein Element des Übergangs zu ihm; endlich auch nach Süden weiſend, zum Römiſchen im hiſtoriſch-profanen Sinne des Wortes und im bleibend-geiſtlichen, katholiſchen: mit einem Wort „das Badiſche“.

Aus: Land am Oberrhein – Alemannisches Heimatbuch“, Freiburg, 1929

Karlsruhe und der Südweststaat

Gerhard Seiler, Karlsruhe

„Karlsruhe — im Herzen Europas", dieser Slogan trifft aus Karlsruher Sicht durchaus zu, liegt doch die Stadt im Grenzraum zwischen Frankreich und Deutschland in einer naturräumlich und verkehrstechnisch günstigen Situation, die im Schnittpunkt der Verbindungslinien zwischen den west- und mitteleuropäischen Metropolen zu suchen ist. Durch die Ausweitung europäischer Bezüge nach Osten, die ja einen historischen Zustand wieder herstellt, hat sich die Lage des europäischen Herzens etwas verschoben, und überdies nehmen inzwischen so viele Gemeinden für sich in Anspruch, im Herzen Europas zu liegen, daß dieses Schlagwort für Karlsruhe nicht mehr recht taugen will.

Natürlich muß eine Stadt wie Karlsruhe ihren Platz im größeren europäischen Zusammenhang finden und behaupten, und sie muß ihn auch darstellen.

Zu Zeiten der Monarchie hatte die Haupt- und Residenzstadt des Großherzogtums Baden damit weniger Schwierigkeiten als heute. Der Status und die Funktionen der Stadt waren eindeutig definiert. Das galt auch noch, wenn auch etwas abgeschwächt, für die Landeshauptstadt der Republik Baden und sogar noch für die „Gauhauptstadt" des „Dritten Reiches". Hätte dieses Bestand gehabt, wäre zweifellos Straßburg zur Metropole des „Gaues" gemacht worden, und Karlsruhe wäre äußerstenfalls ein Nebenzentrum geblieben. Durch die Bildung des Landes Baden-Württemberg verlor Karlsruhe dann doch seine Eigenschaft als Landeshauptstadt. Das Problem bestand nun nicht allein darin, für verlorengegangene Behörden und andere zentrale Einrichtungen Ersatz zu finden, sondern mehr noch darin, die neue Entwicklung im Selbstverständnis ihrer Bürger zu verarbeiten. Daß dies noch nicht endgültig gelungen ist, läßt sich bei allen Gelegenheiten, die zu baden-württembergischen Gegenüberstellungen Anlaß geben, beobachten. Wenn hierbei auch vieles in ironische Formen gekleidet wird, so läßt sich doch nicht übersehen, daß Stuttgart immer noch mit einer gewissen Reserviertheit begegnet wird. Das gilt sicher nicht für alle badischen Landesteile gleichermaßen, ganz sicher aber für Karlsruhe. Es war eben schon als Hauptstadt auf die Welt gekommen.

Nun hatte Karlsruhe im Lande Baden nie die alles beherrschende zentrale Bedeutung wie München in Bayern oder Stuttgart in Württemberg. Dafür war der badische Staat schon von seinem topographischen Zuschnitt und seiner heterogenen territorialen Zusammen-

setzung her schlecht geeignet. Die alten politischen, wirtschaftlichen und kulturellen Zentren wie Mannheim, Heidelberg, Pforzheim, Freiburg und Konstanz hatten immer noch große Bedeutung. Dennoch hatte sich im 19. Jahrhundert ein badisches Staatsgefühl entwickelt, das alle Landesteile auch mit der Haupt- und Residenzstadt verband. Es reichte aber letztendlich nicht so weit, daß die alten pfälzischen Metropolen Mannheim und Heidelberg bei den entscheidenden Abstimmungen zum Südweststaat Solidarität mit der badischen Landeshauptstadt gezeigt hätten.

Vierzig Jahre später hat sich der neue Staat Baden-Württemberg konsolidiert, und auch die Mehrheit der Karlsruher würde ihn heute nicht mehr in Frage stellen. Die Frage lautet eher: Welche Position hat Karlsruhe in diesem neuen Staat gefunden? Hierauf läßt sich nicht mit einem Satz antworten. Seinen hohen Bekanntheitsgrad in Deutschland und sogar in Teilen Europas verdankt Karlsruhe heute einigen Landeseinrichtungen, mehr aber noch den höchsten Bundesgerichten. Vielfach wird der Name der Stadt als Synonym für das Recht in Deutschland verwendet. Aber natürlich gibt es die von jeher vorhanden gewesenen badischen Institutionen nach wie vor. Ein Blick in's Karlsruher Adreß- oder Telefonbuch läßt eine große Zahl davon sofort erkennen, angefangen von der Badischen Allgemeinen Versicherung bis zum Badischen Staatstheater. Allerdings gab es vereinzelt Fusionen mit entsprechenden württembergischen Einrichtungen, welche den Karlsruher Teil nur noch als Stuttgarter Filiale erscheinen lassen. Unumstritten in ihrem Bestand und in ihrer Qualität sind bislang die alten staatlichen Kulturinstitute, die unverzichtbare Bestandteile einer Residenz waren und die Karlsruhe einen hervorgehobenen kulturellen Rang im badischen Landesteil verleihen. Hierzu gehören das schon genannte Badische Staatstheater, die drei großen staatlichen Museen und die neue Badische Landesbibliothek. Auch die Hochschulen wären hier zu nennen. Allerdings wird oft, ob zu recht oder unrecht, geargwöhnt, die Stuttgarter Pendants würden finanziell verhältnismäßig besser ausgestattet.

Kann im Land also Karlsruhe hinter Stuttgart bestenfalls den zweiten Rang einnehmen, so hat es in der Region Mittlerer Oberrhein die zentrale Position.

Daß aber Stadtgrenzen nicht mehr behindernd wirken müssen, zeigt die Technologieregion, die das Umland ganz selbstverständlich mit umfaßt. Grenzüberschreitende Beziehungen in's nahe Elsaß werden immer wichtiger, vor allem zur Stadt Straßburg, insbesondere im Bereich der Hochschulen und Theater. Karlsruhe hat also sicher aufgrund seiner geographischen Lage eine neue Aufgabe erhalten, die im Land Baden-Württemberg so keine andere Stadt erfüllen kann. Im übrigen pendeln täglich einige tausend Elsässer zu ihren Arbeitsplätzen in Karlsruhe.

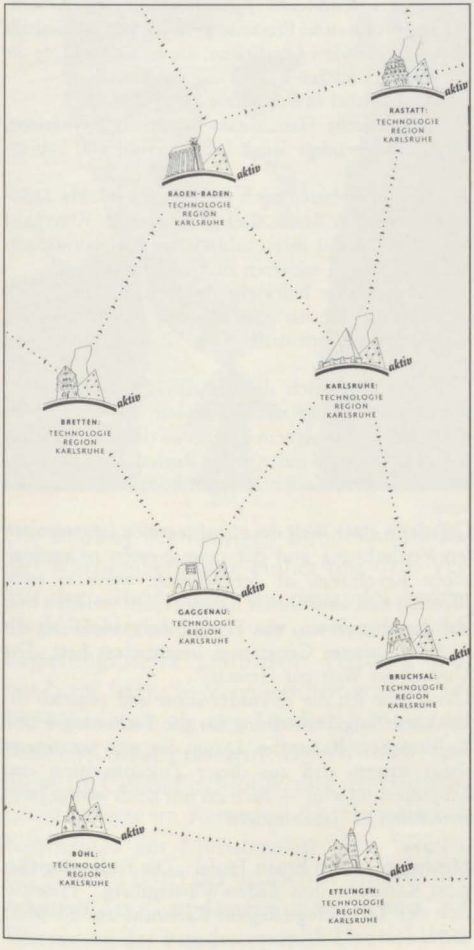
Ich darf noch einmal rekapitulieren, was den heutigen Rang Karlsruhes bestimmt: „Residenz des Rechts", wirtschaftliches und kulturelles Zentrum des mittleren Oberrheingebiets und Mittelpunkt der Technologieregion zu sein.

Die alten Funktionen als Landeshauptstadt sind durch neue, andere ersetzt worden. Die badischen Traditionen sind zwar nicht alle abgebrochen, aber sie sind nur noch teilweise und mit eher abnehmender Tendenz institutionalisiert. Die gesamtbadische Verbundenheit droht mehr und mehr verloren zu gehen, erst recht nach der Verwaltungsreform der siebziger Jahre, die alte Strukturen teilweise zerstörte. Karlsruhe ist für den Taubergrund und für das Bodenseegebiet keine Instanz mehr und für Mannheim und Heidelberg nur noch in Form des Regierungspräsidiums und einiger Verbände.

Dennoch, meine ich, sollte man daran arbeiten, badische Traditionen, Einrichtungen und Einstellungen zu erhalten, nicht aus

kleinlichen separatistischen Erwägungen, sondern weil es eine Verarmung für das jetzt vierzigjährige Bundesland Baden-Württemberg bedeutete, wenn sie verloren gingen. Baden hat das ganze 19. Jahrhundert hindurch für alle übrigen deutschen Staaten vorbildhaft gewirkt. Die dahinterstehende Mentalität — als Stichworte seien nur Toleranz und Liberalität genannt — kann dem neuen Bundesland nur guttun.

Wer anders als die Stadt Karlsruhe wäre eher dazu berufen, die badischen Tugenden zu pflegen, nachdem eine offizielle Instanz dafür nicht mehr vorhanden ist — Karlsruhe, die badischste aller Städte.
Nachdem es der Kopf Badens nicht mehr sein kann, erkennt Karlsruhe neben seiner europäischen Berufung und seiner regionalen Funktion die historische Verpflichtung, das Herz Badens zu bleiben.



Aus Dokumentation zur Auftaktveranstaltung „Arbeitsmarktregion Karlsruhe GdbR am 20. März 1991 Herausgeber: TechnologieRegion Karlsruhe, Lammstraße 13—17

Kooperationsmodell TechnologieRegion Karlsruhe

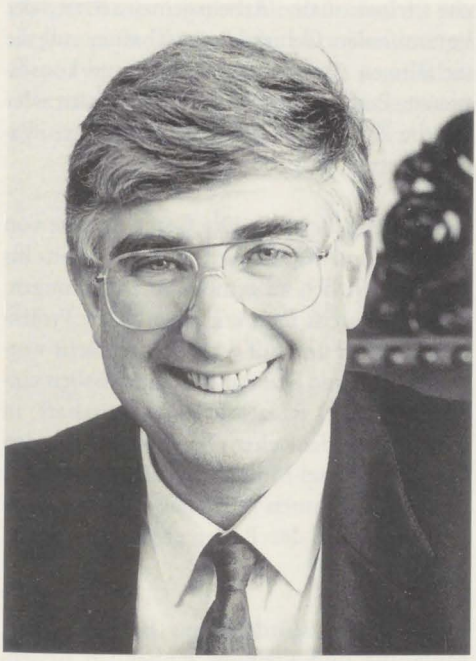
Modell europäischer Zusammenarbeit

Beispielgebend für ein Kooperationsmodell ist die TechnologieRegion Karlsruhe, aber nicht nur im interkommunalen Bereich, sondern auch in der Landes- und Bundesgrenzen-überschreitenden Zusammenarbeit kommt ihr Schrittmacherfunktion zu.
Der Oberrhein-Graben, der ja weite Teile von der Südpfalz, dem Elsaß, Baden sowie der Nordschweiz umfaßt, entwickelt sich mehr und mehr zu einem einheitlichen Wirtschafts- und Technologieraum.
René Urig, Hauptgeschäftsführer der Industrie- und Handelskammer Straßburg, hat angesichts des riesigen Innovationspotentials in diesem Gebiet hierfür den treffenden Namen „bassin d'innovation" geprägt.
Aus der langjährigen Zusammenarbeit in den beiden Regionalausschüssen, aus der von der EG geförderten grenzüberschreitenden Entwicklungskonzeption für den Raum Nordelsaß/Südpfalz/Mittlerer Oberrhein und aus den trinationalen Zukunftskongressen heraus haben sich eine ganze Reihe von gemeinsamen Projekten ergeben.
Nur beispielhaft erwähnt sei hier der grenzüberschreitende Hochschul- und Technologieverbund zwischen den Oberrhein-Universitäten, das Deutsch-Französische Institut für Automation und Robotik in Karlsruhe und Straßburg und das von der EG mitfinanzierte Projekt „Europäisches Forschungszentrum für Maßnahmen zur Luftreinhaltung" (PEF) beim Kernforschungszentrum Karlsruhe.
Diese Zusammenarbeit bringt die europäische Integration von der Basis her maßgeblich voran. Da die Zukunft des geeinten Deutschlands in Europa liegt, müssen wir diesen Prozeß mit der gleichen Energie weiter voranbringen, wie den des Zusammenwachsens der beiden Teile Deutschlands.
Was wir neben diesen Pilotprojekten und neben den vielen Beispielen eines gelebten Europas ohne Grenzen brauchen, ist eine integrierte Gesamtkonzeption, welche die politischen Leitlinien für die Entwicklung des Raumes bis zum Jahre 2000 deutlich macht.
Der Kultur des Raumes müssen wir dabei die gleiche Aufmerksamkeit widmen wie der Wirtschaft. Eines Tages werden wir eine Art bi-lingua-Gebiet haben und in gar nicht allzu ferner Zukunft wird — dies halte ich für eine konsequente und zugleich erstrebenswerte Entwicklung — das „bassin d'innovation" in ähnlicher Form auch nach außen hin auftreten, wie dies die TechnologieRegion Karlsruhe schon heute tut. Neben der gemeinsamen Fortentwicklung der eigenen Potentiale denke ich dabei an die weltweite Kooperation und Werbung mit dem Ziel, geeignete Partner an diese grenzüberschreitende europäische Region zu binden.
Die Technologie Region Karlsruhe, die zugleich eine Wirtschafts- und eine Kulturregion, eine Arbeitsmarkt-, Wohn- und Freizeitregion ist, verfügt deshalb über die besondere Qualitäten, die sie als Trümpfe für die Zukunft nutzen kann.
Ich denke dabei insbesondere an
— das badische Flair, dieses historisch gewachsene, aber quicklebendige Stück Lebensgefühl und Lebensart,
— die wunderbare, noch weitgehend intakte Landschaft zwischen Rhein und Schwarzwald, Kraichgau und Ortenau mit ihren zahlreichen Freizeitmöglichkeiten, die es zu schützen und zu bewahren gilt,
— das vielfältige kulturelle Angebot,
— nicht zuletzt: die gute badische Küche, die Leib und Seele zusammenhält.
Hier ist gut sein!
Und darin sehe ich die gemeinsame Aufgabe von Politik und Wirtschaft: Gemeinsam — jeder an seinem Platz und in seinem Bereich — dafür zu arbeiten, daß auch unsere Kinder in der Region Karlsruhe und von der Region Karlsruhe sagen können: Hier ist gut sein!
Gerade in einer Welt der zunehmenden internationalen Verflechtung und der permanenten technologischen Revolution ist der Mensch, wenn er seine Identität und seine innere Balance nicht verlieren will, auf das angewiesen, was Ernst Bloch einmal als die Aufgabe unserer Generation beschrieben hat: „Der Umbau der Welt zur Heimat!"
Darin sehe ich die Zukunftsvision und zugleich die konkrete Aufgabenstellung für die Technologie- und Kulturregion Karlsruhe. Lassen Sie uns gemeinsam dafür sorgen, daß aus dieser Zukunftsvision eine Lebensrealität wird — auch im nur noch wenige Jahre entfernten 21. Jahrhundert!"

Ministerpräsident Erwin Teufel: „Die TechnologieRegion Karlsruhe und Baden-Württemberg." Präsentation der TechnologieRegion Karlsruhe am 20. März 1991

40 Jahre Baden-Württemberg

Rolf Böhme, Freiburg



Die Bildung des heutigen Bundeslandes Baden-Württemberg ging einher mit dem Verlust des selbständigen Bundeslandes Baden, dessen Gebiet identisch war mit dem heutigen Regierungsbezirk Südbaden. Freiburg war, was heute leicht in Vergessenheit kommt, bis 1951 Sitz einer eigenen Landesregierung; der Badische Staatspräsident Leo Wohleb residierte im Colombischlößle, und der Badische Landtag tagte im Kaisersaal des Historischen Kaufhauses am Münsterplatz. Leo Wohleb hat 1949 als erster der deutschen Ministerpräsidenten das Grundgesetz unterzeichnet, die Verfassung der Bundesrepublik Deutschland.

Es hat vor vierzig Jahren nicht wenige Bürger und politisch Verantwortliche gegeben, die das Ergebnis der Volksabstimmung vom September 1950 und dessen politische Konsequenzen für falsch gehalten haben. In vielen Landesteilen kamen damals respektable Mehrheiten für die Eigenständigkeit Badens zusammen. Aus historischer Sicht ist dies verständlich, denn mit der Gründung des Südweststaates ging die politische Eigenständigkeit eines Landes verloren, welches seit der napoleonischen Neuordnung der europäischen Landkarte Bestand gehabt hatte.

Und heute? Um das Ergebnis gleich vorwegzunehmen: Es gibt keinen Grund, die „neue Badenfrage" zu stellen. Die Stadt und die Region Freiburg sind „gut gefahren" als integraler Teil des Südweststaates, der 1992 Geburtstag feiern konnte und von seiner Gründung an die badische Tradition einer Orientierung zum westlichen Nachbarn fortgesetzt hat. Damit war Baden ein wichtiger Wegbereiter der erfolgreichen Politik der Westorientierung, der Aussöhnung mit Frankreich und der Integration der jungen Bundesrepublik in das westliche Wirtschafts- und Verteidigungsbündnis. Diese Politik wird auch künftig bei uns am Oberrhein Vorrang haben.

Vierzig Jahre nach dem Zusammenschluß von Baden, Württemberg-Baden und Württemberg-Hohenzollern zum neuen gemeinsamen Bundesland Baden-Württemberg eröffnen sich für den Ballungsraum am Oberrhein neue Perspektiven. Über Jahrhunderte hin-

weg, bis in die jüngste Vergangenheit, war die Lage der Stadt und der Region von der Grenzlage im äußersten Südwesten geprägt. Sie hat allzu lange die Entwicklung der Region gebremst, denn 1871 definierte Meyers Konversationslexikon die Grenze als „das Äußerste einer Sache, jenseits dessen sie aufhört".

Jenseits der Grenze, jenseits des Rheins, sprach man auch schon vor Jahrhunderten die gleiche Sprache wie hier, schufen dieselben Baumeister in Basel und Straßburg ebenso einzigartige Kathedralen wie das Freiburger Münster, dachten und lebten die Menschen sicherlich kaum anders als unsere Vorfahren. Die politischen Verhältnisse machten jedoch gerade unser Grenzland zum Zankapfel zwischen Deutschland und Frankreich.

Wir sind glücklich, daß in unserer Zeit endlich Frieden und Freundschaft herrschen. Wir wollen deshalb auch Avantgarde sein in der deutsch-französischen Freundschaft, die wir als Grundlage des Neuen Europa sehen.

Unsere Generation erlebt zur Jahreswende 1992/93 den Fall der europäischen Grenzen und die Bildung des europäischen Binnenmarkts. Mit der Öffnung der Grenzen wird aus der Region am Oberrhein auch politisch und wirtschaftlich eine Einheit. Und: Sie bietet uns die Chancen, aus dem Windschatten der bisherigen Grenzlage herauszutreten. Die Wirtschaft hat dies längst erkannt: Zwischen Unternehmen und Wirtschaftsverbänden ist Kooperation eine praktizierte Selbstverständlichkeit. Die Ansiedlung von französischen und auch schweizerischen Firmen auf deutscher Seite und umgekehrt zeigt, daß man sich hier gut vorbereitet hat.

Das gilt auch für die Politik. Einige Beispiele seien nur genannt: Die Bürgermeister der größeren Städte zwischen Basel und Straßburg treffen sich regelmäßig zur Oberrheinischen Bürgermeisterkonferenz, um eine gemeinsame Linie in wichtigen Fragen abzusprechen. Am runden Tisch diskutiert es sich einfacher über den Ausbau von grenzüberschreitenden Verkehrsverbindungen oder über gemeinsame Strukturfragen. So entstand in diesem Kreis das Konzept eines grenzüberschreitenden Kommunalverbands nach den Vorbildern der „Euregio" Gronau/Enschede oder der „Comregio" SaarLorLux im saarländisch/lothringischen Grenzgebiet. Eine solche trinationale Arbeitsgemeinschaft der kommunalen Gebietskörperschaften soll die vielfältigen Aktivitäten bündeln und koordinieren, Projekte initiieren und betreuen oder für die Zukunft gemeinsame Planungsaufgaben übernehmen.

Ein weiteres Beispiel: Die Gemeinderäte von Freiburg und Mulhouse treffen sich ein- bis zweimal jährlich zu gemeinsamen Sitzungen, in denen bereits mehrere gemeinsame Projekte verabredet und auf den Weg gebracht worden sind. Beide Stadtvertretungen haben einstimmig eine trinationale Trägerschaft in Form einer deutschen Beteiligung für den Flughafen Basel-Mulhouse befürwortet und einen gemeinsamen Vorschlag über den künftigen Standort der Basler „Mustermesse II" erarbeitet.

Die Wirtschaftsförderer aus Basel, Colmar, Mulhouse und Freiburg schließlich präsentierten 1991 eine gemeinsame Werbemappe, die jetzt mit gemeinsamen Regio-Broschüren über die Vorteile des Wirtschaftsstandorts Oberrhein und die speziellen Strukturdaten der beteiligten Städte gefüllt wird. Unter einem gemeinsamen Dach treten auch die Verkehrsämter in der Tourismuswerbung auf: „Vier Städte, drei Länder, ein Ziel" — so heißt unser Slogan.

Diese kleine, längst nicht vollständige Bilanz zeigt: Stadt und Region Freiburg sind für Europa gut gerüstet. Denn die Zukunft am Oberrhein liegt im gemeinsamen europäi-

schen Haus. Das gilt erst recht jetzt, nachdem sich durch die Wiedervereinigung und die weltverändernden Umwälzungen in Osteuropa und in der früheren Sowjetunion die politischen und wirtschaftlichen Gewichte verschoben haben. Denn das hat die Erfahrung der Geschichte oft genug bewiesen: Die regionale Zusammenarbeit wird das Modell der Zukunft sein, weil die Städte zu klein und die Staaten zu groß sind, um die Entwicklungsaufgaben zu meistern. Deshalb sind die jetzt begonnenen Formen der Kooperation mit den Nachbarn diesseits und jenseits des Rheins weiter zu pflegen und ausbauen — ein Modellfall Europa im Herzen des europäischen Staatenbundes.

Hier schließt sich der Kreis zur Gründung des Bundeslandes Baden-Württemberg vor vierzig Jahren. Das Land Baden gab 1952 nicht nur die Selbständigkeit auf, sondern brachte in den neuen Südweststaat den politischen Auftrag zu einem guten Miteinander mit den westlichen Nachbarn ein. Damit war das heutige Südbaden ein Wegbereiter zur Kooperation und zur Versöhnung mit den Nachbarn, geprägt vom badischen Liberalismus und von der für diese Landschaft typischen Offenheit und Aufgeschlossenheit.

Ausstellung „Schwarzwälder Hinterglasmalerei"

Die Hinterglasmalerei gehört zu den typischen Erzeugnissen Schwärzwälder Volkskunst. Im 18. und vor allem im 19. Jahrhundert wurden die kleinen Glastafeln massenhaft hergestellt und bis nach Amerika vertrieben. Von dem einst großen Bestand dieser Bilder hat sich jedoch nur weniges in Museen und Privatsammlungen erhalten.

Mit der Ausstellung des Augustinermuseums Freiburg zur Jahreswende 1992/93 werden nun annähernd 300 Hinterglasbilder aus den öffentlichen Sammlungen in Freiburg, Villingen, Donaueschingen, Karlsruhe, Straßburg usw. zusammengeführt. Erstmals wird damit ein umfassender Überblick ermöglicht.

Die Schau, die in Zusammenarbeit mit dem Institut für Volkskunde der Universität Freiburg entsteht und auf neuesten Forschungen beruht, zeigt jedoch nicht allein Objekte. Vielmehr werden darüber hinaus die Umstände, die zur Entstehung und Verbreitung der Bilder geführt haben, eingehend dargestellt. Neben den Aspekten Maltechnik, Werkstätten, Handel und Vertrieb wird auch ein Bild aus sozialen und wirtschaftlichen Voraussetzungen dieses typischen Hausgewerbes vermittelt.

23. 12. 1992— 21. 2. 1993
Freiburg, Ausstellungshalle Marienbad
Dreisamstr. 21
Di—Fr 10—18 Uhr, Sa 10—14 Uhr, So 10—13 Uhr

26. 3.—30. 5. 1993
Villingen, Franziskanermuseum

26. 6.—12. 9. 1993
Innsbruck, Tiroler Volkskunstmuseum

Ab Dezember 1993
Bruchsal, Badisches Landesmuseum

Zur Ausstellung erscheint ein Katalog mit 168 Seiten, darin 16 Farbtafeln und 320 SW-Abbildungen, für ca. DM 35,—.

Pforzheim und der Südweststaat

Joachim Becker, Pforzheim

„Pforzheim und der Südweststaat" — das ist ein Thema, bei dem die Besonderheiten der Stadt Pforzheim noch deutlicher werden als in anderen Bereichen.

Pforzheim ist im eigentlichen Sinne „altbadisch"; seit dem ersten Drittel des 13. Jahrhunderts gehörte die Stadt zum Territorium der badischen Markgrafen, zwischen 1535 und 1565 war Pforzheim Residenz. Anders als das badische Kernland liegt die Stadt Pforzheim jedoch nicht in der Rheinebene, sondern am Nordrand des Schwarzwaldes, das einstige Pforzheimer Oberamt war zu drei Vierteln von württembergischem Gebiet umschlossen. Diese Grenzlage sorgte von Anfang an für rege Verbindungen von Pforzheim ins Württembergische, die sich mit dem Aufstieg der Pforzheimer Industrie, mit der Schaffung einer Ost-West-Bahnverbindung und nach der Reichsgründung im Jahre 1871 noch beträchtlich verstärkten.

*Kollmar, Emil, ca. 1930, * 03.03.1860 in Pforzheim, † 15.05.1939 in Pforzheim, Pforzheimer Bijouteriefabrikant (Fa. Kollmar & Jourdean), 1916—27 Handelskammerpräsident, seit 1927 Ehrenpräsident der Handelskammer, Kommerzienrat, Ehrenbürger des Stadtteiles Würm.* *Repro: Stadtarchiv/Schreiner*

Die Verdienstmöglichkeiten in der Pforzheimer Industrie sorgten für eine ganz erhebliche Anziehungskraft der Stadt auch im württembergischen Umland. Bereits im 19. Jahrhundert war die Pendelwanderung nach Pforzheim in den württembergischen Dörfern der Umgebung mehr die Regel als die Ausnahme. Wie die Verhältnisse tatsächlich lagen, zeigt ein Blick auf die Grenzen des Arbeitsamtsbezirkes Pforzheim vor 1945: Er umfaßte neben der Stadt und den Gemeinden des Pforzheimer Landkreises auch zahlreiche Gemeinden der Landkreise Calw und Vaihingen und war großenteils mit dem heutigen Enzkreis identisch — man hatte längst erkannt, daß das wirtschaftliche Einzugsgebiet der Stadt grenzüberschreitend war.

Als nach dem Ersten Weltkrieg der Gedanke erstmals ernsthaft diskutiert wurde, einen Südweststaat zu bilden, war man in Pforzheim von diesem Plan mehr als angetan: Emil Kollmar, Präsident der Handelskammer Pforzheim, erklärte am 11. April 1919 in einer Bürgerausschußsitzung „unter allgemei-

Grenze der französischen und der amerikanischen Zone an der Baden-Württembergischen Grenze am Lachenwäldle im Enztal, Blick nach Birkenfeld. 14. 07. 1948

Foto: Kropf

ner Zustimmung, daß er aus wirtschaftlichen Gründen die Vereinigung Badens und Württembergs und, wenn diese scheitere, die Angliederung Pforzheims an Württemberg mit Freuden begrüßen würde" (zit. nach Pforzheim im Weltkrieg, Pforzheim 1915—1920, S. 493). Adam Remmele, der sozialdemokratische Innenminister des badischen Freistaates, meinte demgegenüber 1922 zu den Vereinigungsplänen (Karlsruher Zeitung, 9. 2. 1922): „Die Frage ist eine jener Fragen, die sich aus dem Volksempfinden loslösen und im Volk selbst reif werden müssen, ehe sie in Behandlung seitens öffentlicher Organe genommen werden können. Man kann sonst zu der Frage stehen, wie man will, diesen Akt der Vorsicht muß jedermann anerkennen, wenn man nicht leichten Herzens Komplikationen heraufbeschwören will". Adam Remmeles Ansicht stand der vorherrschenden Meinung in Baden sicherlich näher als die Einschätzung des Pforzheimer Handelskammerpräsidenten.

Angesichts der frühen Südweststaatsbegeisterung in Pforzheim überrascht es nicht, daß man auch nach dem Zweiten Weltkrieg dem Gedanken einer territorialen Neuordnung viel Positives abgewinnen konnte. Im Jahre 1949 bildete sich in Pforzheim ein „Bund zur Neuordnung des Enz-Nagold-Gebietes e. V.", der sich das Ziel gesetzt hatte, „für die Herstellung einer den natürlichen Gegebenheiten und wirtschaftlichen Notwendigkeiten entsprechenden Ordnung in der Verwaltungsgliederung zu wirken", wie man in einer 1950 veröffentlichten Denkschrift dieses Bundes lesen kann. „Nirgendwo mag das Sehnen der Bevölkerung nach einer völligen Verschmelzung der südwestdeutschen Länder stärker sein als im Raum Pforzheim", heißt es in derselben Schrift, „denn dort ließ das Gleichlaufen der Zuständigkeitsgrenzen bei Bahn, Post, Gericht und wirtschaftlichen Organisationen (Kammern) mit den alten Landesgrenzen geradezu vernunftwidrige Zustände entstehen".

Die Werbung für den Südweststaat und die Vorteile, die er der Stadt Pforzheim bringen sollte, blieb indessen nicht nur privater Initiative überlassen. Ebenfalls 1950 legte Wilhelm Hallbauer seine im Auftrag der Pforzheimer Stadtverwaltung gefertigte „Denkschrift der Stadt Pforzheim an Staatsministerium und Landtag über die notwendige Neugliederung ihres Wirtschaftsbezirkes anläßlich der Bildung des Südweststaates" vor, die den programmatischen Umschlagtitel „Pforzheim und sein natürlicher Lebenskreis" trug. Die Stoßrichtung der „Denkschrift" macht eine Karte ganz am Ende am deutlichsten: Unter der Überschrift „Grenzen, die das Leben geschaffen hat" findet man dort unter anderem einen natürlichen Wirtschaftsbezirk der Stadt Pforzheim, der sich von Flehingen im Norden bis nach Enzklösterle im Süden und von Schützingen im Osten bis nach Langenalb im

Westen erstreckt. Wilhelm Hallbauer war ein entschlossener Verfechter radikaler territorialer Neuordnung im deutschen Südwesten: „Ein Blick auf die Karte zeigt, wie leicht das alles zu ändern, der natürliche, ja in diesem Falle gottgegebene Zustand herzustellen und damit die volle Leistungsfähigkeit des Pforzheimer Raumes zugunsten Deutschlands zu sichern ist. Die Karte zeigt, daß dies keine Geldfrage, sondern nur eine good-will-Frage ist."

In gewissem Sinne war der Südweststaat im Jahre 1950, als die Denkschrift erschien, bereits Realität: Die Alliierten hatten Baden und Württemberg entlang einer West-Ost-Achse geteilt. Pforzheim gehörte zum nördlichen Teil, den die US-amerikanische Besatzungsmacht zum Land Württemberg-Baden mit der Hauptstadt Stuttgart zusammengefaßt hatte. Der Süden blieb in Baden und Württemberg-Hohenzollern getrennt und wurde französische Zone: Pforzheim lag dadurch unmittelbar an der Zonengrenze, rund ein Dreivierteljahrhundert nach der Gründung des deutschen Nationalstaates und 110 Jahre nach dem Beitritt Badens zum Deutschen Zollverein gab es zwischen der Stadt Pforzheim und der Nachbargemeinde Birkenfeld wieder einen Schlagbaum mit Grenzkontrollen.

Das alles dämpfte jedoch die Südweststaatsbegeisterung in Pforzheim und seiner Umgebung nicht. Bei der Abstimmung über die Bildung des Südweststaates lieferte die Stadt Pforzheim mit 90,7 Prozent der Stimmen für den Südweststaat das Spitzenergebnis im badischen Teil des Abstimmungsgebietes. Auf Platz zwei folgte der Pforzheimer Landkreis mit 84,5 Prozent. Als die baden-württembergischen Wähler am 7. Juni 1970 endgültig über den Fortbestand des Landes Baden-Württemberg zu entscheiden hatten, war die Pforzheimer Stimmungslage noch eindeutiger: fast 95 Prozent der Stimmen sprachen sich für den Fortbestand des Bundeslandes aus, im Durchschnitt des Landes Baden waren es nur rund 82 Prozent.

Dieses Ergebnis spricht im Grunde für sich: An den Feststellungen der beiden Denkschriften von 1950 hatte sich auch 20 Jahre später nichts geändert, wenn auch manche Südweststaatshoffnung — etwa die auf ein eigenes Pforzheimer Landgericht — unerfüllt blieb. Durch die Bildung des Südweststaates wurde Pforzheim von der „Stadt an der Grenze" zur „Stadt an der ehemaligen Grenze". Der Traum von 1950, die Kreisgrenze mit der Grenze des wirtschaftlichen Einzugsgebietes zur Deckung zu bringen, ließ sich zwar nur zum Teil realisieren, die Bildung des „Regionalverbandes Nordschwarzwald" war jedoch mehr als bloßer Ersatz: Die Stadt Pforzheim fungiert als Oberzentrum der Region Nordschwarzwald, die „Region Nordschwarzwald" umfaßt nicht nur das, was von Wilhelm Hallbauers „Grenzen, die das Leben geschaffen hat" aus dem Jahre 1950 umschlossen wird, sondern geht beträchtlich über sie hinaus.

Der Regionalverband Nordschwarzwald überschreitet auch die ehemaligen Grenzen zwischen Baden und Württemberg, der Wunsch, nach Maßgabe gewachsener Strukturen und nicht mehr nach längst überlebten politischen Grenzziehungen planen und handeln zu können, ist damit Wirklichkeit geworden.

Die gesamte Region hat davon profitiert: Die Stadt Pforzheim hat ihre Zentralität ganz beträchtlich gesteigert und bezieht seine Bedeutung für das Umland heute nicht nur aus einer großen Zahl von Arbeitsplätzen und Bildungseinrichtungen, sondern auch aus guten Einkaufsmöglichkeiten und einem vielseitigen kulturellen Angebot. Die Stadt Pforzheim und ihr Umland wurden damit in ihrem Votum für den Südweststaat eindrucksvoll bestätigt.

Robert Albiez · Carola Bury · Karl Glunk
Reinhold Grund · Karl H. Neumayer
Paul-Ludwig Weinacht

Der überspielte Volkswille

Die Badener im südwestdeutschen Neugliederungsgeschehen (1945 – 1970)

Fakten und Dokumente

Neuauflage demnächst im NOMOS-Verlag

„Badisch" ist längst nicht passé

Trotzdem: Offenburg ist mit Baden-Württemberg gut gefahren

Wolfgang Bruder, Offenburg

Vierzig Jahre Baden-Württemberg. Doch der Glaube steht unerschütterlich: „Das schönste Land in Deutschlands Gau'n, das ist mein Badnerland". So singt und klingt es auf vielen Festplätzen von Offenburg und Umgebung, wenn die Stimmung ihren Höhepunkt erreicht. Nicht selten erheben sich dann die Menschen von ihren Bänken oder Stühlen und halten obendrein die rechte Hand auf's Herz, so, als wollten sie durch Gestik und Symbolik ihre Heimatliebe und ihren Heimatstolz noch unterstreichen.

Was ist das für eine Haltung? Spricht aus ihr innere Auflehnung oder latenter Protest? Ist sie gar Ausdruck der Bereitschaft, wenn es sein muß oder sein kann, für die „edle Perl' im deutschen Land" noch einmal auf die Barrikaden zu gehen. Rührt sich hier womöglich wieder der Geist der Badischen Revolution von 1847/48, die von Offenburg ihren Ausgang nahm?

Das Gelb-Rot-Gelb ist im Südweststaat nicht ausgestorben. Nicht nur, daß es im Markenzeichen jener Brauerei im Hochschwarzwald wiederkehrt, in deren Namen der badische Staatsbegriff fortbesteht, es mischt sich an Festtagen auch unter die bunten Fahnentücher. Und auf mancher Speisekarte hat der Gast zwischen Schwarzwald und Rhein die Wahl zwischen badischem Sauerbraten und badischem Schäufele. Daß darüber hinaus der badische Wein wie kein anderer von der Sonne verwöhnt ist, wagt auch niemand mehr zu bezweifeln. Baden ist nicht passé.

„Badisch" gilt vielmehr als moderner Qualitätsbegriff, und Offenburg ist stolz auf seine badische Tradition. Ihr entspricht das badische Wir-Gefühl, das die Offenburger Wählerinnen und Wähler bei der Oberbürgermeisterwahl vor drei Jahren jedoch nicht davon abgehalten hat, einen gebürtigen Schwaben zum Stadtoberhaupt zu küren, der inzwischen selber ins Badnerlied miteinstimmt und sich nur zurückhält, wenn es von der scheinbar rachesüchtigen Melodie übertönt und überhöht wird: „Haut die Schwaben nieder, haut die Schwaben nieder mit dem Spätzlebrett!"

Doch auch die Spätzle werden nicht so heiß gegessen, wie sie gekocht werden, und im übrigen denkt kaum jemand an Vergeltung dafür, daß Offenburg baden-württembergisch wurde, obwohl es bei der entscheidenden Volksabstimmung am 9. Dezember 1951 mit 68,6 Prozent der Stimmen sein Bekenntnis zu Baden erneuerte, das bei der am 24. September 1950 vorausgegangenen Volksbefragung mit 72 Prozent für Gesamtbaden noch deutlicher ausgefallen war.

Gut dreiviertel der Abstimmungsberechtigten sind damals zur Wahlurne gegangen; es war eine echte Volksabstimmung.

In einem Flugblatt der Badener zum 9. Dezember 1951 war zu lesen gewesen: „Wenn Baden 150 Jahre groß genug war, um eine tragfähige Säule des großen Deutschen Reiches zu sein, warum soll es heute nicht mehr groß genug sein, um ein wertvolles Glied der kleineren westdeutschen Bundesrepublik zu sein". Neben der sachlichen Auseinandersetzung spielten von alters her Animositäten und Vorurteile gegenüber Württemberg eine

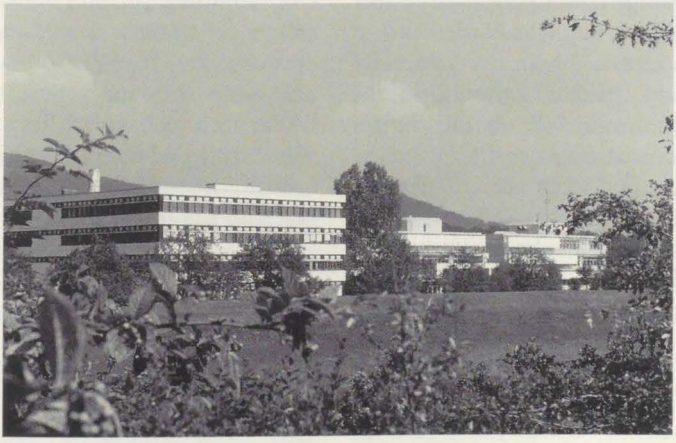
Der Messeplatz.
Sinnbild für die Entwicklung Offenburgs Anfang der 60er Jahre. Der „Oberrheinhallenpark" ist heute Veranstaltungsplatz für regionale und internationale Messen und Ausstellungen.

Rolle, die weniger im persönlichen als vielmehr im geschäftlichen Bereich lagen. Sie hatten durch den Abstimmungsmodus neue Nahrung erhalten, bei dem die badischen und württembergischen Stimmen nicht getrennt durchgezählt, sondern in Übereinstimmung mit den künstlich geschaffenen Besatzungszonen vier Abstimmungsbezirke gebildet wurden. Sonst hätte sich in Baden insgesamt eine Majorität für „Altbaden" ergeben. Der Stachel dieses Auszählungsverfahrens saß zunächst tief. Viele Offenburger sahen ihr Selbstbestimmungsrecht als verletzt an, beugten sich aber mit der Zeit der Macht des Faktischen.

Die Leidenschaften und Emotionen flammten noch einmal auf, als aufgrund eines Antrags des Heimatbundes Badnerland das Bundesverfassungsgericht einen badischen Volksentscheid über das neue Bundesland anordnete. Er endete am 7. Juni 1970 mit einem gegenüber 1951 geradezu umgekehrten Stimmenverhältnis. Bei einer um 10 Prozent geringeren Wahlbeteiligung votierten in Offenburg nur 19,51 Prozent für die Bildung eines selbständigen Bundeslandes Baden; über 80

Die Fußgängerzone.
Die 1987 fertiggestellte große Fußgängerzone im Herzen der Stadt verlieh Offenburg wieder ein Stück Urbanität. Ohne die Landesfördermittel zur Stadterneuerung wäre dies nicht möglich gewesen.

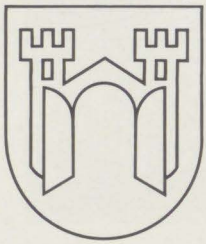
Prozent bekannten sich zum vereinten Baden-Württemberg. Sie wollten das Rad der Geschichte nicht mehr zurückdrehen. Die badische Hochburg Offenburg stellte sich auf den Boden der Tatsachen, erkannte die nach der Gründung des Südweststaates eingetretene positive Entwicklung an und schaute zuversichtlich nach vorn, ohne als Zähringergründung zusätzlich die Geschichte zu bemühen, die besagt, daß die Zähringer ein von der Teck stammendes schwäbisches Geschlecht darstellen und umgekehrt die ersten badischen Markgrafen im württembergischen Backnang begraben liegen.



Die Fachhochschule Offenburg.
Heute studieren hier fast 2000 Studenten. Für den dringend notwendigen Ausbau bemüht sich die Stadt Offenburg intensiv um die Freigabe der von der Landesregierung noch gesperrten Haushaltsmittel.

Offenburg ist mit Baden-Württemberg bisher gut gefahren. Für die Richtigkeit seiner Entscheidung von 1970 und für die Aufwärtsentwicklung in den letzten vier Jahrzehnten sollen ein paar Zahlen aus dem städtischen Haushalt und der Statistik sprechen.

OFFENBURG



Das Haushaltsvolumen stieg von 13 251 800 DM im Jahre 1952 auf 257 847 750 in 1992.Im gleichen Zeitraum erhöhten sich die Gewerbesteuereinnahmen von 2 370 000 auf 65 600 000 und die Grundsteuereinnahmen von 777 000 auf 8 775 000 DM. Die Bauinvestitionen betragen im laufenden Jahr über 43 Millionen, vor 40 Jahren waren es nur annähernd fünf Millionen. Die Einwohnerzahl hat in der Südweststaat-Zeit von 24 329 auf 53 372 zugenommen, in denen allerdings elf Eingemeindungen der siebziger Jahre enthalten sind. Außerordentliche Förderbeiträge kamen in den letzten Jahren der Sanierung der Innenstadt, dem Wohnumfeldprogramm, dem Wohnungsbau und den Folgemaßnahmen zum Abzug der französischen Truppen zugute. Daß nicht alle Offenburger Wünsche erfüllt wurden, steht auf einem anderen Blatt, ist in Offenburg aber nie mit einer Ungleichbehandlung der beiden Landesteile erklärt worden. Schließlich besteht grundsätzlich für alle Gemeinden der gleiche Rechtsanspruch und ist der Finanzminister ein Badener.

Unabhängig von der fortschrittlichen Entwicklung Offenburgs innerhalb der neu geordneten Landesgrenzen im Südwesten hat die ehemalige Freie Reichsstadt jene Worte nicht vergessen, die der badische Staatspräsident Leo Wohleb beim Badischen Turnfest 1951 wenige Monate vor der Volksabstimmung Gästen und Gastgebern zurief: „Offenburg symbolisiert unser Badnerland". Es besteht kein Grund, diese Einschätzung zu revidieren. Offenburg hat auch als baden-württembergische Stadt seine badische Identität nicht preisgegeben. Traditions- und selbstbewußt steht es mit seinem Realitätssinn zu seiner Geschichte und damit auch zur 1970 vorgenommenen Weichenstellung. „Los von Stuttgart" ist kein Thema.

Daher wurden auch jene Plakatanschläge kaum beachtet, mit denen eine „Europa-Stiftung für Kultur und Umwelt" aus Karlsruhe anläßlich des 40. Geburtstags des Landes Baden-Württemberg Ende April an den „Betrug am Lande Baden" zu erinnern versuchte und zur „Wiederherstellung des Landes Baden" aufforderte. Ohne sie im einzelnen widerlegen zu wollen, klangen diese Parolen vor dem Hintergrund der europäischen Einigung selbst in badischen Ohren reichlich anachronistisch.

Dagegen erlebt, wie eingangs geschildert, das „Badnerlied" eine Renaissance, aber nicht als Trutzgesang gegen vermeintliche schwäbische Überfremdung, sondern als badische „Nationalhymne" anstelle einer Landeshymne, die dem vereinten deutschen Südwesten trotz seiner vielen formenden und schöpferischen Kräfte noch nicht entwachsen ist. Doch seine wirtschaftliche Leistungsfähigkeit sowie seine Leistungsfreudigkeit im Sinne der Kommunen sind zumindest ebenso wichtig. In dieser Hinsicht ist freilich der Ruf des Musterländles neuerdings durch den rigorosen Sparkurs der Landesregierung stark gefährdet. Es bleibt jedoch zu hoffen, daß die Haushaltskonsolidierungsmaßnahmen letztlich auch wieder zu Gunsten der Städte und Gemeinden ausschlagen. Sonst würde Baden-Württemberg 40 Jahre nach seiner Gründung in einem anderen Licht erscheinen, was es aber gewiß nicht will.

Baden war auf „Melange" angelegt?

Der Badener entwickelte ein unbeständigeres Lebensgefühl, eben weil der Rhein sein Land durchströmt, weil Straßburg und Frankreich neben ihm liegen und weil die Französische Revolution ihre Wogen herübergeworfen hat. Ein Wort von Johann Peter Hebel, der immerhin der Lenker der badischen evangelischen Landeskirche war und an dessen Frömmigkeit niemand zweifelt, wäre in Württemberg, im kirchlichen Bereich mindestens, nicht denkbar, nämlich daß man statt eines Kirchgangs auch bei einem Glas Wein den Herrn loben könne. Frankreich, bald näher, bald ferner dem badischen Land benachbart, zeigte freilich auch seinen Januskopf: daß Napoleon das Großherzogtum begründete, das badische Landrecht nach dem code civile gestaltet wurde, hat tief auf das Land eingewirkt. Man sah in den Häusern noch lange Napoleonbilder, und der Großherzogin Stephanie, einer Stieftochter Napoleons, wird noch heute in Verehrung gedacht. Aber den Badenern ist, wie den Pfälzern, ein gewisser Franzosenschreck geblieben, seit M'elac die Pfalz und das Heidelberger Schloß zerstörte, seit 1870 und wieder 1939 die Grenze die Kampflinie war. Ein französischer Fliegerangriff vom Mai 1915, der erste größere der Weltgeschichte, kostete vielen Karlsruher Kindern das Leben. Er ist so wenig vergessen wie die Nervosität durch den überstürzten Westwallbau im Sommer 1938 als Vorbote des zweiten Weltkriegs. Das Näherrücken der Front vom Herbst 1944 ab, der Einzug de Gaulles in Karlsruhe unter traurigen Aspekten haben diese Vorstellungen vertieft und manche durch die Französische Revolution angestoßene freiheitliche Gesinnung nationalistisch überlagert.

Auch Württemberg verdankte Napoleon die Königskrone und seine Vergrößerung. Aber der Einfluß Frankreichs war schwächer — man lag hinter dem Schwarzwald abgeschirmt. Das Zerschneiden des Landes in zwei Besatzungszonen 1945 und die Last französischer Garnisonen wurden schwergenommen, gleichzeitig aber auch in dem kleinen Südwürttemberg-Hohenzollern, ähnlich wie in Baden nach 1945, die Patronage über diese Länder manchmal als Schutz empfunden.

Die Offenheit des Landes bestimmte den Karlsruher Regierungsstil. In zweiter Linie formte ihn die Tatsache, daß die Landeshauptstadt ältere, weltliche und geistliche Residenzen neben sich hatte: Durlach und Pforzheim, Baden, Freiburg, Konstanz, Heidelberg, vor allem aber das durch den Wegzug des kurpfälzischen Hofes verödete, jedoch seit Beginn des 19. Jahrhunderts als freie Handelsstadt aufblühende Mannheim. Der Zwang zu assoziieren bestimmte so die zentralen Maßnahmen der Karlsruher Politik. Baden war auf „Melange" angelegt, und seine Staatsmänner respektierten dieses Grundgesetz regional und sozial. Vom Hekker-Lied 1848er blieb immer etwas im Volk:

Dieses unbändige

„. . . wir sind keine Knechte,
wir sind alle frei"

ebenso wie das düster vorausweisende:

„Wenn die Roten fragen:
Lebt der Hecker noch?
Sollt ihr ihnen sagen:
Ja, er lebet noch!
Er hängt an keinem Baume,
er hängt an keinem Strick,
sondern an dem Traume
der deutschen Republik."

Welches andere deutsche Land hat ein ähnliches Volkslied hervorgebracht als eben dieses „Musterländle"?

Wie die Überkorrektheit hinter den Schaltern zur württembergischen Atmosphäre gehört, so als Korrelat der pedantische Putzdrang der Frauen, die die Kehrwoche als Heiligtum und deren Verletzung als Hausfriedensbruch ansehen, die nach schweren Fliegerangriffen noch in der Nacht die Scherben vom Gehweg fegten, damit es am anderen Morgen doch wenigstens wieder „ordentlich" aussieht, während ganze Stadtteile brannten. In Baden ist man auch hier laxer und freier, und der Mann würde sich einer Putzdiktatur nicht beugen; Häuser, Straßen und Dörfer sind deshalb nicht weniger sauber. Gerade diese größere Gelassenheit, der stärkere Abstand von den Dingen, das häufige Ausweichen und Drumherumgehen des Badeners („dann sag halt ja") versteht der Württemberger recht wenig in seinem Ernst und seiner Gründlichkeit, die dann freilich auch wieder zum „Brettlesbohren" führen. Das sind zum Teil nur in Akzenten liegende Gegensätze, die beim Zusammenleben oft zunächst zu Reibungen führen, wahrscheinlich in vielen Fällen später zu einem ergänzenden Wegnehmen des Zuviel beim einen oder anderen. Man hat die Württemberger oft in „Hocker-Schwaben" und „Wander-Schwaben" unterschieden; von den Badenern gilt ähnliches. Freilich schafft im Württembergischen die räumliche Enge mehr Druck, zwingt zur Auswanderung, und das Fernweh, nach Italien gerichtet seit den Zeiten der Staufer, dann nach fernen Ländern in Amerika, treibt viele hinaus, die durch ihre Energie draußen bestehen. Das weitläufige Baden zeigt sich auch in Küche und Keller. Die französische Küche, das nahe Elsaß haben mindestens im Rheintal und bis auf den Schwarzwald hinauf neben der Gastronomie auch das Bürgerhaus beeinflußt: Zwetschgen- oder Kirschwasser und Himbeergeist, Spargel und Schnecken, Omeletten und Hors d'oeuvres, ein pikanter Eiersalat, Gänseleber und Champignons, Käsegerichte und Zwiebelsuppe, ein Pfälzer Rebhuhn und „Badischer Hecht", Rheinaal in Dill, viele Speisen mit Kastanien, selbst gebackene Froschschenkel verraten die feinere Zunge. Das Siedfleisch mit Meerrettich und Preiselbeeren kam in manchem Bürgerhaus noch bis zum ersten Weltkrieg täglich als Zwischengericht auf den Tisch. Bei den Süßspeisen bilden der Blätterteig und der Reis schon lange wichtige Grundbestandteile. Saucen spielen eine erhebliche Rolle und Marmeladen. Zum Essen trinkt man Weine aus der Ortenau, aus dem Markgräfler Land und dem Breisgau, vom Kaiserstuhl oder aus der Pfalz.

Aus: Theodor Pfizer, Harry Proß, „Badener und Württemberger" in: Baden-Württemberg, Staat — Wirtschaft — Kultur, 1963

Der badische Sport will badisch bleiben

Rudi Arnold, Karlsruhe

40 Jahre Bundesland Baden-Württemberg! Doch zwischen Main und Bodensee existieren noch die Badischen Sportbünde, nach dem Zweiten Weltkrieg mit verschiedenen Strukturen durch Besatzerwillen entstanden. Als größte Personenvereinigungen in Nord- und Südbaden sind sie zwar organisatorisch getrennt, durch gemeinsame Interessen aber eng miteinander verbunden. Beide Sportbünde verweisen mit Stolz auf ihre Aktivitäten und sportlichen Erfolge. Die Namen badischer Spitzensportler von Weltklasse sprechen für sich. Und alle bekennen sich zu ihrer badischen Heimat, die in trauter und geselliger Sportlerrunde aus ganzem Herzen und mit Begeisterung besungen wird: „Vom See bis an des Maines Strand . . ." Hier schwingen nicht nur Sentimentalität, Romantik und Traditionsbewußtsein mit, hier wird auch ein Bekenntnis zur Heimat geliefert.

Diese enge Verbundenheit zum blühenden badischen Kultur- und Wirtschaftsraum haben die Sportler bis zum heutigen Tag bewahrt, obwohl vorschnell urteilende Politiker die Selbständigkeit des badischen Sports als Anachronismus apostrophieren (und dabei großzügig weitere wichtige Institutionen vergessen, die ebenso wie die Sportbünde an ihrer Struktur festgehalten haben), und obwohl es in der Vergangenheit manche Attacke auf die badische Sport-Hoheit gegeben hat. Sie wurden mit Erfolg abgewehrt, gerade wieder in jüngster Zeit.

Zugegeben, es sind zunächst und vor allem sachliche Argumente, die für die Eigenständigkeit der Badischen Sportbünde ins Feld geführt werden, doch die landsmannschaftliche Verbundenheit und der selbstbewußte Standpunkt, nicht unbedingt politischen Entwicklungen folgen zu müssen (zumal sich diese oftmals nicht als Fortschritt erwiesen haben), sind gewichtige Gesichtspunkte der badischen Sportorganisationen, ihre Eigenständigkeit und damit ihren Bestand zu verteidigen.

Die Initiative zur Auflösung der Badischen Sportbünde geht vom Württembergischen Sportbund aus, der einen einheitlichen Landessportbund Baden-Württemberg anstrebt. Warum, weiß man nicht genau, denn es sind fast durchweg emotionell bestimmte Gründe, die für einen einheitlichen Landessportbund Baden-Württemberg genannt werden. Daß dabei die Europäische Gemeinschaft ebenso als Argument zitiert wird wie die deutsche Einheit, macht das schwäbische Taktieren nicht überzeugender.

Die bisherige Struktur des Sports in Baden-Württemberg mit drei eigenständigen Sportbünden und dem Landessportverband Baden-Württemberg als Dach hat sich aus badischer Sicht bewährt. Der badische Sport wird gegenüber Landtag und Regierung vom Landessportverband vertreten, wie auch der Leistungssport erfolgreich zentral gelenkt und gefördert wird. Diese badische Einschätzung blieb bisher unwidersprochen.

So stellt sich die Frage nach dem Sinn einer Änderung, die, und das haben die Badischen Sportbünde in einer Dokumentation sachlich und nachvollziehbar begründet, keine Verbesserung, Vereinfachung und Einsparung, dafür aber mehr Verwaltungsaufwand mit

sich bringen würde. Und das in einer Zeit, in der die Mittel immer knapper werden und die neue Landesregierung Aufgaben und Verantwortung wieder nach „unten" delegiert. Neben der Vereinsnähe ginge überdies Einfluß auf deutscher Ebene verloren, auf der die badischen Sportbünde einen historisch fundierten Sonderstatus einnehmen. Ein einheitlicher Landessportbund würde aber auch die Forderung eines Zusammenschlusses der Fachverbände nach sich ziehen. Doch auch hier sprechen gewichtige Gründe für die jetzige Struktur mit kleineren badischen Sportfachverbänden, die sich — die Praxis hat es vielfach bewiesen — in der sachlichen und erfolgsbezogenen Arbeit außerordentlich bewährt haben. Für die drei Fußballverbände in Baden-Württemberg zum Beispiel ist überdies die Möglichkeit gegeben, an der deutschen Amateur- und Länderpokalmeisterschaft durch drei Vertreter teilzunehmen, eine Regelung, die bei einem Einheitsverband Baden-Württemberg entfallen würde.

Als der Württembergische Landessportbund am 27. Juni 1992 zur Mitgliederversammlung des Landessportverbandes den Antrag einbrachte, bis 1995 einen einheitlichen Landessportbund Baden-Württemberg zu bilden, wurde damit nicht mehr und nicht weniger als die Auflösung der Badischen Sportbünde gefordert. Die „Hardliner" sollen sich, so hört man, in Württemberg durchgesetzt haben. Die in den letzten Jahrzehnten durch eine aufgeschlossene, sachbezogene und erfreulich gute Zusammenarbeit fast vergessenen Ressentiments wurden wieder wach. Alle, die schon immer mißtrauisch vor dem schwäbischen Zentralismus gewarnt hatten, fühlten sich bestätigt. Was nützen dann alle Beteuerungen, es werde keine Bevormundung und keine Majorisierung des von der Mitgliederzahl her schwächeren badischen Landesteils geben?

Die badische Bitte, anstelle dieses weitgehenden Antrages zunächst Kompetenz- und Aufgabenfragen zu diskutieren, blieb ungehört. Die schwäbische Mehrheit demonstrierte ihre Stärke, wenn auch nur mit wenigen Stimmen Mehrheit, die zu allem noch einseitig und tendenziös interpretiert wurde.

Der badische Sport will badisch bleiben, von sachlichen, gewiß auch von emotionellen Gründen bestimmt. Er weiß dabei nicht nur badische Minister und Abgeordnete hinter sich, sondern auch seine Basis, nämlich Vereine und Verbände, die ihm dafür wiederholt nicht nur Rückendeckung gegeben, sondern mit eindeutigen Beschlüssen die Wahrung der Selbständigkeit gefordert haben.

Symptomatisch für diese Stimmung ist eine kleine Begebenheit. In einer 1973 württembergisch gewordenen Gemeinde feierte der badische Sportverein vor wenigen Wochen in Anwesenheit von Vertretern des öffentlichen Lebens aus dem Regierungsbezirk Stuttgart und des Sports aus Nordbaden Jubiläum.

Als der Sprecher des Badischen Sportbundes dem badischen Verein im württembergischen Land gratulierte und für seine Treue und Verbundenheit zum Badischen Sportbund dankte, erntete er spontan Beifall. Eine möglicherweise unbedeutende, im Hinblick auf das schwäbische „Liebeswerben" doch vielsagende Demonstration für die badische Heimat, der man nicht nur organisatorisch, sondern offensichtlich auch mit dem Herzen verbunden geblieben ist.

Vom See bis an des Maines Strand

Der Badische Sängerbund (gegr. 1862)
und seine 22 Unterglieder

Redaktion: Bernd J. Schorn

Von Konstanz bis Wertheim, um den badischen Sängergruß mit Städtenamen zu umgrenzen, kurzum das ganze Badner Land, im „Lied der Badener" als das schönste in Deutschlands Gau'n gepriesen, ist im Badischen Sängerbund in 22 Sängerkreise und Unterbünde gegliedert, die in ihren Aktionen nicht nur selbständig, auch selbstbewußt sind. Dabei werden sie von ihrem Bundesverband ideell und materiell weitgehend unterstützt. Die Badener sind stolz darauf, zu den besonders freiheitlich denkenden Menschen zu zählen. Ihre geschichtlich dokumentierte Liberalität ist Ausdruck wohltemperierter Daseinsfreude. Auch Fremde werden unproblematisch in ihre familiäre Geselligkeit einbezogen; und so fühlt man sich eben wohl in Baden und im Badischen Sängerbund.

Das Wesen der Badener zu schildern ist nicht einfach. Es ist, wie in allen Ländern, von der Landschaft mitgeprägt, und die ist viefältig; hier lieblich, dort herb, anderswo romantisch. Und immer erweist man sich geschichts- und vergangenheitsbewußt, gleichzeitig aufgeschlossen für Neues und kompromißbereit. Diese Eigenschaften seiner 22 Unterglieder und insgesamt 1476 Vereine mit zusammen 254 400 Mitgliedern, 72 115 davon in 2156 Chören singend, lassen den 125jährigen Badischen Sängerbund zu einem ideenreich beflügelnden Mitglied des ebenso alten Deutschen Sängerbundes werden.
Von der Landesgrenze zur Schweiz bis Mittelbaden nennen sich die Mitgliedsorganisationen des BSB Bund, ab da Sängerkreis. Und jede hat ihr Charakteristikum. Die Gebietsgröße und Besiedlungsdichte, die wirtschaftlichen Komponenten spielen in der Wertigkeit innerhalb des BSB keine Rolle. Natürlich gibt es Unterschiede in den Lebensumständen von Dorf und Stadt und damit am Ort spezielle Probleme. Dies sollte wohl auch so bleiben; denn eine Nivellierung wäre gleichzusetzen mit einer Aushöhlung der bodenständigen Kultur, käme einer Verarmung der Kultur schlechthin gleich. Daß gerade die Gesangvereine wichtige Bewahrer kultureller Werte sind, wird ihnen von höchster Ebene immer wieder bescheinigt. Sie verstehen sich dabei jedoch nicht als Konservierer, vielmehr als Pfleger und Heger, letzteres im Sinne gesunder Fortentwicklung und Förderung zu verstehen, wozu auch, wie bei Bäumen, die Beschneidung von Wildwuchs gehört.
Der Bodensee-Hegau Sängerbund wurde vor genau 100 Jahren als „Höhgau-Sängerbund" in Engen gegründet. Heute umfaßt er fünf Landkreise von Konstanz bis zur Baar und gliedert sich in acht Bezirke: Singen/Westlicher Hegau, Oberer Hegau/Randen, Mittlerer Hegau, Oberer Linzgau, Meßkirch/Heuberg, Radolfzell/Höri, Konstanz/Bodanrück und Stockach.
Vom Hochrhein zum Hochschwarzwald, vom Kanton Schaffhausen im Osten zur Wehra im Westen erstreckt sich das Gebiet des Hochrhein-Sängerbundes. Es ist, mit wenigen Ausnahmen im Norden und Westen, deckungsgleich mit dem Gebiet des 1973 ver-

größerten Landkreises Waldshut — eine Landschaft von ungewöhnlicher Vielfalt und faszinierenden Kontrasten. Berührungspunkte zwischen den liederfrohen Alemannen hüben und drüben der deutsch-schweizer Grenze gab es schon bei der Gründung der Vorläufer des Hochrhein-Sängerbundes, die sich erst 1962 diesen Namen gaben, aber dem Badischen Sängerbund von Anbeginn unter verschiedenen Bezeichnungen, im Grunde jedoch wesensgleich angehören.

Der Alemannische Sängerbund wurde 1865 als Bezirkssängerbund gegründet. Die Vereinsorte befinden sich an der großen und der kleinen Wiese, an der Wehra, am Rhein und auf dem Dinkelberg, ausschließlich im Sprachraum der Heimatdichter Johann Peter Hebel, Ernst Niefentaler, Dr. Burte-Strübe und Gerhard Jung.

Der 1883 gegründete Obermarkgräfler Sängerbund wächst, blüht und gedeiht nach eigener Aussage nach dem für alle verbindlichen und alle verbindenden Grundgesetz von freundschaftlichem Einvernehmen und musischem Zusammenwirken. „Mit Gesang lassen sich Grenzen überwinden." Dabei steht der OMS zufolge seiner Lage im Dreiländereck Deutschland-Schweiz-Frankreich in vorderster Linie.

Wie am Hochrhein, war der Chorgesang im Markgräfler Land durch den Einfluß des 1836 in Zürich verstorbenen, 1773 in Wetikon geborenen Hans Georg Nägeli befruchtet worden, der zwischen 1819 und 1835 in einigen Städten entlang des Rheins und in Karlsruhe Vorlesungen über volkstümlichen Männergesang gehalten hat. Zu den ersten Gründungen von Männerchören in der unteren Markgrafschaft gehören Oberweier (1832), Auggen und Müllheim (1835), Schliengen (1845), Hügelheim (1846) und Liel (1847). Von 1869 bis 1881 war Müllheim Sitz des Badischen Sängerbundes. Am 28. Mai 1983 konnte der Untermarkgräfler Sängerbund mit einem festlichen Konzert sein 100jähriges Bestehen feiern.

Der Breisgauer Sängerbund präsentiert sich in diesem, mit dem Badischen Sängerbund zeitgleichen 125. Jubiläumsjahr als festgefügte Organisation, deren Chöre das Althergebrachte wie auch Literatur der Gegenwart pflegen. Sein Einzugsbereich erstreckt sich in der Nord-Süd-Achse von Herbolzheim bis Heitersheim, in der West-Ost-Achse von Breisach bis Löffingen. Die Vereine sind in den drei Landkreisen Emmendingen, Breisgau-Hochschwarzwald und Waldshut sowie in der Stadt Freiburg beheimatet.

Auf 100 Jahre seines Bestehens kann der Schwarzwaldgau-Sängerbund zurückblicken. Zur Gründungsversammlung in Villingen am 31. Oktober 1887 fanden sich die Delegierten von acht Männerchören aus der Region des heutigen Schwarzwald-Baar-Kreises ein. Wie sich dann diesen Gründern weitere Chöre angeschlossen haben und eine Gemeinschaft bildeten, ist vergleichbar mit dem Leben eines einzelnen Menschen, mit seinem ständigen Auf und Ab, dem Himmelhochjauchzen und zum Todebetrübtsein. Die Sängerinnen und Sänger „aus der Baar" und „vom Wald" schreiten auf einem hoffnungsvollen Weg in die Zukunft.

Der Ortenauer Sängerbund wurde 1902 von 27 Vereinen gegründet. 1921 wurde in Zell-Weierbach der Beitritt zum Badischen Sängerbund beschlossen. Eingebettet zwischen Schwarzwald und Rhein, im Süden markiert von der alten fürstbischöflichen Rohanstadt Ettenheim und im Norden angrenzend an den Mittelbadischen Sängerkreis, grüßt aus nur wenigen Kilometern Entfernung das altehrwürdige Straßburger Münster von jenseits des Rheins. Eine gesegnete, fruchtbare Landschaft, hervorragende Weine, Obst in vielfältigster Art, dies alles prägt Land und Leute und formt sie auch musikalisch.

Seit 1896 gibt es den Sängerbund Kinzigtal im Mittleren Schwarzwald. Er erstreckt sich von Berghaupten bei Gengenbach bis nach Schenkenzell und geht in die Seitentäler der Wolf und des Harmersbaches. Sein Schwer-

punkt liegt im Landkreis Ortenau, doch reicht er auch in die Landkreise Freudenstadt und Rottweil hinein. Seine geographische Lage macht es den Sängerinnen und Sängern in vielen Orten nicht immer leicht, zu den Probenabenden zu fahren, vor allem im Winter. Gerade darum kann der Sängerbund Kinzigtal auf einen Durchschnitt von 39 Sängerinnen und Sänger pro Verein stolz sein.

Der Mittelbadische Sängerkreis ist in seinem, im Stadtkreis Baden-Baden, in den Landkreisen Rastatt und Karlsruhe, im ehemaligen Landkreis Bühl und im Ortenaukreis liegenden Bereich überaus aktiv und meldet demzufolge eine stete Aufwärtsentwicklung. „Die oft beklagte Vereinsmüdigkeit der Bürgerschaft gibt es im Mittelbadischen nicht". Frühzeitig wurde gezielt Jugendarbeit betrieben. Dies bedeutete soliden Aufbau und Breitenwirkung. Dabei kam der Trend entgegen, sich wieder verstärkt in den Vereinen zu engagieren und sich musisch zu betätigen, und nicht zuletzt wirkt sich die verbesserte Pflege des Liedguts in den Schulen sowie die Durchführung eigener Fortbildungsveranstaltungen günstig aus.

Die Geschichte des Sängerkreises Karlsruhe reicht bis in das Jahr 1845 zurück. Schon damals hatten sich 27 Gesangvereine zur „Karlsruher Sängervereinigung" zusammengeschlossen, um den zahlreichen Verpflichtungen für das Fürstenhaus, die Regierung und die Stadt nachkommen zu können. Seine heutige Gestalt erhielt der Sängerkreis Karlsruhe im Jahr 1922. Damals hatten sich die Gesangvereine der Stadt und des ehemaligen Landkreises Karlsruhe zusammengeschlossen. Die rasch ansteigenden Mitgliederzahlen machten eine Untergliederung unter regionalen Gesichtspunkten in die vier Sängergruppen Hardt, Stadt Karlsruhe, Pfinz und Albtal notwendig. Diese Einteilung hat sich als positiv erwiesen, denn in den einzelnen Gruppen wird das gesangliche Zusammenwirken gefördert; es findet in regelmäßigen Gruppen- und Kreiskonzerten seinen Höhepunkt. Besonders stolz ist der Sängerkreis Karlsruhe auf die aktive Jugendarbeit seiner Vereine, die sich in neun Jugend- und 14 Kinderchören mit 1040 Aktiven niederschlägt.

Alle Urkunden und Unterlagen des Sängerkreises Pforzheim sind bei der Bombardierung der „Goldstadt" am 23. Februar 1945 zerstört worden. Überliefert ist jedoch, daß sein Bereich, der Stadtkreis und der frühere Landkreis Pforzheim, dazu noch aus dem württembergischen Raum die Sängerabteilung des 1. FC 08 Birkenfeld, schon immer ein gutes Arbeitsfeld für den Chorgesang war und heimische Komponisten damals wie heute einen beachtlichen Beitrag dazu geleistet haben. Der äußerliche Bruch mit Traditionen — ganze Stadtteile Pforzheims waren dem Erdboden gleichgemacht — erzwang, von den Sängern und ihren Vereinsvorständen richtig erkannt, eine Neuorientierung. Mit fortschrittlich gesinnten Dirigenten und Komponisten wurde ein auf unzerstörbaren Kulturwerten gründender Weg zu Hoffnung gebenden Ufern gefunden, den auch die Jugend in steigender Zahl mitgeht.

Der Sängerkreis Kraichgau wurde 1888 in Kürnbach bzw. Sickingen (Flehingen) gegründet. 1933 wurde der damalige „Kraichgausängerbund" in den Sängerkreis Pforzheim übergeführt und bestand nur noch als „Bezirk" dieses Sängerkreises. 1946 erstand der Bund unter dem Namen Sängerkreis Kraichgau neu. Seit 1922 gehört er dem Badischen Sängerbund an. Der relativ kleine Sängerkreis Kraichgau hat einen familiären Charakter. Die Musikalität und die Verbundenheit der Menschen mit ihrer lieblichen Landschaft findet in der vom Heimatdichter Philipp Neubrand aus Mühlbach geschriebenen und von Robert Edler für Chor und Bläser vertonten „Hymne auf den Kraichgau" treffend Ausdruck.

Der Sängerkreis Bruchsal vereinigt in sich pfälzische Fröhlichkeit, fränkische Bodenständigkeit und alemannische Ausdauer. Ältester Gesangverein ist der 1848 gegründete

Sängerbund Bad Mingolsheim. 1920 schlossen sich acht, bald danach weitere 15 Vereine zum „Kraigau-Bruhrain-Sängerbund" zusammen. Zwei Jahre danach bekannten sich insgesamt 33 Kreisvereine zu der Gemeinschaft, die sich nun „Bruchsaler Sängergau" nannte. Um ein sorgfältiges Arbeiten zu ermöglichen, wurde der Gau, der sich noch vor dem Krieg in „Kreis" umbenannt hatte, in die drei Gruppen Nord, Süd und West unterteilt. Der Wiederaufbau des Sängerkreises Bruchsal nach dem Krieg begann 1946 und wurde 1947 offiziell vollzogen. Alle vier Jahre treffen sich die Vereine zu einem gemeinsamen Kreiskonzert; dazwischen liegen Veranstaltungen der drei Gruppen, teilweise als kreisamtliche Kritiksingen veranstaltet.

Im Vergleich mit anderen ist der Elsenzgau Sängerkreis, benannt nach dem diese Landschaft durchfließenden Bach, relativ jung. Erst 1921 wurde er in Eschelbronn von 37 Vereinen, von denen etliche ein ähnliches Alter wie der Badische Sängerbund aufweisen, gegründet. Im selben Jahr trat er dem Badischen Sängerbund bei. 1933 wurde er diktatorisch dem Sängerkreis Heidelberg angegliedert, zwei Jahre danach stillschweigend aufgelöst. Im Februar 1947 gingen von Eppingen Initiativen zur Wiedergründung aus; sie wurden von 37 Vereinen unterstützt. Räumlich erstreckte sich der Elsenzgau Sängerkreis auf den Landkreis Sinsheim; seit der Gebietsreform verteilen sich die Vereinsorte auf den Rhein-Neckar-Kreis und den Kreis Heilbronn. Beide Landkreise gewähren finanzielle Zuschüsse.

Der heutige Kurpfälzische Sängerkreis Heidelberg deckt sich mit dem ehemaligen Landkreis Heidelberg; 13 seiner Vereine gehörten dem früheren Landkreis Mosbach an. Bezüglich der 1878 erfolgten Gründung des „Gauverband Sängerbund im Neckarthale" durch den Freiherrn Louis von Göler sei hier auf die Darstellung des Sängerkreises Mosbach verwiesen. Der Heidelberger Sängerverband trat laut Bericht des Ehrenvorsitzenden des Kurpfälzischen Sängerkreises Heidelberg, Willi Hornung, im Jahr 1903 die öffentliche Betreuung der im heutigen Wiesloch und Odenwald bis in den Raum Sinsheim gelegenen Vereine an, obwohl eine lose Verbindung seit 1862 mit dem Unterrhein-Kreis bestand. Später nannte sich die Gliederung Kreis Heidelberg, danach Gau Heidelberg des Badischen Sängerbundes bis zur Hauptversammlung des BSB in Tauberbischofsheim, wo wieder auf den Namen Kreis Heidelberg zurückgegriffen wurde,weil die bestehenden 26 Gaue in elf Kreise umgewandelt wurden. Mit der Gründung des Badischen Sängerbundes 1947 in Heidelberg-Kirchheim am 16. März 1947 nahm auch der Sängerkreis Heidelberg unter dem vorigen Namen, ohne die wieder im Elsenzgau-Sängerkreis formierten Vereine, seine Tätigkeit auf, wobei das Arbeiter Sängerkartell Heidelberg, das 1933 aufgelöst worden war, mit einbezogen wurde. Die Jahreshauptversammlung 1962 in Schönau wählte den seitdem gültigen Namen Kurpfälzischer Sängerkreis Heidelberg. Sein in fünf Bezirke — Heidelberg, Wiesloch, Kleiner Odenwald, Eberbach, Steinachtal — eingeteiltes Gebiet hat einen Radius von 220 Kilometer. Der Heidelberger Sängerspruch von Erich Harbarth verpflichtet, „wo des Neckars Wellen talwärts fließen, von den Hängen träumend Burgen grüßen" Herz und Lied der Kurpfälzischen Heimat für alle Zeit zu weihen.

Der 1907 gegründete Kurpfälzer Sängerkreis Mannheim liegt im Herzen der Kurpfalz. Die Öffnung der seinerzeit reinen Männerchorwelt für das weibliche Pendant verbreiterte, wie allgemein im Chorbereich, die Palette. Intensive Werbung trug zu neuem Aufschwung da und dort bei. Dazuhin zahlte sich zielbewußt betriebene Jugendarbeit aus; sie wird auch vom Stadtjugendring Mannheim anerkannt und unterstützt. Der Töne mächtig Band, vom Mannheimer Friedrich Schramm zum Badischen Sängerspruch geformt, knüpft sich hier von der 1840 gegründeten Mannheimer Liedertafel bis zu dem

1979 zum Kurpfälzer Sängerkreis Mannheim gestoßenen „Folk-Family-Chor".
Der Sängerkreis Kurpfalz Schwetzingen ging, wie der Sängerkreis Weinheim, 1984 aus dem Kurpfälzer Sängerkreis Mannheim hervor. Seine 26 Vereine sind ein wesentlicher Faktor im kulturellen und sozialen Leben von neun Gemeinden. Im Wechsel von zwei Jahren faßt dieser Sängerkreis die Kinderchöre zum gemeinsamen Singen zusammen; die Erwachsenenchöre treffen sich jährlich zum Kreischorsingen.
Die geschichtliche Entwicklung des heutigen Sängerkreises Weinheim, dargestellt mit einem Rückblick in die Gründerjahre zeigt, daß die Struktur des nordbadischen Raumes eigene, der Mentalität seiner Menschen entsprechende Verhaltensweisen entwickelte. Unter diesem Gesichtspunkt sollte man die seit langer Zeit immer wieder betonte Notwendigkeit einer Verselbständigung der ehemaligen Sängerbezirke Schwetzingen und Weinheim des Kurpfälzer Sängerkreises Mannheim sehen, die 1984 erfolgte. Die Mehrzahl der Gesangvereine aus dem pfälzischen Raum war vor dem Jahr 1903 nicht organisiert. Den bestehenden Gemeinschaften Badischer Sängerbund und Neckartal

BADISCHER SÄNGERBUND E.V.
BADISCHE SÄNGERZEITUNG

Unterbünde / Sängerkreise

① Bodensee-Hegau-SB e.V.
② Hochrhein SB
③ Alemannischer SB e.V.
④ Obermarkgräfler SB
⑤ Untermarkgräfler SB e.V.
⑥ Breisgauer SB e.V.
⑦ Schwarzwaldgau-SB
⑧ Ortenauer SB e.V.
⑨ Kinzigtal SB e.V.
⑩ Mittelbadischer SK
⑪ SK Karlsruhe
⑫ SK Pforzheim
⑬ SK Kraichgau
⑭ SK Bruchsal
⑮ Elsenzgau SK
⑯ Kurpfälzischer SK Heidelberg e.V.
⑰ Kurpfälzer SK Mannheim
⑱ SK Kurpfalz Schwetzingen e.V.
⑲ SK Weinheim e.V.
⑳ SK Mosbach
㉑ SK Buchen
㉒ SB Badisch-Franken

Kartographische Bearbeitung:
Dipl.-Ing. (FH) Yvette Immig

Sängerbund gehörten nur wenige Vereine an. Die beiden Bünde waren räumlich zu weit auseinander gelegen, um für alle Vereine tätig sein zu können. Deshalb entschlossen sich die drei Vorstände der Feudenheimer Gesangvereine, eine Versammlung einzuberufen mit dem Ziel, einen Gauverband zu gründen. Man gab ihm den Namen Badischer-Pfalzgau-Sängerbund. Dies geschah am 4. Oktober 1903 mit den Stimmen von sechs Gesangvereinen. Das Interesse der übrigen Vereine wuchs stetig, so daß bis zum 25jährigen Jubiläum 1928 dem Bund 55 Vereine aus dem Stadt- und dem Landkreis Mannheim mit den Bezirken Schwetzingen und Mannheim angehörten. Das Jahr 1921 hatte, nach intensiven Bemühungen des Badischen Sängerbundes, den Anschluß an ihn gebracht, nachdem er in seinen Satzungen die vollständige Selbständigkeit aller Gauverbände verankert hatte.

Der Sängerkreis Mosbach wird im Mitgliederverzeichnis des Badischen Sängerbundes erstmals im Jahr 1862 erwähnt. Ob es sich bei diesem Kreis aber um einen richtig organisierten Verband handelte, läßt sich leider wegen fehlender Unterlagen nicht mehr feststellen. Anzunehmen ist, daß sich einzelne Vereine des Kreises Mosbach nach Gründung des Badischen Sängerbundes diesem anschlossen, auf Kreisebene aber ein völlig eigenständiges Leben führten, bis sich auf Anregung des in Binau am Neckar ansässigen Freiherrn Louis von Göler, einem Schwiegersohn des letzten Binauer Grafen, am 11. August 1878 die Dirigenten von sechs Vereinen des Neckartales den „Sängerbund im Nekkarthale" gründeten. Freiherr von Göler wurde Erster Vorsitzender. Schon ein Monat danach fand in Binau der erste Sängertag des neuen Gauverbandes statt. Der Badische Sängerbund dürfte das Geschehen interessiert verfolgt haben; dieser Schluß basiert auf der von ihm im September 1883 nach Eberbach und im selben Monat des Jahres 1890 nach Mosbach einberufenen Jahreshauptversammlung. In den Folgejahren muß sich zwischen dem Sängerbund im Neckartal und anderen umliegenden Gesangvereinen eine Annäherung vollzogen haben. Jedenfalls fand 1900 in Mosbach ein Gau-Sängertreffen für das Odenwald- und Neckargebiet statt, an dem sich 600 Sänger beteiligten. Diese stattliche Sängerzahl und der Festort lassen vermuten, daß jetzt erst von einem Sängerkreis Mosbach gesprochen werden kann. 1921 wurde er, der damaligen Zeit entsprechend, zum Gau. Von den 58 Vereinen, die ihm zu Beginn des Jahres 1939 angehörten, wurden im März desselben Jahres per Diktat zwischen ihm, Heidelberg und dem Sängerkreis Bauland in Wertheim aufgeteilt. Am 24. Mai 1947 trafen sich 18 Vereine zur Neugründung des ehemaligen Sängerkreises Mosbach. Im Januar 1949 zählte er bereits wieder 22 Mitglieder, darunter auch einige aus dem Landkreis Buchen, doch zeichnete sich bei dieser Versammlung bereits ab, daß es in Zukunft einen eigenen Sängerkreis Buchen geben werde, was dann am 10. April 1949 Wirklichkeit wurde.

Im August 1883 war der Sängerkreis Buchen als damaliger Odenwälder Gausängerbund von neun Gesangvereinen gegründet worden. Er setzt sich aus Vereinen im Bezirk des ehemaligen Landkreises Buchen zusammen. Seine Größe erlaubt es, daß sich alle Vereine jährlich zu Kreissängerfesten treffen und hierbei der Chorgesang in Kritik- und Konzertsingen sowie die Zusammengehörigkeit des Sängerkreises bestens gepflegt wird.

Die Region Badisch-Franken ist der nördlichste Teil Badens; sie erstreckt sich auf rund 850 qkm und grenzt auf 146 km an Bayern. Wegen dieser Großflächigkeit ist der Sängerkreis Badisch-Franken in fünf Sängergruppen — Osterburken, Boxberg, Lauda, Tauberbischofsheim, Wertheim — unterteilt. Durch die Gebietsreform 1973 ergaben sich auch politische Veränderungen, die im Kreisvorstand nicht zur Vereinfachung beigetragen haben. So gehören Vereine dem Neckar-

Odenwald-Kreis = Regierungspräsidium Karlsruhe, dem Kreis Heilbronn, dem Hohelohe-Kreis und die Mehrzahl dem Main-Tauber-Kreis = Regierungspräsidium Stuttgart an. Auch in diesem Raum entstanden die ersten Männergesangvereine zu Beginn des 19. Jahrhunderts; sie sind zum Teil Mitbegründer des Badischen Sängerbundes. Der Bauländer-Taubergründer-Sängerbund als Vorläufer des Sängerkreises Badisch-Franken wurde 1876 auf Initiative des Sindolsheimer Ortspfarrers Gustav Meier ins Leben gerufen. 30 Vereine traten dieser Vereinigung bei, die sich das Motto „Eintracht hält Macht" gab. Nach dem 1. Weltkrieg kam es zur Gründung eines neuen Bundes, des Main-Tauber-Gaues im Badischen Sängerbund. Eine Gruppierung um die Städte Wertheim und Tauberbischofsheim, der Bauländer-Taubergründer-Sängerbund, bestand jedoch als Organisation weiter. Eine Neuformation brachte dann das Dritte Reich. Bei der Aufteilung des Badischen Sängerbundes in elf Kreise entstand der Sängerkreis Tauberbischofsheim . Nach Kriegsende führte Hugo Vierneisel aus Lauda die Vereine erneut zusammen und gab dem Sängerkreis seinen heutigen Namen Badisch-Franken.

Hans Gustav Schlenker

Ursprung und Wesen

Die Geschichte des Badischen Sängerbundes beginnt nicht erst 1862. Nach den Freiheitskriegen bis zur Jahrhundertmitte hatten sich in vielen Ortschaften des Großherzogtums Baden — wie auch im übrigen Deutschland — bürgerliche Sängervereinigungen gebildet, die sich schon 1844 zu einer Vereinigung Badischer Männergesangvereine zusammenschlossen.

Es gehört zu den Besonderheiten jener Jahrzehnte, daß sie die Zeit aufblühender Vereinigungen wurden. Der nationale Mangelstand nach dem Ende des deutschen Kaiserreiches, die enttäuschende innenpolitische Entwicklung im Zeichen der Restauration machten das Bedürfnis nach politischen Konsequenzen der geschichtlichen Zusammengehörigkeit des deutschen Volkes schmerzlich bewußt. Das romantische Kapitel unserer Geistesgeschichte führte überhaupt erst zur Entdeckung und Anerkennung der „Nationalitäten" in einem neuzeitlichen Verständnis. Verstärkt wurden die dadurch ausgelösten Bewegkräfte noch von einer anderen Seite: Die in der industriellen Revolution bedingten gesellschaftlichen Umbildungen bewirkten auch vielfältige Lebensäußerungen eines neuen bürgerlichen Selbstverständnisses. So wurzeln in dieser Zeit, die mit der üblichen Auffassung vom „Biedermeier" nur unvollkommen und mißverständlich charakterisiert ist, Bewegungen und Einrichtungen, die sich als zeitüberdauernd und zukunftsträchtig erweisen sollten. Betrachten wir daraufhin die sich allenthalben bildenden Organisationen des Bürgertums, so fällt uns ein ihnen allen eignender Grundzug des Pädagogischen auf. Das Motto „Freiheit durch Bildung" mag hier für vieles stehen. Die Turnbewegung, die Geschichtsvereine — vor allem auch für die örtliche und regionale Heimatpflege —, Theater- und Musikgesellschaften, Fördergemeinschaften zur Entwicklung des Schulwesens, der Jugend- und Volkserziehung wie der Erwachsenenbildung haben als gemeinsames Kennzeichen die freiwillige Teilnahme des seiner Selbständigkeit bewußten Bürgers. So gesehen, ist die schon zu Beginn des 19. Jahrhunderts auszumachende Neigung, sich in Singakademien und Musikzirkeln zusammenzufinden, nur der Anstoß zu folgenreichen Entwicklungen, womit der Bürger schließlich die kulturelle Initiative übernimmt. Verstanden sich jene eher „akademisch" und beschränkten ihren Zugang durch Bedingungen, die entsprechendes Können voraussetzten, so hatte man nun entdeckt, wie nötig die Liebe zum Unvollkommenen ist, wenn man einem Mangel abhelfen will.

Es kann nicht überraschen, wenn man feststellt, welche besondere Rolle in der Entwicklung der Vereine ein Berufsstand gespielt hat: der Lehrer, vor allem der Volksschullehrer, gerade auch in den Gesangvereinen. Seine musikalische Ausbildung verstand sich in jenen Tagen von selbst, und wenn er ein guter Schulmeister war, so konnte er seine anderen Befähigungen bei der Vereinsarbeit — ob dienend oder leitend — auch sinnvoll nützen. Daß das für ihn wie für seine Zeit ganz selbstverständlich war, muß in der Gegenwart verwundern.

In Karlsruhe hatte die Liederhalle, einer der Gründervereine des Badischen Sängerbundes, schon 1845 als Sängerspruch gewählt: „Unserer Lieder Klänge läuten deutscher Eintracht Frühling ein!" Das war keine leere Formel. Die Liederhalle war aus der zweiten Abteilung der Gesellschaft Eintracht hervorgegangen und hatte die „musikalische Vervollkommnung" und Unterhaltung der Mitglieder zum Ziel. Ihr Gründer, der Karlsruher Ehrenbürger Carl Scholl, betrieb auch maßgeblich die Vereinigung Badischer Gesangvereine, die schon 1844 zustandekam. Aber die Vorgänge der 48er Revolution ließen die Entwicklung nicht nur stocken, sondern führten da und dort auch zu empfindlichen Verlusten. Die Idee eines Deutschen Sängerbundes mußte sich noch länger als ein Jahrzehnt gedulden. Ein kennzeichnender Umstand ist in diesen Jahren auszumachen: Das Auftreten des Großherzogs bei einem Badischen Gesangsfest 1860 in Freiburg erweckte namentlich im Oberland keine Begeisterung. Die Zeit Zwangspause 1848/49, die Auflösung von Vereinen und die gleichwohl abgehaltenen geheimen Singstunden waren nicht vergessen. Bemerkenswert ist die Außenwirkung der Vereinsarbeit. Es wurden Gesangsfeste organisiert, Wettsingen veranstaltet, Wohltätigkeitskonzerte durchgeführt (bis 1962 allein von der Liederhalle 48).

Die Prägung, die der Badische Sängerbund im Ursprung erhielt, bestimmte seine Entwicklung in den folgenden vier oder fünf Generationenaltern bis heute, sei es in Fragen unaufgehbaren Bestandes, sei es in den Wandlungen, zu denen die zeitgeschichtlichen Umbrüche herausforderten oder noch herausfordern. So wurde schon bald nach dem Anfang spürbar, daß das „bürgerliche" Fundament der Bünde im Blick auf das „Volk" mitunter auch abweisenden oder ausschließenden Charakter hatte. Der neue, der „vierte" Stand, der sich nicht einbezogen sah oder den Bildungsvoraussetzungen und dem unausgesprochenen Erwartungshorizont nicht genügte, formierte seine eigenen, ebenso klassenbewußten Vereinigungen. Und als um die Jahrhundertwende die Jugendbewegung aufbrach, da waren wesentliche Kräfte der neuen Verbandschaften ihrem Selbstverständnis nach — entgegen ihrem Herkommen — eher „antibürgerlich", so daß die starken musikalischen Impulse, die von ihnen ausgingen, schwerlich darauf angelegt waren, von den bestehenden Sängergruppen aufgenommen zu werden.

Doch die damit verbundenen Fragen muten wie Scheinprobleme an, vergleicht man sie mit der Herausforderung unserer Tage mit ihrem durch die Medienentwicklung ermöglichten Massenkonsum quasi-musikalischer Darbietungsformen, die die „Hörsamkeit" des jüngeren Publikums weithin bestimmen und der Frage nach Wandel und Bestand ein existentielles Gewicht verleihen.

— Provokation und Replik! — Wie soll, wie wird die Antwort lauten? Davon wird abhängen, ob es gelingt, aus überkommenem Gut weiterhin ein Bleibendes zu gewinnen und ebensowohl aus der Flut des andrängenden und bedrängenden Neuen das Aufhebenswerte wahrzunehmen, zu sondern und sich zu eigen zu machen. Das fordert viel: Sinn für Werte, maßgebliches Urteil sowie zuerst und zuletzt Gemeinsinn, also mit Freuden das Dienliche zu tun.

Professor Rudolf Immig

1900—1925

Die Geschichte des Badischen Sängerbundes in diesen zweieinhalb Dezennien ist entgegen aller wünschenswerten Autonomie des Chorsingens als einer künstlerich-kulturellen Tätigkeit eng verflochten mit der politischen Geschichte.

Mag man noch so sehr auf die oft bewiesene Eigenständigkeit des Badischen Sängerbundes pochen, so wird man doch eingestehen müssen, daß die Geschichte des Badischen Sängerbundes nicht von der des Deutschen Sängerbundes zu lösen ist, und daß die Geschichte des Deutschen Sängerbundes ein Stück deutscher Geschichte schlechthin ist. So ist es z. B. historisch nicht ganz uninteressant, daß der Kaiser in einem Erlaß des Jahres 1898 zu einem dreimal ausgetragenen Männerchor-Wettstreit um den Kaiserpreis aufrief. (Die Liederhalle Karlsruhe konnte sich als einziger badischer Chor, und dies sogar zweimal, unter den Preisträgern etablieren.) Die Aufwertung, die damit der Chorgesang in der Öffentlichkeit erhielt, resultierte sicher nicht zuletzt aus der Erkenntnis des Kaisers, daß die Sänger zu seinen treuesten Untertanen zählten. Denn „über dem Wollen des Bundes schwebte allzeit der Dreiklang: Lied-Einigkeit-Vaterland", (Dr. Münch, Bruchsal). Was konnte sich ein Landesherr von Sängern Besseres wünschen? Umgekehrt wurde der Kaiser zu einer Art Symbolfigur, in welcher der Sänger seine Interessen vertreten und seine Wünsche erfüllt glaubte. Daß an dieser Figur vieles pathetisch übertüncht war, daß die Chorliteratur und die eigene Mentalität in den Sog dieses Pathos gerieten, blieb den meisten verborgen — oder sie hielten es mindestens nicht für bedenklich.

Doch nun zur spezifischen Entwicklung des Badischen Sängerbundes in der wilhelminischen Ära ab 1900. Die ersten Jahre unseres Jahrhunderts sind gekennzeichnet von einer langsamen, aber stetigen Aufwärtsentwicklung. Die Zahl der im BSB organisierten Sänger wuchs in dieser Zeit von 12 823 (1900) auf 15 452 (1912). Es war ein Zeitraum relativen wirtschaftlichen Wohlstandes, vor allem im Bürgertum, was u. a. in der Gründung neuer Chöre und zahlreichen Fahnenweihen seinen Niederschlag fand.

Vom Kaiser zum Großherzog. Das gute Verhältnis, das zwischen dem Badischen Sängerbund und dem Hause des Landesfürsten kontinuierlich bestand, verdient besondere Erwähnung. An freudigen und traurigen Ereignissen der großherzoglichen Familie nahm der BSB innigen Anteil, und die Großherzöge ihrerseits beehrten die Sänger durch ihre Anwesenheit bei Konzertveranstaltungen, durch Protektorate bei Festen und durch Preise bei Wettsingen.

In manchen Gegenden Deutschlands hatte man offenbar die Sprache der Zeit schneller gelernt als in unseren Breiten. So hallten denn die ersten schrillen Töne von Nürnberg in die bisher mehr auf Distanz verbliebene badische Sängerlandschaft. Doch ist es sicher kein Zufall, daß der „Badische Sängerbote" vom September 1912, der Vorläufer der Süddeutschen Sängerzeitung, den badischen Sängern mit enthusiastischem Kommentar die Worte des Festredners von Jäger vermittelte, die von Kaiser Wilhelm persönlich stammen könnten: „Lied wird Tat, früh oder spat! — Und wie ist es zur Tat geworden!"

Der 1. Weltkrieg beendete diesen überschwenglichen Jubel. Etwa 4000 Sänger des BSB kehrten nicht wieder zurück, und erst 1929 sollte das nächste Badische Sängerbundesfest in Freiburg stattfinden können.

Der Versailler Friedensvertrag bürdete dem deutschen Volk unerträgliche Lasten auf. Hunger, Geldentwertung, Arbeitslosigkeit infolge wirtschaftlicher Stagnation waren zu überstehen. Aber wie so oft in Notzeiten wurde der Blick der Menschen jener Zeit frei für ideelle Werte, wurden die Kräfte erkannt und genutzt, die das Musizieren in der Gemeinschaft zu entfalten und zu fördern ver-

mag. Mit geradezu atemberaubender Geschwindigkeit wuchs die Sängerzahl von etwa 13 000 bei Kriegsende bis zur Hauptversammlung in Gaggenau im Jahre 1925 auf 45 800, die in 1092 Vereinen sangen. Chöre, die dem Badischen Sängerbund noch nicht angeschlossen waren, traten bei, viele neue Sänger wurden geworben. Diese Entwicklung ist um so erstaunlicher, als parallel zum Aufwind in den bürgerlich-konventionellen Chören nach dem Krieg eine zweite Sängerbewegung einsetzte, die ihre Wurzeln zwar bereits im 19. Jahrhundert hatte, sich aber erst unter den neuen politischen Gegebenheiten behaupten und durchsetzen konnte. Die Rede ist vom Deutschen Arbeiter-Sängerbund (DAS), der aus den Gewerkschaften und der unter Wilhelm II. immer stärker werdenden sozialistisch orientierten Arbeiterbewegung hervorging. Nur wenige Arbeitergesangvereine hatten sich aus der Ära Bismarck herübergerettet. Nun kam es — unter Reichspräsident Ebert — zur Gründung zahlreicher „Volkschöre", die sich in ihren politischen und sozialen Zielvorstellungen deutlich von denen der bestehenden Sängerbünde unterschieden. Ein Konsens konnte damals nicht gefunden werden. Erst 1950 traf man sich auf einer gemeinsamen Plattform, und der DAS schloß sich dem DSB an. Ein Verdienst des DAS ist es zweifellos, die Entwicklung der Frauen- und gemischten Chöre eingeleitet zu haben, ein Verdienst auch, eine Revision der Chorliteratur veranlaßt zu haben. Nicht wünschenswert scheint es jedoch — das sollten gerade die Erfahrungen dieses Zeitabschnitts zeigen — den Chorgesang zum Instrument politischer Agitation werden zu lassen. Möge es uns gelingen, dies zu vermeiden.

Erhard Wüst

Die Zeit von 1933 bis 1945

Durch das (auch von den bürgerlichen Parteien mit 441 gegen 94 Stimmen gebilligte) „Ermächtigungsgesetz" vom 24. März 1933 wurde die gesamte Staatsgewalt dem Nationalsozialismus übertragen. Dieser übernahm als „alleiniger Träger des politischen Willens" — laut Gesetz vom 1. Dezember 1933 — die volle Staatsgewalt.

Der Totale Geltungsanspruch der Parteidoktrin führte zum totalen Machtanspruch in allen staatlichen Angelegenheiten und die Unterwerfung aller Organisationsformen unter die Parteigewalt. Dem Prinzip der Ausschaltung aller demokratischen Grundrechte unterlagen alle Gruppen: die Wirtschaftsverbände, die Gewerkschaften, das Recht, die Kultur und die Religion. Angriffe auf Staat und Partei waren mit schweren Strafen bedroht („Heimtückegesetz" vom 1. Dezember 1934).

Im Kampf gegen die bürgerliche und demokratische Freiheitsauffassung sowie gegen Mißstände und Krisenerscheinungen im Bereich des Kulturlebens erzielte die auch mittels der Medien demagogisch arbeitende Propaganda eine breite Massenwirkung. Ihr Leitgedanke war die „Einschmelzung aller Volksteile in eine gleichgeschaltete Volksgemeinschaft".

Die totale Bindung des einzelnen war einer autoritären Befehlshierarchie untergeordnet. Dies war möglich, weil alle Behörden und Verbände durch einen von oben eingesetzten Amtsträger überwacht wurden. Dieses Prinzip galt auch für die der Reichskulturkammer unterstellten Sängerbünde und Gesangvereine. Im Mai 1934 wurden die Arbeitergesangvereine und die Lobeda-Sängergruppen aufgelöst, im darauffolgenden Dezember im Bereich der Sängerbünde das Preissingen verboten. Neue Anordnungen bestimmten, daß alle Vereine innerhalb einer gewissen Zeit zu Wertungssingen verpflichtet waren. In den (im selben Jahr herausgegebenen „Richtlinien für Sänger" wurde u. a. bestimmt, daß eine „Überprüfung der Literatur notwendig" ist, daß das Lied „schlicht und heroisch sein muß", und daß die „NS-Weltanschauung den ganzen Menschen" zu erfassen habe.

„Angst und politische Einfalt hielten sich die Waage", schrieb damals ein Chronist. Professor Raabe, der Präsident der Reichsmusikerkammer, bekannte demgegenüber mutig: „Ich lasse die deutschen Sänger und Gesangvereine nicht schelten und erkläre, daß die Reichsmusikerkammer die ihr zur Verfügung stehende Kraft anwenden wird, um den Angriffen gegen die Kunstgesang pflegenden Vereine zu begegnen." Eine Feststellung aus damaliger Zeit bestätigte diese Auffassung: „Die Konzerte unserer Gesangvereine mit ihren Volkslied- und Klassikerprogrammen bilden eine Oase für die Seele."

Am 1. September 1939 brach der 2. Weltkrieg aus. Nach der im gleichen Monat noch einmal abgehaltenen Hauptversammlung des Badischen Sängerbundes in Karlsruhe kam zuerst allmählich, dann immer rascher und schließlich ganz das Ende jeglicher sängerischen Betätigung. Im März 1945 überschritten die Alliierten den Rhein, und am 7. Mai erfolgte die bedingungslose Kapitulation. Der Wille der Siegermächte zerriß Baden in zwei Teile; der nördliche kam unter amerikanische der südliche unter französische Verwaltung. Die staatliche Hoheit lag in ihrer Hand. Was an Militarismus und an den Nationalsozialismus erinnerte, wurde ausgemerzt. Alle Gemeinschaften und Bünde wurden aufgelöst. Ein neuer Zusammenschluß konnte nur mit Genehmigung der Militärregierungen erfolgen. Das galt auch für den Badischen Sängerbund.

Wenn in der Zeit von 1933 bis 1945 die auffallende Neigung erkennbar war, allem Tun — damit selbstverständlich auch im Bereich des Singens und Musizierens — eine völkische Note zu geben, um politische Linientreue zu demonstrieren, so ist dies nach Lage der Dinge verständlich. Demgegenüber existierte eine musikalische Parallelerscheinung: die sog. „Jugendmusik" (herausgewachsen aus der um 1900 entstandenen „Jugendbewegung", dem „Wandervogel"). Formale Ähnlichkeiten mit den bestehenden Gruppierungen (Zusammenschluß in Bünden; Protest gegen Bürgerlichkeit; Pflege von Volkslied, Volkstanz, Laienspiel) konnten die schroffen inhaltlichen Gegensätze nicht verschleiern. Anstelle der Einordnung in die straffen Pflichtorganisationen der Partei (mit dem Ziel der Wehrertüchtigung) erstrebte die Jugendbewegung Selbstverantwortlichkeit, Wahrhaftigkeit und Natürlichkeit (Wandern).

Obwohl sich die Jugendbewegung damals nur eingeschränkt betätigen konnten, entfaltete die Jugendmusik ein reiches Leben. Von Walter Hensel („Jugendmusik ist Volkstumsarbeit auf ethischer Grundlage") und Fritz Jöde („Lied ist Lebensatem") erhielt diese Jugendarbeit sittlichen Ernst und aufmunternden Zuspruch. Unter Betonung des volkserzieherischen Aspektes der Musikausübung haben u. a. Armin Knab (Dr. jur. und Amtsgerichtsrat, aber auch Komponist und Melodiker von Rang) in seiner Eigenschaft als Lehrer an der „Hochschule für Musikerziehung und Kirchenmusik" in Berlin sowie Georg Götsch, der Leiter des „Musikheimes" in Frankfurt an der Oder, zukunftsträchtig gewirkt.

In Baden hat vornehmlich Professor Hermann Braunstein durch seine vielseitige Tätigkeit in der Lehrer-, Musiker- und Dirigentenausbildung (in Karlsruhe und Freiburg), in Laienorganisationen der Musik, in Schulen, Musikschulen, Singkreisen, Kirchen- und Motettenchören die Belange der Jugendmusikbewegung weitgestreut und erfolgreich durchgesetzt. „Wenn man da und dort — vor allem in Kreisen der Musikhochschulen — hört, die Jugendmusikbewegung sei tot, so stimmt dies in gewissem Sinn; sie ist so tot wie das Weizenkorn, das in der Erde schlummert, aber hundertfältige Frucht treibt." — Ganz in diesem Geist hat auch der ehemalige Bundeschorleiter des Badischen Sängerbundes, Professor Walter Schlageter, seit den vierziger Jahren gewirkt, gelehrt und komponiert.

Erik Alfred Metzler

Die „Weinheimer Entschließung"

Nachdem die Militärregierungen ihre Kontrollorgane eingesetzt hatten, bemühten sich standhafte und unentwegte Sangesfreunde, die Laienchorbewegung in Baden wieder ins Leben zu rufen. Am 16. März 1947 war es soweit. In einer begeisternden Hauptversammlung wurde der „Badische Sängerbund 1947" in Heidelberg-Kirchheim neu gegründet. Regierungsrat Karl Heß (Karlsruhe) wurde Präsident. Der Zusammenschluß mit Südbaden erfolgte am 15. Januar 1950 in Rastatt. Mit der Wiedergründung ergab sich die einmalige und unwiederbringliche Möglichkeit, die musikalischen Zielsetzungen des Bundes zukunftweisend auszurichten. Anläßlich der Bundespräsidiumstagung 1947 in Weinheim erläuterte ich in meinem (hier auszugsweise vermittelten) Referat die Summe meiner Gedanken und Erkenntnisse, die ich aus der Einsicht in die zurückliegende jahrzehntelange Entwicklung des Badischen Sängerbundes gewonnen hatte, und die besonders durch die Erfahrungen und Ereignisse niederstürzender Art des hinter uns liegenden 2. Weltkrieges diktiert waren. Zusammengefaßt mündete das Ergebnis in einem Sieben-Punkte-Programm, das ich dem Präsidium als Entschließungsantrag vorlegt.

Man stelle sich die damalige Situation vor: Materiell, geistig und seelisch waren die Menschen unseres Landes in eine entsetzliche Armut geraten. Es galt daher, die unzerstörten und unvergänglichen Kulturgüter unseres Volkes aufs neue zu erschließen und sie wieder zum festen und reichen inneren Besitz eines jeden Einzelnen zu machen. Hieraus erwuchs unseren Gesangvereinen ein unvergleichlicher, bedeutsamer und folgenreicher Auftrag, und es war eine erste Tat und ein verheißungsvoller Auftakt für die weitgesteckten Ziele und Aufgaben des neuen Bundes, daß es gelungen war, auf den Trümmern einer niederstürzenden Welt über alle politischen Richtungen und Strömungen hinweg, eine geeignete und allumfassend Sängerbewegung aufzurichten und zu begründen.

Carl Friedrich hob am 23. Juli 1783 in den seiner alleinigen Landeshoheit unterworfenen Orten die Leibeigenschaft auf.

Meine Antwort

auf die Dankſagungen deſ Landeſ nach Aufhebung der Leibeigenſchaft und einiger Abgaben

Daß da Wohl der Regenten mit dem Wohl des Landes innig vereiniget sey, so daß beyder Wohl- oder Uebelstand in Eins zusammen fließen, ist bey Mir, seit dem Ich Meiner Bestimmung nachzudenken gewohnt bin, ein fester Satz gewesen. Ich kann also, wenn Ich etwas zu dem Besten des Landes thun kann, dafür keinen Dank erwarten, noch annehmen. Was Mich selbst vergnügt, Mir Beruhigung giebt, Mich der Erfüllung Meiner Wünsche, ein freyes, opulentes, gesittetes, christliches Volk zu regieren, nähert, dafür kann man Mir nicht danken. Ich aber habe dem Höchsten zu danken, der Mich die Erfüllung Meiner Wünsche hoffen läßt." . . .

„Will jemand Antheil an der Freyheit haben, so muß er jeden in dem Genusse der seinigen ungestört lassen, weil die Freyheit in dem gesellschaftlichen Leben nichts anderes ist, als der freye Genuß unseres Eigenthums unter dem Schutz der Gesetze. Es ist also keine Freyheit ohne Gesetze, welche den Boßhaften einschränken, wenn er schaden und also der Freyheit seiner Mitbürger zu nahe treten will. Die Freyheit kann also nur für die guten Menschen seyn. Die Boßhaften können sie nicht genießen, weil Böses thun nicht frey heißen kann." . . .

„Der reiche Landmann drücke seinen armen Mitbürgern nicht; er sey nicht stolz gegen ihn; er behandle ihn mit Liebe; er gebe ihm Verdienst, such ihm seinen Nahrungsstand zu verbessern, ihm aufzuhelfen. Der Arme beneide den Reichen nicht, er schäme sich der Armuth nicht. Redliche Armuth ist ehrbarer, als mit Unrecht erworbener Reichthum. Der ehrbare Arme schäme sich nicht, bey seinem wohlhabenden Mitbürger Verdienst anzunehmen. Durch Treue und Fleiß wird er sich Vermögen erwerben." . . .

„Einwohner der Städte! Begehret nicht, dem Landmann die im Schweiß seines Angesichts hervorgebrachte Produkte um geringe Preiße abzuringen. Er kann seinen Acker nicht ohne Aufwand anbauen: ein Theil dieses Aufwandes ist Verdienst für euch: aber der größte Theil eures Verdienstes wird mit dem reinen Ertrag des Landes bezahlt, nämlich mit der Summe, welche dem Landmann übrig bleibt, wenn von dem ganzen Erwuchs der Culturaufwand abgezogen ist." . . .

„Menschen aller Klassen im Staat, Freunde, Landsleute, Patrioten, freye teutsche Männer, ihr, die ihr einen der fruchtbarsten Himmelsstriche Teutschlands bewohnet, vereinigt euch mit Mir zum allgemeinen Wohl." . . .

„Seid lieber tugendhaft und arm, als lasterhaft und reich. Erziehet eure Kinder zur Tugend; lehret sie, wahrhaft seyn und die Lügen haßen; gehet ihnen mit guten Beyspielen voran; es ist hohe Pflicht; Gott forderts von euch; ihr seid es euern Kindern, euch selbst, euerm Vaterland schuldig; sie sind der Segen eueres Hauses, die Stütze eueres Alters, die Stärke des Staates, wenn sie Tugend, Religion und Ehre kennen." . . .

„Der Beyfall des Publikums ist nur in so weit Ehre, als er mit dem Zeugniß unseres Gewissens übereinkommt. Da wir aber unsern Nebenmenschen so beurtheilen müssen, wie wir wünschen, von ihm selbst beurtheilt zu werden und uns die geheimen Triebe des Herzens nicht bekannt sind, so macht eine jede edle Handlung dem, der sie begeht, in unserem Urtheil Ehre, wenn wir nicht offenbar sehen, daß seyn herz dabei nicht edel dachte. Titel, Rang, Reichthum usw. machen nur alsdann Ehre, wenn sie die Folgen edler Handlungen sind." . . .

Aus: Ausstellung: 1944—1952: Schau-Platz Südwest
„Die Staatsfahne des Landes Baden liegt begraben in einer Gruft mit gläserner Deckplatte, rot und golden leuchtet sie aus der Tiefe, von ein paar blankgeputzten Amtsschildern eingerahmt" (Otto B. Roegele).

Verletzlichkeit der historischen badischen Identität

Wer heute die kulturelle Prägung überprüft, die noch immer oder neuerdings in den baden-württembergischen Landschaften gelten, kann sich unschwer davon überzeugen, daß das gemeinsame Landesbewußtsein erheblich vorangeschritten ist, dabei jedoch auf württembergischer Seite viel stärker mit altwürttembergischer Tradition verbunden blieb als auf badischer.

Die 150jährige badische Staatsgeschichte mußte alemannisches und fränkisches Volkstum zum Ausgleich bringen, mußte altbadische, vorderösterreichische, kurpfälzische und vielerlei reichsstädtische adelige und Klosterherrschaft in neubadischen Gebieten einschmelzen, zuguterletzt drei christliche Konfessionen versöhnen — Trennungsoptionen, die von neuem virulent wurden, seitdem das badische Parlaments- und Verwaltungswesen seine verbindende Kraft nicht mehr entfaltet. Heute stehen in Baden-Württemberg nicht das „Badische", sondern das hintere Frankenland, das Nieder- und das Hochalemannische dem politischen Angebot „Baden-Württemberg" gegenüber. Mit dem Verlust seiner politischen Einheit ist Baden — das unvergessene Großherzogtum, die Republik — sehr viel stärker in seine historischen Elemente zerfallen als Württemberg, dem in Baden-Württemberg eine Art Reserve-Identität zugefallen ist. Den Badenern, die sich als Treuhänder der alten badischen Überlieferung empfunden haben, war die Verletzlichkeit der historischen badischen Identität bewußt. Sie kämpften um politische Selbstregierung als Bedingung und Mittel ihrer politischen Identität. Gerade weil so viel auf dem Spiel stand, ist zu bewerten, was nur bedingt kulturell meßbar ist. (Heimattage existieren noch immer, Hebelpreis würde in Freiburg noch immer regelmäßig vergeben, wenn man genügend preiswürdige Literaten fände), wurde der Kampf von badischer Seite so hartnäckig weitergeführt. Es hätte eine Kompromiß-Lösung gegeben, die im Bühler-Vertragsentwurf des Kabinetts Wohleb 1948 als Antwort auf Köhlers Karlsruher Vertrags-Entwurf zum Vorschein kam, die auf der Basis eines Vorschlags des Heidelberger Oberbürgermeisters und vormaligen preußischen Staatssekretärs Hugo Swart beim Städtetag des Württembergisch-Badischen Städteverbandes am 4. September 1950 in Schorndorf zur Diskussion stand und die auch später von Swart weiter propagiert wurde: „durch Schaffung von 2, evtl. aber auch von 3 oder von 4 Kommunalverbänden höherer Ordnung auf ehemaliger Landes- bzw. Bezirksebene oberhalb der Kreisebene landschaftlich verbundene Selbstverwaltungskörperschaften nach dem Muster der ehemaligen preußischen Provinzialverbände mit weitgehendem Zuständigkeitsbereich zu schaffen. Dies wären dann die gegebenen Traditionsträger der einzelnen Landesteile im neuen Gesamtstaat" (Hugo Swart, Die Regierungserklärung der württembergisch-badischen Landesregierung zum Südweststaat und die Selbstverwaltung, 1. Juli 1950, S. 1). Im gleichen Sinne votierte der Ellwanger Kreis für Verfassungsfragen („Vorschläge des Arbeitsstabes" vom 21. 12. 1951, NL Wohleb) und Führungsgremien der badischen CDU. Eine kommunalverbandliche bzw. Landschafts-Lösung war jedoch nicht durchsetzbar, schon gar nicht ein Zweier-Modell aus den vormaligen beiden alten Ländern, da dieses die Integration des Landes gefährden zu können schien. Weil allem nach die Auslöschung der „alten badischen Traditionen" bezweckt war, konnte eine Befriedung lange nicht erreicht werden. Heute, wo eine Gefahr für das Land Baden-Württemberg nicht mehr besteht, sollte neu und unbefangen über einen badischen bzw. württembergischen Kommunalverband nachgedacht werden.

Paul-Ludwig Weinacht,
Auf dem Geburtstagstisch
des Landes — Zum Vierzigsten
Aus: R. Albiez, Der überspielte Volkswille, Seite 12

Badisches Staatstheater Karlsruhe

Vom Hof- zum Staatstheater
Theater für eine Region — Theater in Baden-Württemberg
Ein Theater in der Bundesrepublik Deutschland

Wolfgang Sieber, Badisches Staatstheater Karlsruhe

Im Foyer des Badischen Staatstheaters Karlsruhe war von März bis Juni 1982 als Gemeinschaftsarbeit des Badischen Generallandesarchivs und des Badischen Staatstheaters eine Ausstellung zu besichtigen, die in Handschriften, Theaterzetteln, Bühnenbild- und Kostümentwürfen und Szenenfotos Einblick in die über 300 Jahre alte Geschichte Karlsruher Theatergeschehens gegeben hat. Zugleich konnte Generalintendant Günter Könemann das im Verlag G. Braun, Karlsruhe, erschienene Buch „Karlsruher Theatergeschichte — Vom Hoftheater zum Staatstheater" der Öffentlichkeit vorstellen.

Schon Mitte des 17. Jahrhunderts ließ sich der markgräfliche Hof zu Durlach im Stil des barocken Zeitalters hudligen und standesgemäß unterhalten. Der Vorhang zur Geschichte des Karlsruher Theaters hob sich, als der Stadtgründer, Markgraf Carl Wilhelm, im Ostflügel seiner neuen Residenz am 13. Januar 1719 einen Theatersaal mit dem Schäferspiel „Celindo" eröffnete. Der Markgraf förderte die schönen Künste auf seine Art: er unterhielt galantes Liebhabertheater im höfischen Kreis; Tanz- und Singspiele dienten der Bereicherung intimer Hoffeste. Doch fand auch die deutsche barocke Frühoper durch die Aufführungen der Werke einheimischer Komponisten eine erste bevorzugte Pflege.

Als Carl Wilhelm 1738 starb, begann für das Theater in Karlsruhe ein neues Kapitel. Der 18jährige Enkel Karl Friedrich, 1746 vom Kaiser volljährig erklärt, faßte den Entschluß, Stadt und Schloß noch einmal zu erbauen, diesmal jedoch sorgfältiger, dauerhafter. Der Neubau des Schlosses enthielt kein Theater mehr; das Komödienhaus stand nicht mehr wie einst im Mittelpunkt des Hoflebens, die Künstlertruppe wurde aufgelöst. Nach einer völligen theaterlosen Zeit traten ab 1747 in unregelmäßigen Abständen Wandertruppen auf und spielten ihre Komödien, Tragödien und Singspiele anfänglich in einer Bude gegenüber dem Gasthaus „Zum Goldenen Lamm", später in der Zirkel-Orangerie und schließlich ab 1782 drei Jahrzehnte hindurch in einer ehemaligen Bauholzremise vor dem Linkenheimer Tor, die dadurch zum Komödienhaus avancierte.

Aber nur wenige Jahre später beginnt ein bedeutenderes Kapitel in der Geschichte des Karlsruher Theaters: Karl Friedrich stieg zum Kurfürsten und schließlich zum Großherzog auf, die Residenz erhielt ein neues Gewicht, die repräsentativen Pflichten des Hofes wuchsen: der Bau eines neuen Theaters wurde zu einer unumgänglichen Notwendigkeit. Im Jahre 1806 wurde dies nach den Plänen Friedrich Weinbrenners endgültig beschlossen, im Winter 1806/07 brachte man die Fundamente am Schloßplatz ein. Bereits im Herbst 1808 war der Neubau fertig, so daß am 10. Oktober die vorläufige, am 9. November die feierliche Eröffnung stattfinden konnte. Die aus Gründen der Sparsamkeit reichliche Verwendung von Holz und Leinwand sollte dem Bau vierzig Jahre später zum Verhängnis

werden. Insgesamt betrugen die Baukosten 65 000 Gulden. Die Anzahl der Zuschauerplätze, etwa 1700, war im Verhältnis zur damaligen Einwohnerschaft enorm. Die neue Karlsruher Hofbühne galt damals als eines der mustergültigsten Bauwerke seiner Art und machte Friedrich Weinbrenner über die Grenzen des Großherzogtums hinaus als Theaterbauer bekannt. Großherzog Karl Friedrich übernahm 1810 die Truppe des letzten prinzipals Wilhelm Vogel, und zwar auf Rechnung des Hofes, und wurde somit zum eigentlichen Begründer des „Großherzoglich-Badischen Hoftheaters".

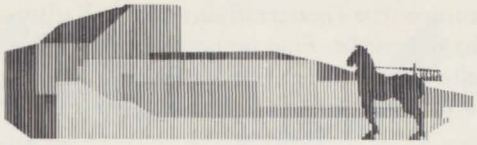
Durch eine Brandkatastrophe, bei der 63 Theaterbesucher ums Leben kamen, wurde der Weinbrenner-Bau am 28. Februar 1847 völlig zerstört. Für Karlsruhe war dies der Verlust einer der vollendetsten Schaubühnen Deutschlands; bis zum Bau eines neuen Hauses vergingen Jahre. Der Auftrag an den damaligen Oberbaudirektor Heinrich Hübsch, ein neues Theater zu planen, leitete ein glanzvolles Kapitel in der Geschichte des Karlsruher Theaters ein: Als Bauplatz zog man die alte Lage am Schloßplatz vor. Nach vierjähriger Planung begannen dann im Februar 1851 die Bauarbeiten. Als eines der schönsten Theater im Deutschland der damaligen Zeit konnte das neue Haus am 17. Mai 1853 mit Schillers „Jungfrau von Orleans" feierlich eröffnet werden. Der Zuschauerraum dieses imposanten, Größe und Intimität einzigartig verbindenden Hauses, hatte 2000 Sitzplätze, 300 mehr als der ehemalige Weinbrenner-Bau. Die Gesamtkosten, einschließlich der Beträge für Maschinen und Gasbeleuchtung betrugen 396 000 Gulden. Der Zuschauerraum wurde 1863 von Berckmüller umgebaut und die Hofloge erweitert.

Unter der Leitung von Eduard Devrient, dem 1852 die Leitung des Hoftheaters übertragen worden war, und Felix Mottl erlebte dieses Haus eine neue Theaterära, die Karlsruhe zu den führenden Bühnen Deutschlands aufschießen ließ. Seit Devrient nahmen die Klassiker, neben den deutschen vor allem Shakespeare, einen bevorzugten Platz im Spielplan ein. Unter ihm begann auch die Karlsruher Theaterreform, die um die Jahrhundertwende, als Karlsruhe durch die bevorzugte Pflege der Werke von Richard Wagner unter Felix Mottl den ehrenvollen Ruf eines „Klein-Bayreuth" erhielt, einen ersten Höhepunkt erreichte. Der Ausspruch von Johannes Brahms: „Ein anständiger Mensch muß schon des klassischen Repertoires wegen jährlich einige Monate in Karlsruhe leben", galt noch lange als Ausdruck des Ansehens, dessen sich die badische Residenz als Kunststadt rühmen konnte.

Nach der Revolution von 1918 wurde das großherzogliche Theater in „Badische Landesbühne" und 1933 in „Staatstheater" umbenannt. Es blieb das Bestreben, den künstlerischen Ruf weiterhin auszubauen. Erstmals wurde ein Zyklus mit Stücken des „Zeittheaters" gewagt. Nach Auflösung der Theater im September 1944 endete auch dieses Kapitel in der Geschichte des Karlsruher Theaters mit einer Katastrophe: In der Nacht zum 27. September 1944 fiel der Bau einem Bombenangriff zum Opfer. Es begann eine Interimszeit Karlsruher Theatergeschehens. Wieder, wie nach dem Brand des alten Weinbrenner-Theaters, wurde nach einem Provisorium gesucht. Bereits am 31. August 1945 konnte im ehemaligen Konzerthaus, dem „Großen Haus" der Nachkriegsära, die erste Aufführung stattfinden. Bis zur vollständigen Renovierung improvisierte man neun Jahre lang. Dann, nach einer halbjährigen Umbaupause, fand die Wiedereröffnung am 14. Oktober 1954 mit Mozarts „Zauberflöte" statt. Im Jahre 1950 wurde dem „Großen Haus" das „Kleine Haus" am Festplatz angeschlossen, in dem das Schauspiel 25 Jahre hindurch eine eigene Spielstätte besaß. Der Abbruch der Ruinen des Hübsch-Theaters am Schloßplatz im Sommer 1963 weckt noch einmal Erinnerungen an Karlsruhes große Theatervergangenheit.

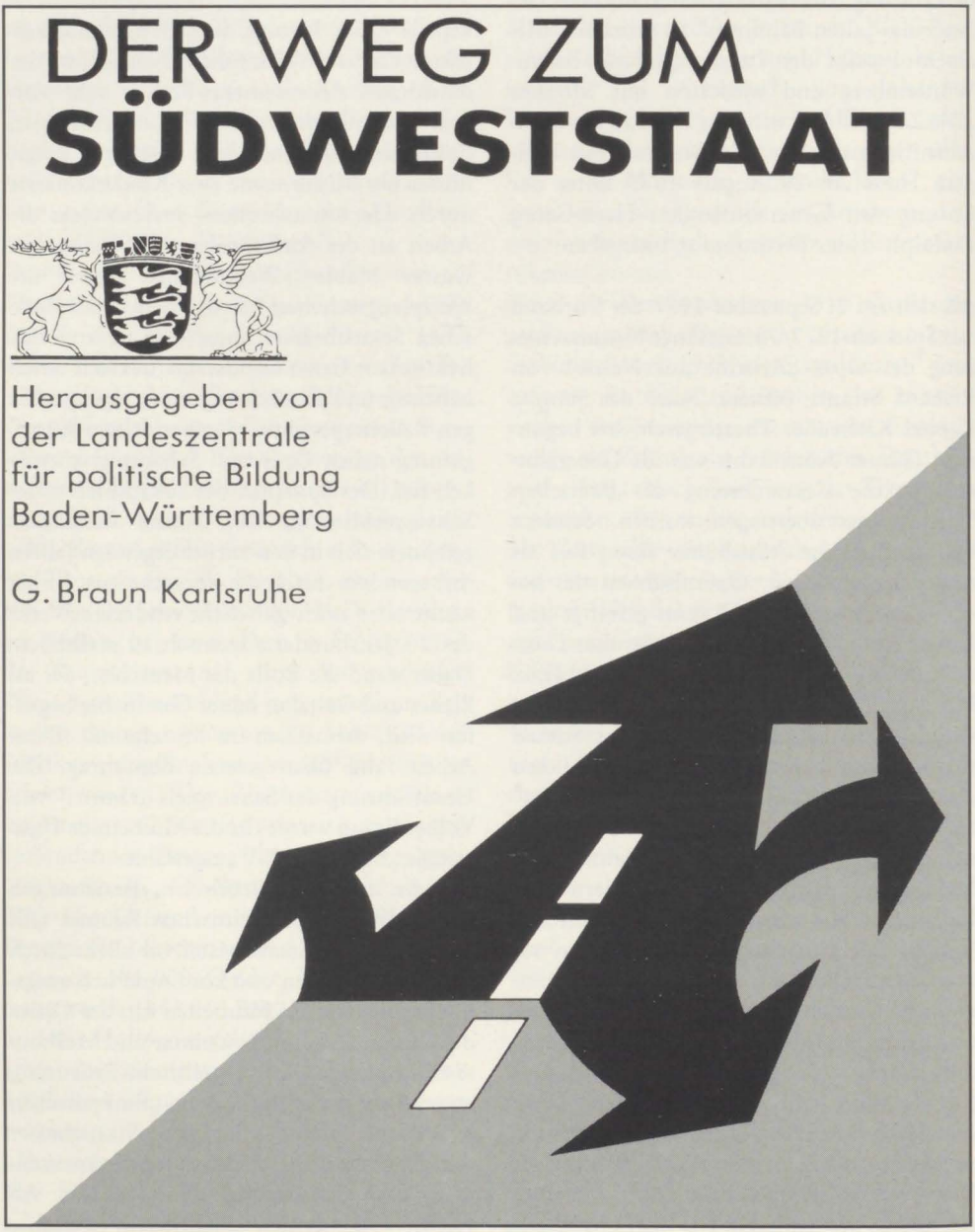
Das Theaterinteresse des Karlsruher Publikums war jedoch ungebrochen. Der Wunsch nach einem repräsentativen Neubau wurde immer stärker. Der Architekt Helmut Bätzner erhielt nach einem Theaterwettbewerb den Auftrag, ein neues Theater auf dem Gelände des „alten Bahnhofs" zu errichten. Mit einem Festakt der Landesregierung Baden-Württemberg und wiederum mit Mozarts „Die Zauberflöte" wird der Neubau des Badischen Staatstheaters mit Großem und Kleinem Haus am 29. August 1975 unter der Leitung von Generalintendant Hans-Georg Rudolph seiner Bestimmung übergeben.

Als sich am 3. September 1977 der Vorhand zur Spielzeit 1977/78 mit einer Neuinszenierung der Oper „Ariadne auf Naxos" von Richard Strauss öffnete, hatte das jüngste Kapitel Karlsruher Theatergeschichte begonnen. Günter Könemann war als Generalintendant die Gesamtleitung des Badischen Staatstheaters übertragen worden. Seitdem hat die Badische Staatsbühne ihren Ruf als eine der wichtigsten Opernbühnen des baden-württembergischen Raums gefestigt und knüpft an die Tradition des Karlsruher Theaters zur Zeit von Eduard Devrient und Felix Mottl an: Zyklische Aufführungen der Werke von Richard Wagner und Richard Strauss sowie die seit 1978 alljährlich veranstalteten „Händel-Tage des Badischen Staatstheaters" ziehen Publikum als interessierte Theaterbesucher aus der Bundesrepublik Deutschland und den europäischen Nachbarländern nach Karlsruhe. Ein umfangreiches Repertoire, Wiederentdeckungen vergessener Opern sowie Erstaufführungen zeitgenössischer Komponisten verleihen dem Staatstheater eine überregionale Bedeutung, die sich in zahlreichen Gastspiel-Einladungen des Musiktheaters (Griechenland — Athen-Festival 1981 und 1982; Spanien — Festival Internacional de Musica de Barcelona 1982; Frankreich, Luxembourg, Schweiz) über die Landesgrenzen hinaus widerspiegelt. Die Badische Staats-



kapelle unter Leitung von Generalmusikdirektor Christof Prick führt alljährlich in verschiedenen Abonnements-Reihen acht Vor- und Hauptkonzerte, fünf Sonderkonzerte, Kammermusikabende und Konzerte zeitgenössischer Musik sowie zwei Kinderkonzerte durch. Hervorzuheben ist insbesondere die Arbeit an der Aufführung aller Werke von Gustav Mahler. Wesentlichen Anteil am Spielplangeschehen hat das Ballett des Badischen Staatstheaters unter Leitung von Ballettdirektor Germinal Casado, das sich durch Leistung und Erarbeitung eines eigenständigen Ballettrepertoires zu einer dritten Kunstgattung neben Oper und Schauspiel entwickelt hat. Der Spielplan des Schauspiels unter Schauspieldirektor Dr. Günter Ballhausen zeichnete sich in den zurückliegenden Jahren insbesondere durch die Versuche aus, bisher kaum oder noch gar nicht entdeckte Werke des 20. Jahrhunderts szenisch zu realisieren. Dabei stand die Rolle des Menschen, der als Planer und Gestalter seiner Geschichte begriffen wird, thematisch im Mittelpunkt. Diese Arbeit fand überregionale Beachtung. Die Uraufführung des Schauspiels „Dmitri" von Volker Braun wurde für die Mülheimer Theatertage „Stücke 1983" ausgewählt.
Für die deutsch-französischen Beziehungen innerhalb des oberrheinischen Raumes fällt dem Badischen Staatstheater vor allem durch die umfangreichen und kontinuierlich ausgebauten Gemeinschaftsarbeiten mit der Opéra du Rhin in Strasbourg, Colmar und Mulhouse eine besondere kulturpolitische Bedeutung zu, die in der Vergabe von „Europäischen Kulturtagen" an das Badische Staatstheater und die Stadt Karlsruhe eine weitere Anerkennung und Bestätigung gefunden hat. Ab Herbst 1983 werden alljährlich interessante

europäische Theateraufführungen in Karlsruhe vorgestellt. Eine umfassende Beteiligung aller europäischen Nationen und Staaten wird im Laufe der Veranstaltungsjahre angestrebt. Auftragsarbeiten an Autoren und Komponisten, deren Uraufführungen im Rahmen dieser Kulturtage stattfinden, sind weitere Bestandteile.



Badische Beamtenbank, eine Unternehmensbezeichnung mit Tradition

Der Name „Badische Beamtenbank", auf den wir stolz sind und den wir auch künftig als langjährig bewährtes Markenzeichen beibehalten wollen, leitet sich aus den Anfängen unserer Bank her: Als am 12. November 1921, also vor nunmehr über 70 Jahren, unsere Bank von rd. 40 berufsständisch ausgerichteten Beamten aus der Taufe gehoben wurde, geschah dies zu dem Zweck, eine Selbsthilfeeinrichtung für die Beamten aller Fachrichtungen in Baden zu schaffen. Schon nach wenigen Jahren konnten die Gründungsväter eine stolze Bilanz ziehen. Im Geschäftsbericht des Jahres 1926 ist mit Genugtuung vermerkt, daß die Mitgliederzahl der Badischen Beamtenbank auf rd. 38 000 Beamte angewachsen und damit die Gründungsidee, möglichst die gesamte Beamtenschaft des Landes Baden in diesem Unternehmen zu vereinen, nahezu vollständig verwirklicht war.

Dieser stürmische Anfangserfolg hat sich in den letzten Jahrzehnten kontinuierlich fortgesetzt. Heute erstreckt sich das Geschäftsgebiet unserer Bank weit über Baden hinaus, nämlich vom Bodensee bis in den Raum Köln. Neben der Hauptstelle sind wir in zwei Niederlassungen in Frankfurt/Darmstadt und Köln sowie in mehr als 70 Zweigstellen, von denen sich zwei in der Landeshauptstadt Stuttgart und vier in der bisherigen Bundeshauptstadt Bonn befinden, für unsere Kunden präsent. Eine Zweigstellenneugründung in der Bundeshauptstadt Berlin und möglicherweise auch in einem der neuen Bundesländer ist geplant. Mit rd. 238 000 Mitgliedern und einer Bilanzsumme von rd. 5,9 Mrd DM hat sich die Badische Beamtenbank zu einer der größten deutschen Genossenschaftsbanken — hinsichtlich der Mitgliederzahl sogar zur größten europäischen Genossenschaftsbank — entwickelt. Längst steht die Bank auch nicht mehr nur Angehörigen des öffentlichen Dienstes und speziell Beamten, sondern allen Arbeitnehmern offen. Unser Institut ist damit von einer „Beamten"-Bank zu einer „Bank für den privaten Kunden" gleich welcher beruflichen Ausrichtung geworden.

Trotz der räumlichen Ausdehnung des Unternehmens werden wir jedoch auch künftig unsere Bezeichnung „Badische Beamtenbank" beibehalten. Nach wie vor fühlen wir uns der Idee unserer Gründungsväter verpflichtet, unsere Geschäftstätigkeit vor allem im badischen Teil unseres Bundeslandes auszuüben. So wird sich auch künftig die Hauptstelle der Bank in Karlsruhe, der ehemaligen Residenzstadt des Landes Baden, befinden. Hier werden wir auch weiterhin wichtige kundenbezogene Aufgaben unseres Instituts wie die Führung der Gehalts- und der Sparkonten oder die Wertpapierverwaltung zentral wahrnehmen und so wie schon bisher auf deren möglichst kostengünstige Abwicklung bedacht sein. „Badische" Beamtenbank wollen wir auch deshalb bleiben, weil nicht weniger als rund 166 000 der insgesamt rund 238 000 Mitglieder im badischen Landesteil wohnen; dies zeigt im besonderen Maße, wie sehr gerade in Baden unser Bank durch breite Schichten der Bevölkerung getragen wird.

Ein weiteres kommt hinzu: Angesichts des Umstandes, daß nach herkömmlichen Erfahrungswerten der Bankenmarkt als weitgehend verteilt anzusehen ist, ist jede Bank gut beraten, ihre künftigen Wachstumschancen nicht vorwiegend in neuen Geschäftsgebieten, sondern dort zu suchen, wo sie traditionsgemäß schon bestens eingeführt ist. Dies ist bei uns, wie dargelegt, in Baden der Fall. Auch aus diesem Grunde wird das badische Gebiet auch weiterhin den Schwerpunktbereich unserer geschäftspolitischen Ausrichtung darstellen, und wir freuen uns auch deshalb, daß diese Zielsetzung in unserem Namen mit zum Ausdruck kommt. So wollen wir uns, fußend auf der langen Tradition unserer badischen Heimat, wohlgerüstet auch künftigen Herausforderungen stellen: Als gute und schon immer europäisch gesinnte Badener den Anforderungen unserer um die neuen Bundesländer gewachsenen Bundesrepublik ebenso wie ab Beginn des nächsten Jahres denen des gemeinsamen europäischen Binnenmarktes.

Badische Beamtenbank eG

Oberrheinische Perspektiven

Der parlamentarische Traum von Dr. Nothhelfer

Manche gehen sogar noch weiter, und Dr. Norbert Nothhelfer, ehemaliger Regierungspräsident von Südbaden, plant die Bildung eines Oberrhein-Parlamentes, das Delegierte haben soll, die vom Regionalrat des Elsaß, den zwei Generalräten, den Kreistagen von Baden und vom Großen Rat der beiden Baseler Kantone benannt werden sollen. Er hofft, daß dieses Parlament Mitte der neunziger Jahre gewählt werden könne, denn „es ist offensichtlich, daß eine Entscheidung, die von einer Versammlung von Gewählten ausgeht, ganz klar mehr Gewicht hätte bei den Regierungen der drei Länder".

Doch die Träume sind noch nicht Wirklichkeit, denn, fügt Dr. Nothhelfer an, „die Präfektur von Straßburg hat uns mitgeteilt, daß sie von der Nützlichkeit eines Oberrhein-Parlamentes nicht überzeugt ist. Die zwei Generalräte und der Regionalrat haben zu diesem Thema noch nicht Stellung bezogen. Die Schweizer sind nicht grundsätzlich gegen die Schaffung eines gemeinsamen Parlamentes, aber sie haben um Bedenkzeit gebeten." Es ist ein äußerst ehrgeiziges Vorhaben, das der neue Chef der Brauerei Rothaus seinem Nachfolger im Regierungspräsidium von Freiburg hinterläßt, dem CDU-Abgeordneten Conrad Schroeder, welcher der neue Vorsitzende der badischen Delegation im Drei-Länder-Komitee der Region sein wird. Wenn der Gedanke eines solchen Parlamentes langsam seinen Weg macht, so wurden andere Überlegungen und Gestaltungsmöglichkeiten in Umlauf gebracht. Der Regierungspräsident des Kantons Basel-Stadt, Herr Karl Schnyder, der Oberbürgermeister von Freiburg, Dr. Rolf Böhme, der Regierungspräsident von Karlsruhe, Dr. Karl Miltner und der Oberbürgermeister von Karlsruhe, Professor Gerhard Seiler, waren so nett, ihre eigenen Ideen auf diesem Gebiet der grenzüberschreitenden Zusammenarbeit zu äußern.

Die gemeinsame Zukunft von Dr. Schnyder

Für den Präsidenten des Kantons Basel wird die gemeinsame Zukunft „mehr und mehr wahrscheinlich". Aber welche Rolle kann Basel im Zusammenhang eines großen europäischen Marktes spielen, von dem die Schweiz ausgeschlossen ist? Sicher ist sich die Baseler Region ganz und gar bewußt, dank der grenzüberschreitenden Kräfte und Strömungen eine Höhe des PIB und der Einkünfte zu erreichen, die deutlich über denen liegen, die sie auf Grund ihres Eigenkapitals anstreben könnte.

Daher muß sie von nun an „weg von der Rolle des Empfängers, die sie seit Jahrhunderten innehatte, hin zu der des Gebers". Die Gründe für diese Entwicklung sind zahlreich. Zuerst stößt Basel „immer stärker an seine eigenen Grenzen bezüglich der Industriegebiete, der Wohngebiete, des Verkehrs und seiner ökologischen Schutzgebiete." Ferner sind das Elsaß und der Süden des Landes Baden „immer weniger dazu bereit und in der Lage, Basel das zu bewilligen, was die Stadt sich immer angeeignet hat, als sei es selbstver-

ständlich". Schließlich kommen mit der Einrichtung des europäischen Marktes im Elsaß und in Südbaden „wirtschaftliche Entwicklungen in Gang, die Basel völlig ausklammern, ja sie wären sogar geeignet, es zu schädigen".

In dem Bewußtsein, daß es völlig vergeblich wäre, als Konkurrenz auftreten zu wollen mit einem Stadt-Kanton, der buchstäblich in seinen Grenzen erstickt, ist Dr. Schnyder der Ansicht, daß „die grenzüberschreitende Zusammenarbeit in der Region ‚Drei-Länder' für Basel eine Chance und eine Verpflichtung ist.

Er gründet diese Hoffnung insbesondere auf die „freiwillige Erklärung von Bürglen", mitunterzeichnet am 16. Oktober 1989 von den Vertretern des Elsaß, Badens und der Nordschweiz. Diese Erklärung ist u. a. verbunden mit der Bildung der Konföderation der Universitäten des Oberrheins, beschlossen am 13. Dezember 1989 in Basel. Die Sanktionierung als Test-Region und Modell-Region erfolgte am übernächsten Tag, anläßlich des Treffens in Basel von Präsident Jean-Paul Delamuraz, Kanzler Helmut Kohl und Präsident Mitterand, die gekommen waren, um den „Segen" der drei Staaten zu überbringen. So hat, für Dr. Schnyder, die Region Basel „gar keinen Grund, irgendeine Resigniertheit zu zeigen", und „eine gemeinsame Zukunft für Elsaß und Basel zeichnet sich immer stärker ab, angesichts der Veränderungen im Innern des gemeinsamen Marktes".

Das Herz Europas von Dr. Böhme

Für den Bürgermeister von Freiburg im Breisgau ist es „überhaupt nicht erforderlich, die Öffnung der europäischen Grenzen im Jahre 1993 abzuwarten: der Oberrhein ist, diesseits und jenseits des Flusses, von heute an eine einheitliche, wirtschaftliche Gruppierung". Er meint sogar, daß wir uns dem „europäischen Modell-Fall" des „Europa der Region" gegenübersehen.

Er ist überzeugt, daß die zwei wirtschaftlichen Kraftfelder Europas folgende sein werden: die Banane (in Frankreich ‚fruchtbares Croissant' genannt), ein hoch entwickelter Raum mit größter demographischer Dichte, der von Südengland über die Rhein Rhône-Achse bis in die Lombardei reicht, und der „Sunbelt", die Ost-West-Achse am Mittelmeer, die von der Toscana über Mailand, Lyon und Barcelona bis Valencia reicht. Die Rhein-Region liegt in der „Banane" und gehört zu „den wirtschaftlichen Zentren mittlerer Größe mit den besten Zukunftsaussichten".

Daher muß jeder erkennen, daß „wir von einer Lage am Rande derzeit zu einer zentralen Stellung in Europa gelangt sind", um so mehr, als es „ein Europa der Regionen, nicht der großen Stadt-Zentren" sein wird. Innerhalb dieses Kontextes sieht sich Freiburg als „die 3. Kraft Baden-Württembergs", deren bedeutende Ausstrahlung auch über die Grenzen hinaus bis nach Frankreich und in die Schweiz reicht, woher es auch Impulse erhält.

Daher freut sich Dr. Böhme darüber, daß sich, auf Initiative der Stadt Freiburg hin, „die Beigeordneten und Bürgermeister der 16 Städte des Oberrheins zwischen Straßburg und Belfort regelmäßig zu Arbeitssitzungen treffen". Ergebnisse wurden bereits erzielt. So haben die „für die wirtschaftlichen Maßnahmen Zuständigen von Basel, Colmar, Freiburg und Mühlhausen ein gemeinsames Dossier für Werbung erarbeitet". Es gibt den Plan für eine Technologie-Agentur der Regio, die den Auftrag hat, „den Technologie-Transfer zwischen den Forschungsinstituten und der regionalen Wirtschaft" zu organisieren.

Zum ersten Mal, meint Dr. Böhme, „haben wir die Gelegenheit, unser Schicksal selbst in die Hand zu nehmen und unsere Geschicke und unsere Zukunft selbst zu bestimmen". In einer Gegend, in der man schon immer eine gemeinsame Sprache gesprochen hat und die von einem unvergleichlichen kulturellen Er-

be profitiert, „wird eine Zusammenarbeit heute viel leichter".
Die Städte werden eine wichtige Rolle spielen müssen, denn „ohne Städte kein Staat", und diese Aufgabe kann bis zu einer „Konföderation Oberrhein" gehen. Um zu diesem Ergebnis zu gelangen, benutzt er die Formel: „mehr Taten und weniger Worte!", was eine Koordination wechselseitiger Aktivitäten bedeutet und eine Verstärkung des politischen Gewichtes der Region. Unter den Projekten, die dieses Gewicht ermöglichen können, gibt es die Verwirklichung eines europäischen Schnellbahnnetzes mit einem Verbundsystem zwischen TGV und ICE im Oberrheingebiet und die Verwirklichung einer Streckenführung, die durch die Schweiz und die neue St. Gotthard-Überquerung bis nach Norditalien verlängert wäre.
Die letzte grenzüberschreitende Hoffnung des Bürgermeisters von Freiburg schließlich betrifft den Euro-Airport, den er gern im Flughafen Basel-Mühlhausen-Freiburg sehen würde durch eine „rechtliche Dreifachverstaatlichung". Aber er weiß, daß diese Entscheidung, und hier sieht man die Grenze jeder grenzüberschreitenden Politik, nicht in Freiburg, Mühlhausen oder Basel getroffen werden wird, sondern . . . in Stuttgart, Paris und Bern . . .

Das Entwicklungsprojekt von Dr. Miltner

Anläßlich der Vorstellung des Projektes der grenzüberschreitenden Entwicklung für den Raum Nordelsaß—Südpfalz—Zentraler Oberrhein meint Regierungspräsident Miltner, daß wir, mit diesem Projekt, „auf dem besten Weg sind, alle Chancen ergreifen zu können, die sich mit der Bildung des europäischen Binnenmarktes von 1993 an bieten werden". Als ehemaliger Vorsitzender der zweiseitigen deutsch-französischen Kommission unterstrich Dr. Miltner, daß die Rheinebene „eine der wichtigsten zentralen Kommunikationsachsen werden wird im Herzen eines Binnenmarktes mit 320 Millionen Einwohnern".
Tatsächlich sind, um dies zu vertiefen, 50% der Kaufkraft des europäischen Binnenmarktes in einem Umkreis von 500 km um Karlsruhe herum konzentriert, „eine vorteilhafte Lage vom Beginn des europäischen Binnenmarktes an".
Auf deutscher Seite betrifft diese Zone die Stadtbezirke von Karlsruhe und Baden-Baden und die ländlichen Distrikte von Karlsruhe und Rastatt in Baden-Württemberg ebenso wie die von Germersheim und vom Süden der Weinstraße, die Stadt Landau und den zentralen Bereich von Dahn in Rheinland-Pfalz. Auf französischer Seite ist es der Norden des Bas-Rhin, mit den Kreisen Haguenau und Wissembourg.
Dr. Miltner meint, daß „alle künftigen Bemühungen auf eine Harmonisierung der wirtschaftlichen Situation in der erweiterten Region abzielen sollen". Diese Harmonisierung könnte in der Praxis durch die Schaffung von „Gewerbeparks" erfolgen, die auf die Technologie und deren Transfer ausgerichtet sind. Daher muß man die „Embryonen" in Haguenau und im Nordelsaß aufwerten, wo die Schaffung eines „Gewerbeparks" vorgesehen wurde. Man muß auch einen „integrierten Arbeitsmarkt" entwickeln. Leider gibt es zwischen Deutschland und Frankreich „Unterschiede in den Verwaltungs- und Wirtschaftsstrukturen". Daher befürwortet Dr. Miltner, unterstützt vom Präsidenten des Generalrates des Bas-Rhin, Daniel Hoeffel, und vom Landrat von Germersheim, Joachim Stöckle, die Einrichtung einer „planmäßigen Dienststelle zur Information und Orientierung bei grenzüberschreitenden Problemen".
Diese Stelle wird die wichtigsten Informationen sammeln und auswerten, besonders auf juristischer Ebene, sie wird die Rolle eines Rates haben während der Diskussion und der Abstimmung über „Pläne und entscheidende Maßnahmen", wird Seminare organisieren und die „Koordination und die Harmonisie-

rung" der Aktivitäten mit der Dreiländerkommission und dem Regionalausschuß Nord gewährleisten.
Schließlich wird auch eine bessere Koordination gewährleistet sein bezüglich „des Schutzes der Landschaften" entlang des Rheins, indem besonders das Ried, das ein echter ökologischer Schatz ist, vor allem in den Bereichen von Seltz, Münchhausen und Rastatt, zum Schutzgebiet erklärt wird.
Als Beweis für das Interesse an dieser Arbeit wurde die erste Studie dieser Art mitfinanziert von der EG, der Region Elsaß, von Rheinland-Pfalz und Baden-Württemberg. So kann Dr. Miltner beweisen, daß es die grenzüberschreitende Zusammenarbeit gibt und daß sie bereits Ziele hat.

Partner sein „über die Kirchtürme hinaus" von Prof. Seiler

Für den Bürgermeister von Karlsruhe ist die „Wiederentdeckung der Regionen dazu geeignet, die Akzeptanz und das Interesse der Bürger für die europäische Gemeinschaft und den Binnenmarkt zu verstärken". So gesehen kann die Rolle der EG nur gefürchtet werden, wenn man die Auswirkungen des Binnenmarktes auf die Städte und Regionen analysiert". In der Tat darf „das Recht der Gemeinden auf eine autonome Verwaltung weder eingeschränkt noch sinnentleert werden durch den Binnenmarkt". Was die Regionen betrifft, besonders die von Karlsruhe, den mittleren Teil des Oberrheins und das Elsaß, so sind das „Landeseinheiten, durch die Geschichte gestaltet, die sich im Hinblick auf den Staat in einer untergeordneten Position befinden" und die hauptsächlich durch ein Gefühl von Zusammengehörigkeit und Solidarität ihrer Bevölkerung gekennzeichnet sind.
Unter Berücksichtigung der „großen Anziehungskraft", die manche dieser Regionen ausüben, ist die Zusammenarbeit zwischen Elsaß, Pfalz und dem zentralen Bereich des Oberrheins eine „absolute Dringlichkeit"! Da die Zusammenballung von Europa eher die großen Städte und Ballungszentren begünstigen wird, müssen die Gemeinden und ländlichen Regionen sich darauf vorbereiten, daß sie ihre Funktion als „Gelenkstellen" nutzen. Dabei möglicherweise auftretende Spannungen müßten „angesichts des gemeinsamen Zieles verschwinden, nämlich dem, diese zwischenstaatliche Region in den Zustand zu bringen, in dem sie für Europa bereit ist". In diesem Zusammenhang meint Prof. Seiler, daß das Elsaß, das Land Baden und die Pfalz besonders begünstigt seien, denn „ihre geopolitische Lage, bisher am Rand, wird zentral werden", was sie anziehender machen wird. So wird das akute Problem in dieser Region, das der Arbeitsteilung, gleichzeitig mit den Grenzen verschwinden. Mehr pragmatisch als optimistisch, weiß Prof. Seiler, daß „die 12 Schläge um Mitternacht an Sylvester 1992/93 deswegen nicht die Geburt Europas verkünden werden". Es wird tatsächlich der Beginn eines Prozesses sein, der „den Gemeinden und Regionen Chancen bietet, die von uns allen erkannt und entschlossen ergriffen werden müssen".
Jenseits des Rheins ist die grenzüberschreitende Botschaft, so formuliert, die Botschaft vom Schicksal der großen Rhein-Region. Jede regionale elsässische Gruppierung muß imstande sein, die günstige Gelegenheit zu ergreifen, sie darf nicht allzu kantonale Nebensächlichkeiten dieser Hoffnung entgegenstellen, die, dank Europa, der Anfang wäre des großen Wiederfindens der „Diaspora von Lotharingien".

Aus: Michael Stourm
Alsace sans Frontieres,
70 regards sur Alsace
Übersetzung Liane Borell, Karlsruhe

II. Landesverein

Auszug aus dem Protokoll der Mitgliederversammlung des Landesvereins Badische Heimat am 14. Juni 1992 in Lahr

Geschäftsbericht des Landesvorsitzenden für die Zeit vom 17. Juni 1990 bis zum 14. Juni 1992

I. Den Landesverein selbst betreffend

1. Die zwei Jahre, die seit der schönen Mitgliederversammlung in Bretten vergangen sind, standen im Zeichen einschneidender Veränderungen innerhalb des Landesvereins. Gleich geblieben ist die Zusammensetzung des Landesvorstandes. Er besteht aus dem Landesvorsitzenden Ludwig Vögely, Karlsruhe, dem stellvertretenden Landesvorsitzenden Alexander Lindinger, Schwetzingen, dem Schriftführer Helmut E. Gräßlin, Mannheim, und dem Landesrechner Rolf Kohler, Freiburg.
Damit blieb die Kontinuität in guter und positiver Zusammenarbeit innerhalb des Landesvorstandes gewahrt. In der Berichtszeit fanden vier Vorstands- und Beiratssitzungen und drei Vorstandssitzungen statt.
2. Bei den Ortsgruppen gab es in deren Leitung Wechsel in einer bisher noch nicht dagewesenen Häufigkeit. In alphabetischer Reihenfolge sei dies aufgezeigt:

Baden-Baden:
Herr Dr. Brandstetter, 23 Jahre Vorsitzender der Ortsgruppe, hat die Leitung abgegeben. Dank rechtzeitiger Bemühung um eine Nachfolge, konnte diese auch gesichert werden. Wir danken Herrn Baeuerle herzlich, daß er die Ortsgruppe übernommen hat.

Bretten:
Der langjährige und verdiente Leiter dieser Ortsgruppe Herr Willy Bickel, gab wegen schwerer Erkrankung den Vorsitz ab. Eine Mitgliederversammlung wählte Herrn Michael Ertz zu seinem Nachfolger, der in dankenswerter Weise die Wahl annahm.

Bruchsal:
Herr Adolf Eiseler, der viele Jahre die aktive Ortsgruppe erfolgreich geleitet hat, gab den Vorsitz aus Gesundheits- und Altersgründen ab. Es war sehr erfreulich, daß bei einer Mitgliederversammlung am 5. März 1992 eine Dame und vier Herren, darunter der 2. Vorsitzende, Herr Weindl, sich spontan bereit erklärt haben, die Ortsgruppe gemeinsam weiter zu führen, bis aus ihrer Mitte der Vorsitzende gefunden wird. Dies ist inzwischen geschehen. Herr Marx hat die Leitung übernommen, und alle Posten des Vorstandes sind besetzt und die Aufgaben verteilt. Wir danken Herrn Marx und den anderen Damen und Herren freundlichst für ihren Einsatz.

Heidelberg:
Diese Ortsgruppe macht seit Jahren dem Vorstand die größten Sorgen, die auch durch den häufigen Wechsel im Vorsitz hervorgerufen wurden. In dieser Stadt ist es besonders schwer, verlorenes Gelände wieder zu gewinnen, und die Gefahr, die Ortsgruppe könnte eingehen, war deshalb groß. Dem stellvertretenden Landesvorsitzenden, Herrn Lindinger, ist es bei einer Mitgliederversammlung am 11. 4. 1992 gelungen, einen kommis-

sarischen Vorstand unter der Leitung von Herrn Hoffner und zwei weiteren Mitarbeitern zu bilden. Damit wurde die Ortsgruppe wieder arbeitsfähig, und es ist zu hoffen, daß nun wieder ein Aufschwung einsetzt. Inzwischen hat Herr Hoffner ein neues Programm vorgelegt, die Arbeit hat also begonnen. Herzlichen Dank.

Karlsruhe:
Herr Theobald, der bisherige Vorsitzende, wurde auf Dauer nach Leipzig versetzt. Bei einer Mitgliederversammlung am 3. 4. 1992 ging der Vorsitz problemlos auf Jörg Vögely über.

Lörrach:
Hier ist noch alles in der Schwebe seit die verdiente Leiterin der Ortsgruppe, Frau Hedwig Maurer, den Vorsitz niedergelegt hat. Bisher arbeitete die Ortsgruppe mit dem Museumsverein Lörrach, der 1928 aus der Ortsgruppe entstanden ist, zusammen, und unsere Mitglieder wurden zu allen Veranstaltungen eingeladen. Das wird auch weiter so bleiben. Der Versuch, Ortsgruppe und Museumsverein zu fusionieren und unter eine Leitung zu stellen, brachte bei der Mitgliederversammlung des Museumsvereins am 25. 3. 1992 kein Ergebnis. So besitzt diese Ortsgruppe z. Zt. keinen Vorstand. Aber natürlich läßt Frau Maurer die Mitglieder nicht im Stich und führt die Ortsgruppe kommissarisch weiter. Sie hat inzwischen eine Umfrage bei den Mitgliedern veranstaltet mit der Fragestellung, ob diese mit der Fusion mit dem Museumsverein einverstanden seien. Alle bisher eingegangenen Antworten bejahten dies.

Pforzheim:
Am 13. 9. 1990 verstarb Herr Eugen Mack, der viele Jahre diese Ortsgruppe geleitet hat. Die Bemühungen des Landesvorsitzenden und seines Stellvertreters hatten den Erfolg, daß in Herrn Dieter Essig ein neuer Vorsitzender gefunden werden konnte. Er hat Vorstand und Beirat komplettiert und die Arbeit erfolgreich aufgenommen. Dafür sind wir sehr dankbar.

Sie sehen, meine Damen und Herren, wie schwierig es ist, neue Persönlichkeiten zu gewinnen, wenn ein Wechsel im Vorsitz einer Ortsgruppe notwendig wird. Dies trifft vor allem dort zu, wo es versäumt wird, rechtzeitig für eine Nachfolge zu sorgen. Vorstand und Beirat haben deshalb ein Grundsatzpapier verabschiedet, das Anregungen für die Gewinnung von Ortsgruppen-Nachfolgern gibt und vor allem der Öffentlichkeitsarbeit der Badischen Heimat dienen soll. Wie notwendig diese geworden ist, zeigt ein Blick auf die Mitgliederbewegung.
In der Berichtszeit stehen 217 Zugängen 340 Abgänge gegenüber, und die Mitgliederzahl liegt bei 3500. Fazit: Der Landesverein nimmt jedes Jahr um 80—100 Mitglieder ab, da sich die Altersstruktur immer stärker bemerkbar macht. Besonders gravierend sind die Abmeldungen am Jahresende, meist durch Tod bedingt, da sie durch die Eintritte im Verlauf des Jahres nicht mehr aufgeholt werden können. Das ist eine bedrohliche Entwicklung, und ich will dazu deutliche Worte sagen.
Vorstand und Beirat sind in permanenter Überlegung, wie der Landesverein Badische Heimat weiter über die Zeit zur Jahrtausendwende gebracht werden kann. Wir brauchen dabei dringend die Mithilfe unserer Mitglieder, damit der im Deutschen Heimatbund hoch angesehene Landesverein weiter bestehen kann. Er ist für das Land notwendiger denn je, und viele Menschen haben in ihm ihre geistige Heimat gefunden. Wir alle, jedes einzelne Mitglied inbegriffen, haben Verpflichtung und Verantwortung unserer Badischen Heimat gegenüber. Ich will hier weder beschönigen noch dramatisieren, aber seien wir uns alle darüber ganz klar, daß die Mitgliedersituation außerordentlich ernst und

besorgniserregend ist. Und ich bin überzeugt, daß viel dagegen getan werden könnte, wenn alle Gleichgültigkeit abwerfen und Eigeninitiative entwickeln und alle persönlichen Möglichkeiten bei der Mitgliederwerbung ausnützen. Geschieht das nicht, dann geht ein schönes Werk, das über bald neun Jahrzehnte viel Gutes und Bleibendes für unser Land bewirkt hat, eher zu Ende, als Sie sich denken können. Und das wollen wir doch gemeinsam verhindern.

4. Das Haus Badische Heimat ist nun vollständig saniert, die Arbeit, die Jahre beansprucht hat, vollendet. Der Landesverein hat für dieses Werk große finanzielle Opfer gebracht, und ich will an dieser Stelle allen Spendern herzlichen Dank sagen, die uns unterstützt haben. Der größte Dank aber gebührt unserem Landesrechner, Herrn Kohler. Ohne ihn wäre die Sanierung des Hauses nicht möglich gewesen, das gilt für die finanzielle Seite, aber auch für die praktische Durchführung. Was Herr Kohler in den letzten Jahren in dieser Hinsicht geleistet hat, ist hervorragend, er ist die Zuverlässigkeit in Person. In diese Danksagung beziehe ich die Damen der Geschäftsstelle mit ein, die viele Beschwernisse klaglos in Kauf genommen haben und, wie von ihnen gewohnt, die Geschäfte zu voller Zufriedenheit erledigt haben.

II. Die Zusammenarbeit mit anderen Verbänden und Organisationen

1. Nach wie vor ist der Landesvorsitzende Mitglied des Kuratoriums der Denkmalstiftung Baden-Württemberg. Durch diese wichtige Institution des Landes wurde in denkmalpflegerischer Hinsicht viel Gutes auf badischem Gebiet getan.

2. Der Landesvorsitzende ist weiterhin stellvertretender Vorsitzender des Arbeitskreises Heimatpflege Nordbaden und kann in dieses Amt seine Erfahrungen in der Heimatpflege einbringen.

3. Kraft Amtes als Landesvorsitzender gehört dieser auch dem Präsidium des Deutschen Heimatbundes in Bonn an. In der Berichtszeit fanden vier Tagungen statt und zwar in Gammelby (Schleswig-Holstein), Dessau (Sachsen-Anhalt), München und Stavenhagen (Mecklenburg-Vorpommern). Bei allen Tagungen lag ein Schwerpunkt bei den sich wieder konstituierenden Heimatverbänden in den neuen Bundesländern. Das umwelt- und denkmalpflegerische Engagement nahm in den neuen Bundesländern seit November 1989 einen rasanten Aufschwung. Damit wurde eine alte Tradition wieder zu neuem Leben erweckt. Man vergißt zu leicht, daß die deutsche Heimatbewegung am 30. März 1904 in Dresden durch die Gründung des Deutschen Bundes Heimatschutz ihren Anfang nahm. Schon 1906 gab es den Schweriner Heimatbund Mecklenburg, seit 1908 den Landesverein Sächsischer Heimatschutz, um nur zwei Beispiele zu nennen. Alle diese Heimatbünde wurden in der DDR in den Kulturbund überführt und in ihrer Handlungsfreiheit lahm gelegt, aber aufgelöst haben sie sich nicht. Regionale Idendität und regionale Lebensformen, Heimat also, lassen sich nicht durch administrative Order wegzentralisieren, wie das in der DDR versucht wurde. Im Gegenteil, die Schaffung künstlicher Bezirke erweist sich letztlich als Ansporn, regionale Eigenarten zu bewahren. Die demokratische Oppositionsbewegung in der ehemaligen DDR hat von Anfang an gefordert und durchgesetzt, die alten Länder Mecklenburg-Vorpommern, Thüringen, Brandenburg, Sachsen und Sachsen-Anhalt wieder herzustellen. Und so kamen auch die alten Heimatverbände wieder zum Vorschein und nahmen eine ganz erfreuliche Aufwärtsentwicklung. Auf der Tagung in Quedlinburg wurden der Sächsische Heimatschutz, der Brandenburgische Heimatbund und der Heimatbund Sachsen-Anhalt in den Deutschen Heimatbund aufgenommen, in Stavenhaben der Heimatbund Mecklenburg-Vorpom-

mern. In Thüringen laufen die Vorbereitungen für die Wiedergründung. Damit umfaßt der Deutsche Heimatbund 17 Landesverbände mit über zwei Millionen Mitgliedern. Das gibt ihm Gewicht in allen Fragen des Natur- und Denkmalschutzes, die z. T. über die Bundesrepublik hinausreichen.
Unsere Ortsgruppen haben, und das ist gut, die neuen Bundesländer in ihr Reiseprogramm aufgenommen. So waren die Schwetzinger in Dresden, die Karlsruher in Quedlinburg-Dessau-Wittenberg, die Lahrer in Mecklenburg-Vorpommern. Wir wollen die Kontakte weiterpflegen und die neuen/alten Heimatverbände unterstützen, so weit wir dazu in der Lage sind.

Die Mitgliederversammlung bestätigte einstimmig die von Vorstand und Beirat vorgenommene Ernennung zu Ehrenmitgliedern des Landesvereins Badische Heimat folgender um den Landesverein außerordentlich verdienter ehemaliger jahrzehntelanger Ortsgruppenvorsitzender:

Dr. Lothar Brandstetter, Baden-Baden,
Willy Bickel, Bretten,
Adolf Eiseler, Bruchsal.

Der Landesvorsitzende beglückwünschte die Herren zu dieser seltenen Ehrung und sprach ihnen den Dank des Landesvereins für ihr Wirken für die Badische Heimat aus.

Die öffentliche Festversammlung

Zur Festversammlung des Landesvereins, die im schönen und lichten Kammermusiksaal des „Hauses zum Pflug" stattfand, konnte der Landesvorsitzende zahlreiche Gäste begrüßen, so den Hausherrn, Herrn Oberbürgermeister Werner Dietz, Herrn MdB Haungs, Herrn MdL Dr. Caroli, OB i. R. Dr. Brucker, Bürgermeister i. R. Dr. Ritter, Kulturreferent und Festredner Dr. Maier, Ehrenmitglied Dr. Beuttenmüller, die Vertreter der Teilorte, der Ämter, Kirchen und Schulen. Herr OB Dietz überbrachte die Grüße seiner schönen und lebendigen Stadt, und die Herren Abgeordneten brachten in ihren Grußworten bemerkenswerte Gedanken zu Heimat, Natur- und Denkmalschutz zum Ausdruck.
In seiner Ansprache lenkte der Landesvorsitzende aus Anlaß des 40-jährigen Jubiläums den Blick zurück auf die Gründung des Landes Baden-Württemberg. Er bilanzierte, was aus Baden inzwischen geworden ist, was es verloren hat, aber was es auch noch besitzt und zu erhalten gilt. Die große Geschichte Badens, die politische Kultur, die liberale Tradition nachwachsenden Generationen zu vermitteln, ist die eine Aufgabe, die Erhaltung des reichen kulturellen Erbes die andere. Und in der Zukunft gilt es, das Land in die postnationalen Dimensionen im zusammenwachsenden Europa mit seiner reichen Vielfalt und Möglichkeiten einzubringen.

Die Festrede hielt Dr. Bernhard Maier über das Thema „Literatur und Literaten in Lahr." Der Redner bot eine beeindruckende Sicht auf die Bedeutung der Literatur in Lahr und ihre berühmten Vertreter. Der fundierte und ausgezeichnet formulierte Vortrag fand die einhellige Zustimmung der Versammlung.
Die Feierstunde wurde musikalisch durch ein Quartett junger Absolventen der Musikschule Lahr festlich umrahmt. Die Darbietung bewies den hohen Stand der Ausbildung, und die jungen Musiker begeisterten die Zuhörer durch ihr engagiertes Musizieren.
Der Landesvorsitzende bedankte sich abschließend herzlich bei allen, die mitgeholfen hatten, die Festversammlung zu einem schönen Erlebnis zu gestalten, besonders bei Herrn Oberbürgermeister Dietz und den Herren seiner Verwaltung für die wohltuend unbürokratische und entgegenkommende Zusammenarbeit, und bei Herren Mannschott, dem Leiter der Ortsgruppe Lahr, für seine zuverlässige Mitarbeit bei der Vorbereitung der Tagung.
Die Mitgliederversammlung in Lahr wird allen, die daran teilgenommen haben, in Er-

innerung bleiben. Sie war vorbildlich in ihrer Geschlossenheit und Qualität und repräsentierte den Landesverein Badische Heimat in der Öffentlichkeit hervorragend. Es ist zu wünschen, daß sie in die Alltagsarbeit unserer Ortsgruppen positiv hineinwirkt.

In memoriam

ELSE DORNER
15.01.1905—26.07.1992

Unser Ehrenmitglied, Frau Else Dorner, ist am 26. Juli 1992 im Alter von 87 Jahren in Freiburg verstorben. Mit ihr ging ein gutes Stück Geschichte des Landesvereins Badische Heimat dahin, ein schmerzlicher Verlust.

Frau Dorner trat im Alter von 21 Jahren in den Dienst der Badischen Heimat. Von 1926 bis 1982, 56 Jahre lang, blieb sie dem Landesverein treu. Sie wurde im Laufe dieser langen Jahre zur Seele und Stütze unserer Verwaltung. Das halbe Jahrhundert im Dienste des Landesvereins beinhaltet auch die Arbeit unter einer langen Reihe von Landesvorsitzenden, denen sie allen mit der gleichen Loyalität als Sekretärin diente und durch ihre Erfahrung und ihr Wissen zu einer unentbehrlichen Helferin wurde. Durch ihr freundliches und bescheidenes Wesen gewann Frau Dorner die Hochachtung aller, die mit ihr zu tun hatten. So sehr verwuchs sie mit den Zielen und Aufgaben des Landesvereins, daß sie gleichsam zur personifizierten Badischen Heimat wurde. Für alle ihre Verdienste wurde sie zu unserem Ehrenmitglied ernannt.

Nun weilt Else Dorner nicht mehr unter uns, aber sie wird vielen Mitgliedern im Gedächtnis bleiben, und sie besitzt einen festen Platz in der Geschichte der Badischen Heimat. Wir werden ihr Andenken in Ehren halten und in steter Dankbarkeit ihrer gedenken.

Frau Else Dorner hat sich um den Landesverein Badische Heimat verdient gemacht.

Ludwig Vögely
Landesvorsitzender

Literatur und Literaten in Lahr

(Zur Tagung der „Badischen Heimat" am 14. 6. 1992)

Festvortrag von Dr. Bernhard Maier, Lahr

Literatur und Literaten in Lahr — das ist zwar nicht für einige Lahrer, aber gewiß für die meisten unserer Gäste weithin eine terra incognita.

Sicher: Man weiß bei der „Badischen Heimat", daß hier bei den traditionsreichen alljährlichen „Hebelschoppen" das Dichten und Denken aus dem ganzen alemannischen Sprachraum ein gutes Podium findet und daß dabei auch gelegentlich Beiträge aus dieser Stadt selbst geboten werden.

Man weiß auch, daß hier das Schreiben in der heimischen Mundart seit altersher eine besonders ertragreiche Pflegestätte hat

- angefangen mit dem Reallehrer **Karl Steinmann,** der vor bald 150 Jahren ein originelles Dialektepos über den historischen Lahrer Prozeß schrieb und damit den heutigen Mundart- und Sprachgeschichtsforschern unschätzbares Material lieferte für die Beobachtung der seitherigen Laut- und Wortschatzveränderungen,
- über den wirkungsbewußten Mundartpoeten **Alfred Siefert,** der vor einem Jahrhundert in seinen „Grüselhornklängen" gereimtes „Lohrer Ditsch" sprach — bald drollig, bald gemütvoll — und damit noch heute oft und gerne zitiert wird,
- bis zu **Philipp Brucker,** der in unseren Tagen in vielen Büchern ein wahres „Wundergigli" öffnet voll heiter-nachdenklicher Plaudereien, Geschichten und Gedichte in der eigenwilligen niederalemannischen Mundart: Spätestens im jüngsten Heft der Zeitschrift „Badische Heimat" haben Sie ja einige dieser Köstlichkeiten kennengelernt.

Zumindest in diesem literarischen Bereich kann somit wohl doch nicht von einer terra incognita gesprochen werden. Und bestimmt auch nicht, wenn man die Namen Friedrich Geßler und Ludwig Eichrodt in Erinnerung ruft. Nicht ohne Grund, wenn auch sanft-ironisch nannte Joseph Victor von Scheffel damals, vor über 100 Jahren, unsere Stadt **„Schutter-Athen"** — damals, als Geßler und Eichrodt hier wirkten und schrieben und auf anerkannt gleichrangiger Ebene mit anderen literarischen Größen Deutschlands korrespondierten.

Friedrich Geßler, der es vom Lahrer Bauernsohn zum Bankdirektor brachte und außerdem zu einem ehrenvollen Platz in den damaligen Literaturgeschichtsbüchern, ist heute mit seinen schwungvollen Dramen, Gedichten und Verserzählungen nahezu vergessen. Damals war er das geheime Oberhaupt eines kleinen Lahrer Dichterkreises, in dem allerdings ein anderer der bedeutendere war: **Ludwig Eichrodt,** der aus Durlach stammte und in Lahr als Richter und Dichter seine zweite Heimat fand.

Eichrodt ist immerhin lebendig geblieben als der Vater des fiktiven dichtenden Schulmeisters Gottlieb Biedermaier, mit dessen treuherzigen Gesängen er die Biederkeit und Selbstgenügsamkeit seines Jahrhunderts verulkte, und damit auch als — unfreiwilliger — Vater der geläufigen Epochenbezeichnung „Biedermeier". Eichrodt schrieb auch eine Fülle ernster Gedichte — Balladen, Romanzen, Elegien, von denen sich viele noch heute mit Genuß und Gewinn lesen lassen. Und er schrieb — nicht zu vergessen — wirkungsvolle Studentenlieder, die man jahrzehntelang aus dem berühmten Lahrer Kommersbuch nachsang. Das Ernste lag ihm indessen weit mehr am Herzen, und es grämte ihn lebens-

lang, daß die Mitwelt nur immer wieder Biedermaiereien und anderes Humorvolles von ihm hören wollte.
Zu „Schutter-Athen" gehörte wenigstens kurzfristig auch **Ludwig Auerbach,** der als Fabrikant in seiner Heimatstadt Pforzheim und später auch in Seelbach bei Lahr gescheitert war. Er schrieb vor seinem frühen Tod 1882 schwärmerische Schwarzwaldgedichte in bisweilen etwas angestrengtem Volkston — überspitzt gesagt: ein später Biedermaier wider Willen. Eines dieser Gedichte immerhin hat ihn unvergeßlich gemacht: „O Schwarzwald, o Heimat, wie bist du so schön!" Wer kennt es nicht — auch heute noch!

Lahrs Beitrag zur Literatur beschränkt sich jedoch nicht auf „Schutter-Athen" und „Grüselhornklänge" — ebensowenig wie die alte Zeit nur Biedermeier war. Sie brachte auch Freiheitsbewegungen, Revolutionen, Industrialisierung und sozialen Umbruch — und damit auch in Lahr Zeugnisse für eine Literatur, die den Forderungen des Tages, den Problemen der Zeit zu genügen suchte — weit mehr als hochgesteckten Schutter-Athenischen Idealen.
Damit betreten wir in der Tat eine terra incognita, in der es manche kaum geahnten Schätze zu heben gäbe. Ein kleiner Streifzug dorthin soll nicht mit vielen Autorennamen und Buchtiteln ermüden, von denen immerhin eine stattliche Liste zusammengestellt werden könnte. Er soll vielmehr auf drei kurzen Stationen mit ihrem jeweiligen Umfeld ein paar wichtige Punkte abstecken, die vielleicht irgendwann irgendwen zu näherer Erkundung locken könnten.
Die erste dieser Stationen ist zu überschreiben mit dem Wort **„Klio",** dem Namen der altgriechischen Muse der Geschichte und dem Titel einer politischen Zeitung, die der schwäbische Dichter und Journalist **Gotthold Friedrich Stäudlin** in bewegter Zeit — nämlich im Jahr 1795 — für den Lahrer Drucker Johann Heinrich Geiger machte. Mit diesem hochinteressanten und heute kaum bekannten Mann der spitzen Feder hätte eine Lahrer Literaturgeschichte mangels früherer Zeugnisse denn auch zu beginnen.
Gotthold Friedrich Stäudlin, 1758 in Stuttgart geboren, war von Hause aus Jurist, „Kanzley-Advocatus", wie er 1786 einmal bezeichnet wird, aber weit renommierter war er damals als wortgewandter, kritischer und bisweilen boshafter Publizist, der ein paar Jahre lang einen „Schwäbischen Musenalmanach" herausgab und sich in manchen satirischen Gedichten mit Schiller anlegte, dem „Kraftgenie", wie eines seiner Pamphlete betitelt war. Von seinem Freund Schubart übernahm Stäudlin nach dessen Tod 1791 die Redaktion und damit die weitgehende Urheberschaft der Zeitung „Vaterlandschronik". Seine offen darin bekundeten Sympathien für die freiheitlichen Bestrebungen der Französischen Revolution führten immer wieder zu Teilverboten und schließlich 1793 zum gänzlichen Verbot der Zeitung — und zur Ausweisung des unliebsamen Publizisten aus Württemberg. Wohin geht ein Schwabe, wenn er es weiterbringen will? Etwas weiter nach Westen, und das war für Stäudlin Lahr, wo Johann Heinrich Geiger gerade eine Druckerei aufgemacht hatte und dafür ein interessantes Objekt brauchte — das „Lahrer Wochenblatt" und den „Hinkenden Boten" gab es noch nicht, sie wurden von Geiger erst später erfunden.
So entstand die Stäudlin-Geiger'sche Zeitung „Klio", die von Januar 1795 an dreimal wöchentlich allerlei Nachrichten, vor allem aber Stäudlins geistvolle Betrachtungen und Gedichte zur Zeit in die Welt lieferte — übrigens offiziell von Seelbach aus, damals für Lahr Ausland, wohin Geiger wegen Querelen mit der nassauischen Lahrer Obrigkeit zumindest nach außen hin vorübergehend seinen Sitz verlegt hatte. Die forschende Nachwelt fahndet heutzutage verzweifelt nach einem kompletten Band dieser interessanten Zeitung, der in den zwanziger Jahren unseres

Jahrhunderts noch in Lahr existiert haben muß, aber vermutlich in der schlimmen Folgezeit untergegangen sein dürfte. Bis heute haben sich nur vier winzige Einzelheftchen der „Klio" im Lahrer Museum im Stadtpark erhalten, aber sie genügen, um den Geist, den Scharfblick und die Wortgewalt Stäudlins ahnen zu lassen.

Von aktueller englischer Politik ist hier unter dem Titel „Pitt" und am Beispiel dieses Staatsmanns die Rede, von revolutionären Umtrieben in Ungarn, die zumindest vordergründig — für den Zensor, aber vielleicht doch nicht für spitzfindige Leser — harsch kritisiert werden, unter der ironischen Überschrift „Verschwörungen — eine schauerliche Rubrick", und immer wieder von den Ereignissen im nahen Frankreich, so in dem zweiteiligen Aufsatz „Robespierre", der sich gegen die Greueltaten der Revolutionsmänner, aber keineswegs gegen deren ursprüngliche Ideale wendet.

Auch der Stadt Lahr wird in der Zeitung Tribut gezollt — in einem schwungvollen Gedicht „An die Vereinigung der Bürger von Lahr". Stäudlin wirbt darin für einen Vergleich in dem jahrzehntelangen, aussichtslosen Lahrer Prozeß gegen die nassauische Herrschaft um den Fortbestand der alten Stadtprivilegien:

„Gebt ein großes Beispiel Teuts Geschlechte!
Eilt zum Bunde, der des Vaters Wohl
Und der Kinder — der des Fürsten Rechte
Und des Bürgers schön vereinen soll!"

Für den ersten Blick wird hier in vielen Versen dem Fürsten etwas Weihrauch gestreut, für den zweiten aber wird Bürgereintracht zur Erlangung von Bürgerrechten propagiert — ein achtenswertes Beispiel für Stäudlins Kunst, unterschwellig für verpönte Ziele zu fechten.

Solche geschliffene aktuelle Schreibe fand gewiß Beifall — nur waren es zu wenige, die diesen Beifall zollten, und leider noch wenigere, die das Blatt durch ein Abonnement am Leben erhielten. Nach einem halben Jahr hoffnungsvoller, aber letztlich erfolgloser Zeitungsarbeit — mit Ablauf des Monats Juni 1795 — wurde die „Klio" wieder eingestellt, und Stäudlin mußte erneut zusehen, was nun aus ihm werden solle. Er blieb in Lahr und warf sich — wahrscheinlich mit dem Mut der Verzweiflung — auf die freie Schriftstellerei, bereitete gar eine zweibändige Ausgabe seiner Gedichte vor, die er noch Anfang 1796 in einer entlegenen Zeitschrift — dem zu Altona erscheinenden Journal „Der Genius der Zeit" — folgendermaßen ankündigte:

„Jezt, da mein Blut durch zunehmendes Alter mehr abgekühlt, und mein Geschmak etwas mehr geläutert worden ist, iezt glaube ich in der Lage zu seyn, diesen Gedanken auszuführen. In der paradiesischen Gegend, die ich bewohne, mitten unter den edeln, durch ihre Verfassung so glüklichen Bürgern der Stadt Lahr, unter welchen ich so manchen theuren Freund zähle, in dieser unabhängigen Lage fühle ich Geist und Herz so sehr, als iemals in meinem Leben, zur Dichtung gestimmt, und will daher die Ausführung meines Vorhabens nicht länger mehr anstehen lassen. Wer weiß, ob ich nicht später daran verhindert würde!"

Die versteckte Schwermut dieser so optimistisch klingenden Worte läßt es schon ahnen: Zu der Buchausgabe ist es nicht mehr gekommen, und am 17. September 1796 suchte der unglückliche Stäudlin im Rhein bei Straßburg den Tod.

Von Stäudlins Art erwies sich bald darauf ein gebürtiger Lahrer — kein Poet, aber gleichfalls ein Publizist, der noch mehr zur politischen als zur Literaturgeschichte gehört: **Philipp Jakob Siebenpfeiffer.** 1789 hier geboren, verließ er schon als junger Mensch die Heimatstadt, um Verwaltungsjurist zu werden, und brachte es in der brodelnden Vormärzzeit zum einflußreichen und vielgehaßten politischen Journalisten in der revolutionär bewegten Pfalz. Als wortgewaltiger Red-

ner des Hambacher Festes 1832 ging er in die Geschichte des deutschen Nationalstaats ein. Über Siebenpfeiffer und die übrigen Hambacher mokierte sich „Des Lahrer Hinkenden Boten neuer Historischer Kalender für den Bürger und Landmann" alsbald in seiner Ausgabe für 1833, indem er sie kurz als „Freiheitsschwindler" apostrophierte und genüßlich das „lustige Gerücht" kolportierte, „in Hambach seye der Siebenpfeiffer von Lahr zum Kaiser der Deutschen ausgerufen worden". Die große Zeit des Geiger'schen, später Schauenburg'schen Kalenders, der seit 1801 bis heute recht vital in die Welt hinkt, war damals noch nicht angebrochen. Wenige Jahrzehnte später wäre Hambach darin anders gewürdigt worden, nämlich als der Eisenbahningenieur **Albert Bürklin** von Karlsruhe aus den Hinkenden verkörperte — und damit sind wir bei der zweiten Station unseres Streifzugs angelangt. Ihr Kennwort:

„Der Lahrer Hinkende Bote".

Albert Bürklin, 1816 in Offenburg geboren, übernahm um 1860 die Redaktion des Kalenders und brachte ihn alsbald zu politischem und literarischem Rang. In dem traditionellen Überblick über die jüngsten „Weltbegebenheiten" und in den „Standreden" des Hinkenden Boten schlug er nun atemberaubende nationalliberale und zunehmend kulturkämpferische Töne an, die den einst biederen Volkskalender für die politischen Gegner zu einem „Mistkarren" werden ließen. Vor allem aber schrieb Bürklin Kalendergeschichten, deren beste in der großen Tradition dieser Gattung Bestand haben und eigentlich literaturgeschichtswürdig wären. (Der Pariser Germanist Robert Minder, als gebürtiger Elsässer nicht nur mit zwei Sprachen und Literaturen, sondern auch mit dem „Hinkenden Boten" vertraut, hat schon 1965 in seiner Karlsruher Rede „Oberrheinische Dichtung gestern und heute" nachdrücklich darauf hingewiesen.)
Unter Brüklins Geschichten, die zunächst anonym im Kalender und später auch in einer dreibändigen Buchausgabe erschienen, gibt es nämlich nicht allein — nach bewährter Kalendermanier — gefühlige Idyllen wie „Des armen Steffe-Martes Schillerfeier" oder drastische Gaunergeschichten um den falschen „Baron Nickel". Bürklin schrieb auch Kalendergeschichten, mit denen er als einer der ersten deutschen Autoren die soziale Thematik der modernen Kommerzwelt in die volkstümlich unterhaltende Literatur einführte und durchaus ernsthaft und kritisch behandelte. Da ist die Rede von schweren Sorgen kleiner Leute in einer Zeit, die ihren schlichten Erfahrungen davonläuft, von kleinen Einkünften und steigenden Preisen, von Spekulationen und ihren Opfern. Einer dieser Texte, „Der Kanzleirath", erschien gar mehrmals mit jeweils aktualisierten Details.

Sein Meisterstück lieferte Bürklin in der 1868 erschienenen, fast schon romanlangen Erzählung „Das stählerne Herz oder Ein Tag aus dem Leben eines Lokomotivführers". Hier wird auf vielen Seiten der aufreibende Arbeitstrott des neuzeitlichen Alltags mit damals gewiß ungewohnter Akribie und Eindringlichkeit dargestellt. Die Geschichte wird zwar — in Kalenderweise — höchst effektvoll und ein bißchen sentimental nicht allein mit einer schlimmen Eisenbahnkatastrophe verknüpft, sondern sogar mit dem realen Karlsruher Theaterbrand von 1847. Aber sie ist zugleich auch ein Vehikel für grundsätzliche und recht kritische aktuelle Überlegungen — wie etwa die folgende grollende Bemerkung des Lokomotivführers:

„Dem Soldaten wird im Felde Feldzulage erteilt und seine Feldzüge zählen ihm als doppelte Dienstzeit. Wir Lokomotivführer sind jahraus, jahrein im Felde, wir stehen vor dem Feinde, und ich denke, die Regierung könnte es vor dem Volke wohl verantworten, wenn auch uns unsere Feldzüge doppelt angerechnet würden. Und wenn dann einer 20 Jahre auf der Maschine gestanden und sonach

40 Dienstjahre zählte, so dürfte man ihm wohl seinen vollen Gehalt als Ruhegehalt lassen, er hätte ihn wahrhaftig besser verdient als mancher Faulenzer, der —"

Mögen hier auch der Lokomotivführer und sein Autor gerade noch rechtzeitig abbrechen, so waren das damals — für einen sonst eher bürgerlich daherkommenden Kalendermann — vermutlich doch recht gewagte Worte.

Auch als Redakteur und Organisator war Bürklin auf der Höhe seiner Zeit. Er schaffte es nicht nur, mit der almosenheischenden Suada des Hinkenden das Erste Deutsche Reichswaisenhaus zu Lahr ins Leben zu rufen, sondern auch moderne Größen des populären, aber keineswegs immer seichten Genres wie Anzengruber und Rosegger zu häufiger Mitarbeit zu gewinnen. So kam übrigens auch Karl May in den „Hinkenden Boten". Als er sich noch nicht zum Old Shatterhand gemacht hatte, sondern nur ein entlassener Sträfling und darbender Skribent war, brachte der „Große Volkskalender des Lahrer Hinkenden Boten", die erweiterte Luxusausgabe sozusagen, 1882 — als heute begehrten Erstdruck — seine historische Humoreske „Fürst und Leiermann".

Ein anderer berühmter Autor des „Lahrer Hinkenden Boten" war später — nach der Ära Bürklin, die 1890 durch seinen Tod beendet wurde — **Emil Gött,** der schon einmal mit Lahr in Berührung gekommen war, als er hier 1884 das in Freiburg verpatzte Abitur nachholen durfte. Das schwierige Dasein als freier Schriftsteller brachte den gefühls- und gedankenreichen, doch ungewöhnlich selbstkritischen und vergrübelten Gött dazu, den „Hinkenden", dessen geschätzte Mitarbeiterin schon seine Mutter gewesen war, um Brotarbeit zu bitten. So entstanden von 1893 an für den Lahrer Kalender mehrere Geschichten, die Gött selbst zwar neben seinen Bühnenstücken gering achtete und nicht in seine gesammelten Werke aufgenommen wissen wollte, die aber gleichwohl mit ihrer weiten Skala von farbigem Humor und dunklen, tragischen Tönen, mit ihrer durchweg treffenden Beobachtung der alemannischen Volksseele kleine Kostbarkeiten sind.

Damit verlassen wir nun aber doch die Region des „Hinkenden Boten" — ungern, denn in seinen vielen Jahrgängen wartet noch mancher zeitgeschichtlich oder literarisch interessante Text auf einen Ausgräber — und nähern uns einer dritten Station in **unserem** Jahrhundert — einem Säkulum, das noch deutlicher als das vorangegangene von Mars und Merkur bestimmt ist. „Mars und Merkur" — das ist übrigens eine Kapitalüberschrift in dem faszinierenden Erinnerungsbuch „Auf Immerwiedersehen", das die Dichterin **Juliana von Stockhausen** — 1899 in Lahr geboren — im Alter schrieb. Die Tochter eines Offiziers der damaligen Lahrer Garnison hatte schon als Achtzehnjährige mit dem Roman "Das große Leuchten" ihren ersten Autorenerfolg, der noch viele weitere nach sich zog. In dem Spätwerk zeichnet sie ein so liebevolles wie aussagekräftiges Bild Lahrs vor dem Ersten Weltkrieg, seiner Militärkreise und seines gehobenen Bürgertums — eben Mars' und Merkurs, der Götter des Krieges und des Handels.

Vor allem Mars war es, der einige Gestalten der großen Literatur — Figuren wie Autoren — zu wenigstens sporadischem Aufenthalt nach Lahr führte. Nach seinem ersten weltweiten Wüten war es der Titelheld von **René Schickeles** leider unvollendetem Roman „Der Preuße", der hier — in einem leicht identifizierbaren, ominösen Himmelsburg an der Schutter — in der Inflationszeit bewegte Primaner- und Revoluzzerjahre verbringt. (Schade, daß der bedeutende elsässische Dichter offenbar die Lust am Fertigschreiben verlor, denn aus dem umfangreichen Fragment hätte vielleicht ein oberrheinischer Schicksalsroman der Nachkriegszeit vom Format seiner großen Trilogie „Das Erbe am Rhein" werden können.) Wichtiger als diese Episode

dürfte indessen eine andere nach dem **zweiten** Weltkrieg sein, die uns das dritte und letzte Stationsschild liefert:

„Das goldene Tor".

Alfred Döblin, der Dichter des weltberühmten Romans „Berlin-Alexanderplatz" und mancher anderen Bücher, die für die große Literatur unseres Jahrhunderts stehen, kam 1946 nach Deutschland zurück, in die französische Zone — nach bitterem Exil und mittlerweile französischer Staatsbürger. In seinem Erinnerungsbuch „Schicksalsreise" zeichnet er ein höchst eindringliches Bild unserer zermürbten, heruntergekommenen und zugleich hoffnungsvollen geographischen und geistigen Landschaft, in der er nun eine große neue Aufgabe für sich sah: Wiederaufbau in jedem, vor allem aber im intellektuellen Bereich.

Er wurde Mitarbeiter der französischen Militärregierung in Baden-Baden — als Zensor, eher aber als Anreger und Förderer der sich ganz langsam wieder regenden belletristischen Literatur im deutschen Südwesten. Und er gründete seine heute schon legendäre, kaum mehr bekannte Monatsschrift für Literatur und Kunst „Das goldene Tor", die vom September 1946 an im Lahrer Verlag Moritz Schauenburg erschien und — leider — nach wenigen Jahrgängen der sparsamen und auf ganz andere Bedarfsgüter versessenen Zeit nach der Währungsreform zum Opfer fiel. Der merkwürdige Titel der Zeitschrift war angeregt vom Golden Gate in San Francisco, einem Tor Amerikas zu fremden Kulturen, und so sollte auch Döblins Zeitschrift ein Tor öffnen zwischen Draußen und Drinnen zu durchaus gegenseitiger Stütze und Bereicherung. Im ersten Heft schrieb Döblin programmatische Worte:

„Golden strahlt das Tor, durch das die Dichtung, die Kunst, der freie Gedanke schreiten. Das Tor ist herrlich. Aber was sich jetzt unter seinem weiten Bogen aufhält, sieht nicht nach Friede, Freude, Besinnlichkeit aus. Das schimmernde Gold des Tores und die heiteren und stolzen Reliefs passen schlecht zu den schlaffen, abgerissenen Figuren, die hier herumstehen, am Boden kauern und kaum ein Wort miteinander wechseln. . . . Wir werden in diesen Blättern alles tun, was wir vermögen, einmal um den Realitätssinn im Lande zu stärken, auch die Gewissen aufzurufen und Mut einzuflößen, und das andere Mal auf die eine große Realität, die uns als nächste Aufgabe zugefallen ist, hinzuweisen: für die menschliche Freiheit und die Solidarität der Völker zu kämpfen . . . Für die Entrümmerung und das Abräumen im Geistigen haben wir die Instrumente des Urteils und der Kritik. . . . Verschüttet war über ein Jahrzehnt eine ungeheure Masse von seelischer und geistiger Kraft im Lande. . . . Verschüttet und nicht vorhanden für das Land waren die Kräfte, die man zu tausenden einsperrte und ins Ausland jagte. Auf ihre Stimme warten viele im Land. . . . Das Wort haben die Autoren."

Und die Autoren kamen zu Wort — deutsche der sogenannten inneren Emigration ebenso wie solche aus anderen, manchmal entlegenen Sprach- und Kulturräumen, dazu immer wieder junge Literaten, deren Namen man später auch in ganz anderen Disziplinen wiederbegegnen konnte, im politischen Journalismus oder in der Wissenschaft. Nicht zuletzt für sie rief Döblin auch einen „Verband südwestdeutscher Autoren" ins Leben, der im November 1947 zu seiner ersten Tagung zusammentrat — fast möchte man sagen: natürlich — in Lahr, was zu einem hübsch-doppelsinnigen Bonmot im „Goldenen Tor" Anlaß gab: „Lahr pour l'art". Und 1949 wurde er Mitbegründer der Mainzer Akademie der Wissenschaften und der Literatur. Daß Lahr einmal — wenn auch nur für wenige Jahre — die Stadt mit dem „Goldenen Tor" war, ist ein kaum mehr erinnertes, aber durchaus ehrenvolles Kapitel seiner Literaturgeschichte. Daß Alfred Döblin ein Jahrzehnt später, 1957, verarmt, verkannt und vergessen in

Emmendingen starb, ist die düstere Rückseite davon.

Auf unserem Streifzug durch die terra incognita der Literatur in Lahr haben wir drei Stationen abgesteckt, und Sie sind nun vielleicht ein bißchen enttäuscht, weil dabei so gar nichts Spektakuläres zu entdecken war, nichts von Ewigkeitswert, sondern eher Ephemeres, wenn auch hoffentlich doch nicht ganz Uninteressantes.

Gewiß, eines Grimmelshausen oder Hebel kann sich Lahr nicht rühmen, mögen sich auch zu diesen beiden Großen — ein wenig gewaltsam zwar — Brücken schlagen lassen: Immerhin hat Grimmelshausen in seinem „Abenteuerlichen Simplicissimus" die ihm wohlvertraute Burg Hohengeroldseck beschrieben, und immerhin hat Hebel eine Zeitlang seinen „Rheinländischen Hausfreund" in Lahr drucken lassen und dies auch in einigen seiner Kalenderstücke gebührend erwähnt. Aber es wäre lächerlich, sich darauf etwas einzubilden. Die Namen fallen indessen nicht von ungefähr. Denn wie Grimmelshausen und Hebel sind die meisten Lahrer Dichter und Literaten nicht so sehr hochgemute Poeten mit schweifenden Gefühlen als vielmehr urwüchsige Leute, die mitten im Leben und in ihrer Zeit stehen.

Dies vor allem sollte unser Streifzug vor Augen führen, bei dem sicher manche Namen vermißt wurden, die gerade in diesem Kreis nicht ganz unbekannt sind: **Hermann Albrecht** etwa, der einst als ein „zweiter Hebel" geschätzt wurde, **Elisabeth Walter** mit ihrem wunderschönen badischen Heimatbuch „Abenteuerliche Reise des kleinen Schmiedledick mit den Zigeunern" oder **Friedrich Roth,** der einst erfolgreiche Dramatiker, Lyriker, Erzähler und — last not least — Gründer des Jahrbuchs „Geroldsecker Land". Statt auf sie alle einzugehen — und vielleicht auch noch auf Rudolf Hagelstange, den Dichter des „Venezianischen Credos", der ein paar Jahre in Lahr lebte und hier, in Glücksburg, wie es bezeichnenderweise heißt, seinen Roman „der General und das Kind" spielen ließ — statt dessen wollen wir zu hoffentlich guter Letzt noch einmal zum Ausgangspunkt unserer Betrachtungen zurückkehren: zur Mundart und zu unserem heutigen Lahrer Autor Philipp Brucker. Sein schönes, stimmungsvolles Gedicht „Summerdag", das so recht in einem Glücksburg angesiedelt ist, schließt mit den Worten:

„Dr Brunne babbelt vor sich hin selbander
Un luegt im Sandsteintrog sich selwer zue.
Bi's Apethekers bliäht dr Oleander —
Un nit e Schnuufer knubbt diä Middagsrueh."

Und von dieser Mittagsruhe sollen Sie nun nicht weiter durch Gebabbel abgehalten werden.

Der Lahrer hinkende Bote auf das Jahr 1842 (GLA Bibl. Ch 6)

Das Paradies der Kindheit

Auf dem „Höllhof" bei Gengenbach verbrachte M. L. Kaschnitz ihre schönsten Ferien

Adolf Schmid, Freiburg

„Wer den Dichter will verstehen, muß in Dichters Lande gehen. . .". So wandern wir also — dem Rate Goethes folgend — nach Marbach zu Schiller, nach Tübingen zu Hölderlin, zu Hauff nach Lichtenstein, zu Droste-Hülshoff nach Meersburg, zu Hesse nach Calw und Gaienhofen, zu Hansjakob nach Haslach und Hofstetten, zu Hebel ins Wiesental, natürlich auch zu den vielen Scheffel-Gedenkstätten . . . immer „bildungsbeflissen", immer auf „Spurensuche"; denn „hier lebte, hier wohnte, hier übernachtete, hier schrieb, hier . . .".

Marie Luise Kaschnitz (1901—1974)

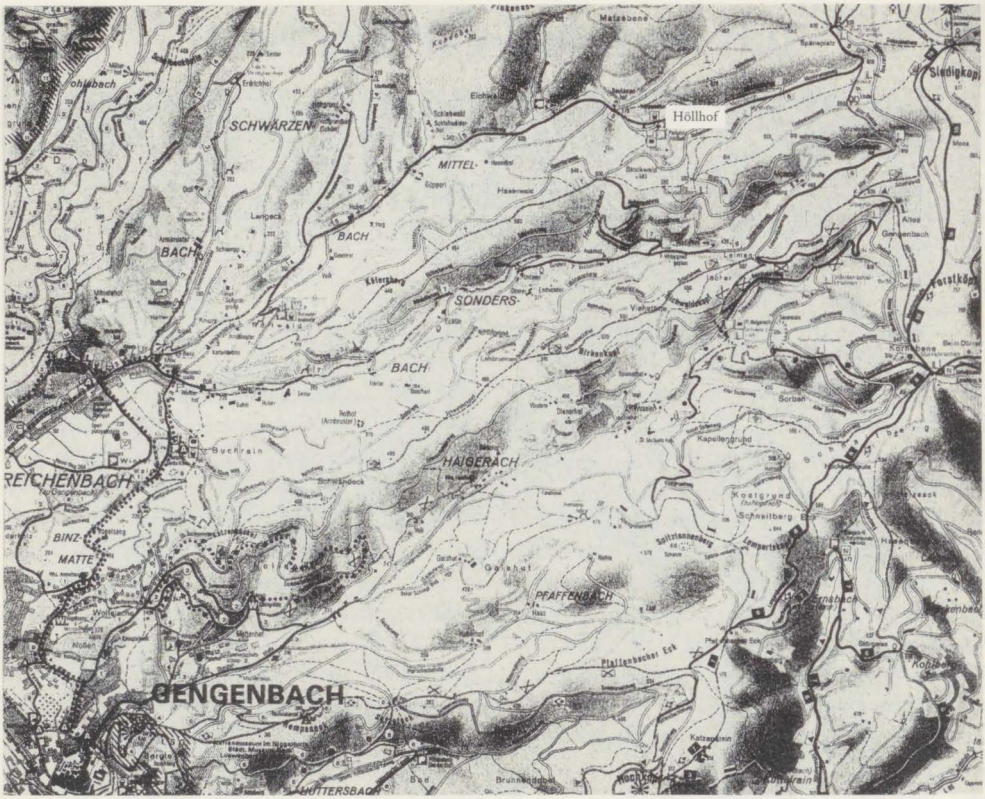
Auch für Marie Luise Kaschnitz sind solche „Orte" vielfach bekannt: Am 31. Januar 1901 ist sie in Karlsruhe, der Heimatstadt ihrer Eltern, geboren; am 10. Oktober 1974 starb sie in Rom, wo sie 1925 den Wiener Archäologen Guido Freiherr von Kaschnitz-Weinberg geheiratet hatte. Potsdam und Berlin wurden wichtig in ihrem Leben, weil der Vater, Adolf Max Freiherr von Holzing-Berstett (1867—1937), dort seit 1902 als Eskadrons-Chef seinen Dienst tat. Weitere wichtige Stationen ihrer Vita sollen rasch aufgezählt werden: Königsberg gehört dazu, Marburg, Frankfurt am Main — und natürlich Bollschweil südlich Freiburg, ihr Dorf mit ihrem Schloß und ihrem Grab.

M. L. Kaschnitz wuchs auf als Großstadtkind, geprägt von einem Elternhaus, wo der Stammbaum des Vaters tatsächlich ins Elsaß führte, weit zurück in die Turbulenzen der Französischen Revolution und in die Emigration, und in der auch die Erinnerung an Max Reinhard Freiherr von Holzing, den Obersten und Flügeladjudanten Wilhelms II. lebendig blieb. Manches ist so nur partiell bzw. halb zutreffend, was in Kurzbiographien über die „MLK" steht bzgl. ihres „elsässischen Adels". Vor allem: die Familie der Mutter war nun wirklich sehr klar verankert in badischer Tradition; Elsa von Seldeneck war die Tochter des Karlsruher Bürgers Wilhelm von Seldeneck.

In den Erinnerungen der M. L. Kaschnitz („Das Haus der Kindheit") spielt dieser Karlsruher Großvater eine bemerkenswerte Rolle: „Ich sitze neben ihm und schäme mich sehr . . .". Sie erzählt, daß „der Großvater, abgesehen von seinem Hofamt, auch eine Brauerei besessen und mit Grundstücken vor der Stadt eine lebhafte Spekulation betrieben habe, daß er jedoch in der Inflation all sein Geld verloren habe und arm gestorben sei . . .".

Die Freiherren von Seldeneck

Die Vorgeschichte ist eindeutig: Das Gut um die „Burg bei der Mühle", seit dem 13. Jahrhundert im Besitz der badischen Markgrafen, wuchs ganz natürlich heran im Verlauf der Jahrhunderte zu einem Dorf, zu einer respektablen Stadt — bis zur Zerstörung 1689



durch die Franzosen: Mühlburg. Nach dem Wiederaufbau blieb der Ort im Schatten der neu gegründeten Residenzstadt, und heute ist Mühlburg völlig integriert in die Karlsruher Weststadt.

Eben in Mühlburg hatte Markgraf Wilhelm Ludwig von Baden (gest. 1788) auch ein Schlößchen, und dieses Schlößchen und die dazu gehörigen Güter erbten seine Nachkommen aus seiner morganatischen Ehe, die Freiherren von Seldeneck. Für die Familie der Christine Schorfmann wurde am 17. Januar 1777 der Namen eines schon lange erloschenen Rittergeschlechts wiederbelebt; mit dem adligen Namen erhielt sie auch das alte Wappen der Seldeneck. Eine morganatische Ehe, eine „Ehe zur linken Hand", war eine standesungleiche Ehe in adligen Kreisen, bei der durch Vertrag die „unebenbürtige" Frau und die Kinder von Standesvorrechten und von der Erbfolge zuerst einmal ausgeschlossen wurden, nicht unbedingt von materiellem Besitz. Wilhelm Ludwig Freiherr von Seldeneck wurde großherzoglich-badischer Geheimer Rat und Oberstallmeister, sein Freiherrenstand wurde anerkannt; er starb 1827. Der Besitz der Freiherren von Seldeneck mehrte sich beachtlich im 19. Jahrhundert: in Bötzingen, in Oberschaffhausen, in Gottenheim z. B. Und 1890 kaufte Freiherr Wilhelm von Seldeneck, der Großvater von Marie Luise Kaschnitz aus Karlsruhe-Mühlburg, für 195 000 Mark den „Höllhof" bei Gengenbach im Kinzigtal, einen stolzen Hof mit ca 260 ha Wald und etwa 6 ha Ackerland und Wiesen.

Der „Höllhof" im Kinzigtal

Julius Roschach[1]) hat 1991 die Geschichte des „Höllhofes" in Gengenbach-Reichenbach in einem kurzen Abriß beschrieben: „Der Höllhof im Ortsteil Mittelbach, früher ‚Buttenhöll' genannt, am Westhang des Moosgebirges in 440 m Meereshöhe am Moosbach gelegen, der zusammen mit dem Senterbach den Mittelbach bildet, auf Gemarkung Gengenbach/Reichenbach, dürfte im 13. Jahrhundert n. Chr. im Zuge der 2. Rodungsstufe der Benediktinerabtei Gengenbach entstanden sein". Als ersten nachweisbaren Besitzer nannte J. Roschach „um 1600" einen Sebastian Sibert; 1632 heiratete dessen Witwe Anna Maria Falckin den von Schönberg gebürtigen Michael Wußler. Bis ins 19. Jahrhundert wurde nun dieser Familienname vererbt. 1838 heiratete Crescentia, die Witwe des Philipp Wußler, den aus Oberbiederbach stammenden Anton Pfaff; an diese beiden erinnert noch eine Inschrift in der Nordecke des Leibgedinghauses:

„Gottes Frieden sei diesem Haus
und mit seinen Bewohnern!
Bewahr', o Gott, stets dieses Haus
und die so darein gehen ein und aus.
Beschütze sie vor Feuers Noth
und vor dem jähen Blitzestod,
daß darin Glück und Segen bliebe
und von ihm alles Unglück flieh.
JHS
Dieses Haus wurde erbaut von Anton
Pfaff Höllbauer und seiner Ehefrau
Crescentia, geb. Suhm im Jahr des Herrn
1853.
Den Erbauern langes Leben und eine
glückliche Sterbestund!"

Der „Höllhof" wurde nach dem Tode von Crescentia Pfaff, verwitwete Wußler, vom Sohn aus ihrer ersten Ehe geerbt: Josef Wußler, verheiratet mit Katharina Erdrich aus Ibach, wurde 1855 „Höllbauer". Und noch einmal folgte eine tüchtige Wußler-Generation: 1881 übernahm Georg Wußler das geschlossene Hofgut und zahlte dafür seine vier Brüder aus. Aber dies war wohl doch ein zu großer Aderlaß, der das Ende der Wußler-Dynastie auf dem „Höllhof" einläutete. 1890 verkauften Georg Wußler und seine Frau Barbara, geb. Heizmann den gesamten Besitz an den Freiherrn Wilhelm von Seldeneck, den uns schon bekannten Kammerherrn und Großgrundbesitzer aus Karlsruhe-Mühlburg, den Nachkommen des badischen Markgrafen Wilhelm Ludwig.

Der Grundbucheintrag von 1890

Unter P 5) wurde festgehalten: „Die Zahlung des Kaufpreises erfolgt a): Käufer zahlt bar an den Verkäufer am 15. Oktober 1890 den Betrag von 95 000 Mark; b) Den Rest von 100 000 Mark verzinst Käufer vom 15. Oktober 1890 mit vier Prozent und ist der ganze Betrag oder teilweise nicht unter 10 000 Mark nach einer dreimonatlichen dem Verkäufer wie dem Käufer gleicherweise zustehenden Kündigung zahlbar".

Der Neubau von 1937 und die „Waldarbeiterschule"

1922 wurde Freiherr Hans von Seldeneck Besitzer dieses prächtigen Hofgutes, 1937 erbte seine Witwe diesen stattlichen Schwarzwaldhof. Aber ihre Freude an dieser Erbschaft war nur von kurzer Dauer: Am Sonntag, dem 15. August 1937 wurde das Hofgebäude durch Brand bis auf die Grundmauern zerstört. Freifrau von Seldeneck beschloß, an derselben Stelle einen Neubau zu errichten; es sollte ein „stattliches Herrenhaus" werden.

[1]) Herzlichen Dank Herrn Forstdirektor Ewald Elsäßer vom Staatlichen Forstamt Gengenbach und Herrn Julius Roschach, ebenfalls Gengenbach, der die wichtigsten Daten und Fakten zur Geschichte des „Höllhofes" zusammengetragen und auch die Photos zur Verfügung gestellt hat!

Nr. 169.

Geschehen Reichenbach den sechsten September 1890.

Vor dem Gemeinderath.

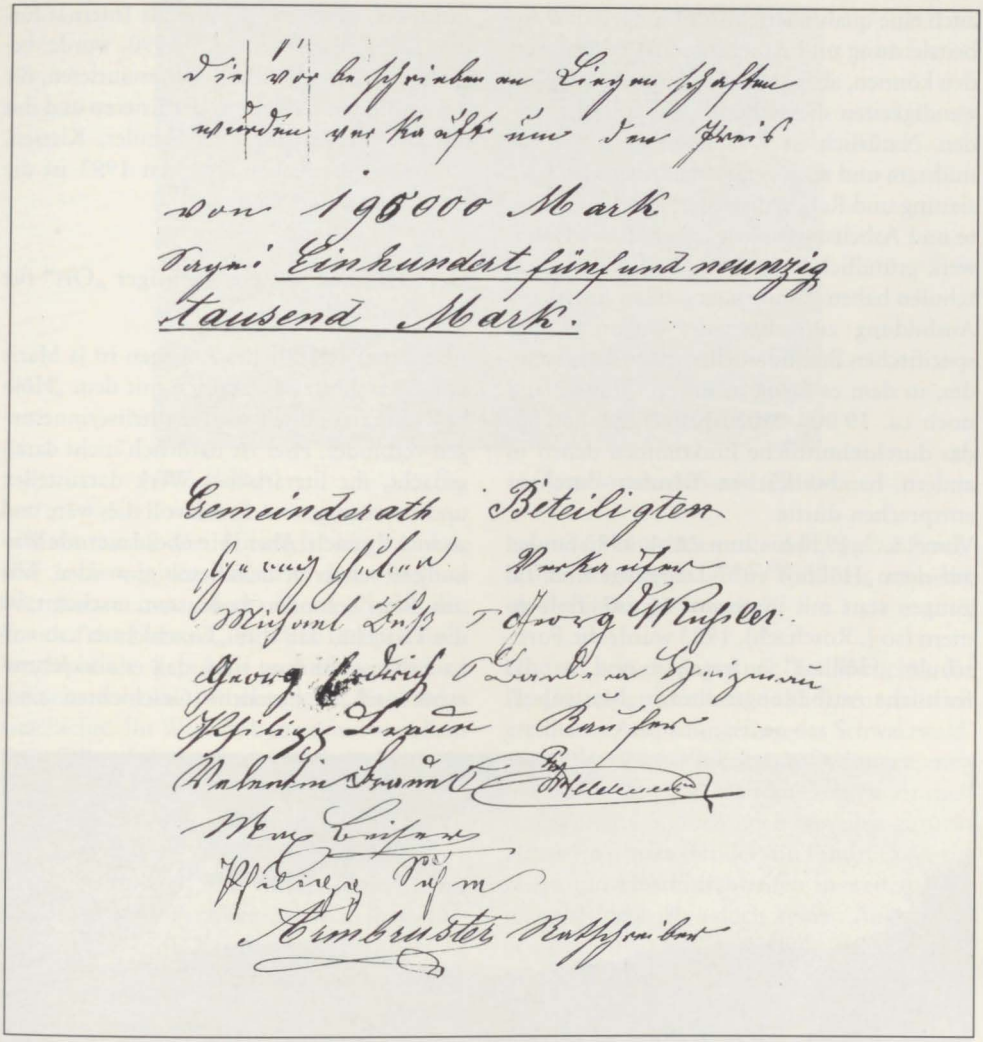
Nach einem von den Betheiligten anher vorgelegten Kaufvertrag, welcher noch ergänzt werden mußte, 1/. Beilage Nr 148 zum Grundbuchheft VI zum Grundbucheintrag haben Georg Wußler Hofgutsbesitzer auf dem Höllhof und seine Ehefrau Barbara geborne Heizmann zu Mittelbach, Gemeinde Reichenbach

und

Freiherr Wilhelm von Seldeneck, großh. Kammerherr und Großgrundbesitzer in Karlsruhe-Mühlburg unterm 26 August 1890 folgende Liegenschaften verkauft:

Grundbuch Band K Seite 176 Nr 38. Ehemännlich durch Erbschaft.

Plan Nr 30. Lagerbuch Nr 538.



Und es wurde in der Tat ein Schwarzwaldhof gebaut, wie man ihn nicht allzu oft finden dürfte. Am 15. Dezember 1937 wurde das Richtfest gefeiert.

Aber schon ein Jahr später ging der Familienbesitz der Seldeneck über an das Land Baden, das hier eine „Waldarbeiterschule" errichten wollte und dies auch tatsächlich verwirklichte nach dem Krieg: 1950 wurde mit dem Schulbetrieb begonnen. Diese Spezialschule bekam den Auftrag, die künftigen Waldarbeiter fachmännisch auszubilden — in einem Grundlehrgang gleich zu Beginn und zwei weiteren Ausbildungsphasen in der Folge. Forstwirtschaft und Waldarbeit waren und sind seit Jahrhunderten wesentliche Faktoren für die Schwarzwälder, in früheren Generationen für viele der Broterwerb ohne Alternative. Aber das Berufsbild, d. h. die Tätigkeit des Waldarbeiters hat sich deutlich verändert, ist viel anspruchsvoller geworden, erfordert also

auch eine qualifizierte Ausbildung, damit Arbeitsleistung und Arbeitsqualität erhöht werden können, aber auch die ökologischen Notwendigkeiten dieses Berufs gut bedacht werden. Natürlich ist Waldarbeit nach wie vor mühsam und auch gefährlich. Aber Mechanisierung und Rationalisierung, moderne Geräte und Arbeitsmethoden haben dieses Handwerk gründlich verändert. Die Waldarbeiterschulen haben daran einen großen Anteil, die Ausbildung zum Forstwirt entspricht den spezifischen Besonderheiten eines Berufsstandes, in dem es heute in unserm Bundesland noch ca. 10 000 Arbeitsplätze gibt und wo das durchschnittliche Einkommen denen in andern handwerklichen Berufen durchaus entsprechen dürfte.

Vom 13. 7. 1950 bis zum 28. 4. 1983 fanden auf dem „Höllhof" 677 Lehrgänge und Tagungen statt mit insgesamt 16 642 Teilnehmern (so J. Roschach). 1983 wurde die Forstschule „Höllhof" aufgegeben und in das forstliche Ausbildungszentrum „Mattenhof" integriert, praktisch genutzt als Internat für die Lehrgangsteilnehmer. 1990 wurde beschlossen, den „Höllhof" zu restaurieren, für 2,5 Millionen DM zu modernisieren und ihn als „Waldschulheim" für Schüler, Klassen, Gruppen auszubauen. Im Mai 1993 ist die Eröffnung vorgesehen.

Der „Höllhof" — ein wichtiger „Ort" für ML Kaschnitz

Aber unser eigentliches Anliegen ist ja Marie Luise Kaschnitz, die freilich mit dem „Höllhof" ihre freundlichsten Kindheitserinnerungen verbindet. Hier ist natürlich nicht daran gedacht, ihr literarisches Werk darzustellen und zu würdigen — so reizvoll dies wäre und so wichtig auch. Aber ihre überdauernde Wirkung ist schon vielfach bestätigt worden. Was uns dabei besonders bedeutsam erscheint, ist die Tatsache, daß ihre „Geschichten" so voller Lebenserfahrung sind, daß es also lebensechte und so herzliche Geschichten sind,

Der Neubau von 1937

Der „Höllhof" *Ölgemälde von A. Kusche (1910)*

vertraut mit all der Heiterkeit, den Freuden, aber auch mit der Misere und der Mühsal aller Kreatur, vor allem aber doch mit den Freuden des Daseins. Ihr Werk ist stark autobiographisch geprägt, traditionsgebunden, mit schmerzvoller Erinnerung an die neueste Geschichte. Ihr Werk dokumentiert vor allem ein erfülltes Leben, wie es ihr Gedenkstein in Bollschweil so einzigartig belegt: „Wohl denen, die gelebt, ehe sie starben!" Es wäre doch so viel zu sagen! Aber wir wollen es hier bewenden lassen mit ihren Texten zum „Höllhof", dem Paradies ihrer Kindheit. Insgesamt sind ja ihre Kindheitserinnerungen in ihrer Darstellung nicht gerade vom Glück verklärt.

„Die Sache ist die, daß mich schon das Wort Kindheit einigermaßen nervös macht. Es ist erstaunlich, an wie wenige Dinge aus meiner Kindheit ich mich erinnere und wie ungern ich von andern an diese Zeit erinnert werde. Wo im Gedächtnis der meisten Leute eine Reihe von hübschen, freundlichen Bildern auftauchte, ist bei mir einfach ein schwarzes Loch, über das zu beugen mich trübe stimmt" (Aus: „Das Haus der Kindheit"). Aber M. L. Kaschnitz schrieb dann doch: „Ich habe sogar wieder Lust, mit meinen Bekannten und besonders mit denen, die sich, wie auch ich bisher, so ungern an ihre Kindheit erinnern, in Verbindung zu treten".

Und so rekonstruierte sie Erstaunliches für ihr „Haus der Kindheit" (1956), mit deutlich greifbaren Anspielungen an das Schwarzwaldtal: „Die Glückseligkeitsempfindungen meiner ersten Zeit im ‚Hadeka' kehren zu meinem Entzücken doch noch zuweilen zurück. Heute ein ganzes Bündel von Eindrücken, ein Hier- und Dorthinschweifen in weiten Räumen, bei dem ich jedoch keinen Augenblick den Bannkreis der Glückseligkeit verließ. Das Kennwort war diesmal ‚Augapfel', eine Bezeichnung, die sich mit dem in Erscheinung Tretenden zunächst gar nicht in Verbindung bringen ließ. Der Bannkreis umfaßte: das schmale, von Wäldern begleitete Wiesental, in dem das Kommen eines Wanderers (das heißt Fußgängers) durch ein zuerst fernes, dann immer näheres Bellen verschiedener Hofhunde angekündigt wurde. Die Kegelkugel, die an einem Seil hängt und auf der ich sitze und mich durch die Luft schwinge, von der Stallwand ins Tannengebüsch, von dem Terrassengeplauder der Erwachsenen in die feierliche Dämmerung des Heuspeichers hinein; den Steinbruch, eine hohe Mulde unre-

gelmäßig abgeschlagener Granitblöcke, in der ich aufwärts klimme, wenig Halt, wachsende Bangnis, endlich, dicht unter dem dunkelblauen Himmel das Wurzelwerk, in das ich hineingreifen kann, und auf der Hochfläche die rauhen Heidekrautkissen, in die ich stürze, die taunassen Grasbüschel kühl am Gesicht; die rubinrote Glasdose (den ‚Augapfel'), voll mit Honig, den man am Löffel herausziehen konnte, nicht golden dünnflüssig, sondern grüngrau, rauh und zähe, aber mit goldenen Pünktchen wie kleine Bienen im Sonnenlicht, mit einem Schatzhäusergeruch von Waldestiefe, Tannennadeln, Harz und Heu; den Brunnen aller Brunnen, kleiner Trog aus Granitplatten, moosüberwachsen, in den über ein Rindenstück das Wasser aus der Tiefe des Berges rinnt, mondklar, unerschöpflich, und man kann seine Hände darunterhalten, eine kleine geäderte Schale, und daraus trinken und es wieder frei lassen, und sogleich erhebt sich aufs neue, die einen Augenblick geschwiegen hat, die Musik des Tales, die von keinem Motorengeräusch übertönte leise, einzige Musik . . ."

„. . . am Mooswald über dem Kinzigtal gelegen . . ."

1973 — ein Jahr vor ihrem Tode — erschien im Inselverlag die vielleicht schönste Prosa der M. L. Kaschnitz mit dem schlichten Titel: „Orte". Sie erzählt darin vom „Anfang in der Fächerstadt, der Schnakenstadt, der Weinbrennerstadt", natürlich vom „Großelternhaus". Oder von Berstett im Elsaß, wie sie hinfuhr, um „das gar nicht mehr vorhandene Schlößchen aufzusuchen": „. . . es ist in der Französischen Revolution angezündet und dem Erdboden gleichgemacht worden". Ihre Vorfahren „waren damals schon emigriert, nach Baden, haben zur Entschädigung Ländereien bekommen und sind nie mehr ins Elsaß zurückgekehrt". Es sind „Orte" überall in Deutschland auf dem Lebensweg der M. L. Kaschnitz, vielerorts in Europa und darüber hinaus, am stärksten ist sicher die Bindung an den „Ort" im Breisgau: „Das Dorf Bollschweil habe ich beschrieben . . .". Aber es gehört doch zu den schönsten Erinnerungen, was sie zu erzählen weiß über ihre Ferienaufenthalte auf dem „Höllhof". Das Großstadtkind, das die Schuljahre über eingepaßt war in das bourgeoise System und die gesellschaftliche Etikette einer Offiziersfamilie, genoß hier im Herzen des Schwarzwaldes echte Freuden unbeschwerter Jugend, und der „Höllhof" wurde so einer ihrer liebsten „Orte":

„Den Höllhof, einen alten Schwarzwälder Bauernhof, am Mooswald über dem Kinzigtal gelegen, hat mein Großvater zu Anfang des Jahrhunderts gekauft, als Jagdhaus für sich und als Ferienhaus für seine Kinder und Kindeskinder, es kommen jedoch meist nur die Kindeskinder, meinen Eltern zum Beispiel ist die Unterkunft zu rustikal. Vielleicht aber fällt ihnen auch des Großvaters herrisches und stürmisches Temperament auf die Nerven, dessen Ausbrüche wir Kinder hinnehmen wie Naturkatastrophen, die vorübergehen. Wir verziehen uns ans nahe Bächle, in den Steinbruch oder zum Moosbrunnen, der am Talende sein glasklares eiskaltes Wasser in einen bemoosten Steintrog rinnen läßt.

Der Höllhof ist später abgebrannt und anders wiederaufgebaut worden, auch in andere Hände übergegangen, ich habe ihn danach nicht mehr wiedersehen wollen. So ist für mich noch immer alles beim alten, die schrägen, staubigen Lichtsäulen im mehrstöckigen Heuspeicher, die weiten Sprünge beim Versteckspiel, der starke würzige und zugleich etwas modrige Geruch. Die Schußfahrten auf den Hörnerschlitten, nicht in Schnee und Eis, sondern auf den glatten steilen Bergwiesen, im Rücken eine Last von frisch gemähtem Gras. Die sogenannten Büttenschlachten auf dem kleinen Waldsee, bei denen wir uns in heftig schwankendem Waschzuber gegenseitig ins Wasser zu werfen versuchten. Der

Geruch des Reutebrennens, bei dem frisch geschälte Eichenwäldchen in Asche gelegt wurden. Der Geruch der Bücherschränke in der Halle, in denen ganze Jahrgänge von „Über Land und Meer", aber auch viele nicht für uns bestimmte Romane wie „Gina Ginori" oder „Das Geheimnis der alten Mamsell" standen. Die äußerst einfach eingerichteten Schlafzimmer, die alle auf die hölzernen Galerien hinausgingen — die drei durch schräge Treppchen verbundenen Galerien. Das angebaute Türmchen, in dem sich auf jedem Stock ein keineswegs mit Wasserspülung versehenes Klosett befand. Die Nachtwege dorthin, auf bloßen Füßen, ein wenig bange, besonders wenn der Sturm die Tannen fegen und sausen ließ oder ein Wetterleuchten den Himmel erhellte. Der Brunnen vor dem Haus, sein langer Steintrog, sein klares Wasser, in dem die Butter schwamm. Die großen Speckbrote zum zweiten Frühstück, das Glück der gemeinsamen Spiele, das Glück des Alleinseins in einer Hängematte im Wald. Das leise Hin- und Herschwingen auf der hängenden Kegelkugel im sanften Regen. Das Glück."

Warum heißt man uns „Muschterländle"?

Hans-Georg Richter berichtet von einer Examination Wohllebs, der vor dem Kriege Gymnasialprofessor in Baden-Baden war.

Es folge die Examination: „Fiedel Lotsch! Warum heißt man uns Muschterländle?"

„Weil mer de Quelle vom größten Strom Europas habe, de Donau, un weil mer de schönste Insel von Deutschland habe, de Mainau, un weil mer de kält'ste Punkt von Deutschland habe und de wärmste, de eine uf der Baar bei Donaueschinge, de anner am Kaiserstuhl, un weil mer de Erfinder vom Fahrrad habe, de Drais, und de Erfinder vom Benzinmotor un de erschte Daimler-Benz-Auto un de erscht Zigarettefabrik vom Batschari in Bade-Bade un de schönscht un beliebteste Spielcasino un de Graf Zeppelin von Konschtanz un de Ingenieur Gerwig, der wo de schönscht Bergbahn mit 37 Tunnels konstruiert hat und de Gotthardbahn dazu, un in Freiburg hat der Berthold Schwarz das Schießpulver erfunne und de erste Eisebahn habe mer auch gehabt . . ."

„Halt. All's schön un gut! Aber jetzt tät ich doch gern was Geistiges vernehmen. Wie wär's, Franzel Kümmerle, dein Vater ist doch Oberschulrat. Wie und warum ist unser Badnerland auch auf geistigem Gebiet ein Muschterland?" „Mein Vadder meint immer, Badens schönster geistiger Inhalt sin die Edelbrände un die Schnäps, so da sind: Kirschwasser, Quetsch, Mirabell, des Zibärtle, der Kutscher, der Hefe für de Verdauung, der Topinambur, der Himbeer, der Obstler usw. Damit wären wir allen vaterländischen Gauen spirituell weit voraus un weltberühmt. Un dann meint Vater, auch der Moscht gehört dazu, ganz abgesehe vom Neue un vom Suser un natürlich vom Weine. Auch's viele Bier, was außerdem's bescht von alle Biere ist, sagt Vater . . ."

„Genug, Kümmerle! Du machst mir Durscht! Ich hatte aber die Gaben des menschlichen Geistes gemeint. Was hat Freund Oskar Wehrle wohl hierzu zu vermelden?"

„Erschtes, Herr Professor, habe mer in Todtnau im Schwarzwald de erschte deutsche Schischul gehabt, unin de Residenz die erschte deutsche Technische Hochschul un's erschte Mädchengymnasium, was ich für meine Person für überflüssig halt, un in Heidelberg un in Freiburg de berühmteste Universitäte, un de erschte Mensch is bei Heidelberg ausgrabe worde, er heißt homo heidelbergensis; aber's Gehirn hat man net mehr gefunde."

„Danke, Oskar. aber wir sind immer noch nicht beim schöpferischen Geist unsrer lieben Landsleute angelangt. Wie steht's wohl um diesen schöpferischen Geist, lieber Hannes Seiterle?"

„Mei Mudder sagt immer, die Gastwirt un Reschtoratöre schöpfe bei de Gäscht den Rahm ab, den se in der Supp vergesse. Aber sonst könnte se koche wie in Frankreich, un alle Gäscht, die aus aller Welt ins Badische komme, täte sich nach jedem Esse und nach alle Viertele de Finger schlecke, un se sagt, bei uns werde de Zwetschge am frühesten reif un sind die dicksten."

Hier unterbricht der Professor empört: „Ja, bi Gott, henn ihr denn nix anders in de Köpf als Schischule, Suufe und Fresse? Habe ich euch Holzköpf nix gelehrt vom ersten deutschen Romanschreiber, Grimmelshausen, der zugleich Burgvogt, Gastwirt in Gaisbach und Bürgermeister von Renchen war? Der genialste Gastwirt, den's nur bi uns im Badische geben kann! Tausendsapperment — un wer war der Abraham a Sancta Clara un der Moscherosch un der Jörg Wickram von Burkheim un die wilde un süße Minnesänger un der Hebel, Kreuznochemol! Un de Hans Thoma als oberster Künstler und der Scheffel als Trompeter von Säkkinge un der Liederkomponist Kreuzter von Meßkirch — die sinn euch wohl net eingfalle? Un daß 's einzige Konzil in Deutschland auf badischem Bode in Konstanz vonstatten ging, wo man so unbadisch den Hus verbrannt hat — un daß Schillers Räuber nicht im deschpotischen Schwaben, sondern im liberalen Mannem uraufgeführt isch worde — un daß der Humanismus mit dem Pforzemer Reuchlin un in Freiburg mit dem Melanchthon seine Höhenflüge erreichte un dann in Basel, das noch badisch war derzumal? Tusignochemal! Euch kann man beibringe, was man will — wenn man's wieder höre möcht', bringt'ers aber alleweil nicht wieder bei! Uffstehe jetzt — un sage:

Fortsetzung Seite 466

Rede des Hebelpreisträgers

Adrien Finck, Strasbourg

Es war im November 1944. Französische Panzer fuhren durch ein Dorf im elsässischen Sundgau. Ein Junge stand da vor dem elterlichen Bauernhof. Die Familie hatte schwer unter der nationalsozialistischen Annexion leiden müssen, der zwangseingezogene Bruder war in Rußland vermißt. Da kam über die Lippen des Vierzehnjährigen so etwas wie ein Schwur: *Un jetz ke Wort meh Ditsch* . . . Ja, nach dem Erleben des Naziterrors, des Hitlerjugenddrills, wollte er nun kein Wort Deutsch mehr reden und hören . . .

Wie kam es dazu, daß er, jenem kindlichen Schwur untreu, sich später dem Studium der deutschen Sprache und Literatur widmete, daß er sogar Dichtungen in dieser Sprache schreibt und veröffentlicht, sich für die Erhaltung der alemannischen Mundart im Elsaß einsetzt, und daß er heute vor Ihnen steht, des Johann Peter Hebel-Preises für würdig befunden?

Meine Damen und Herren, verzeihen Sie mir, daß ich so weit zurückgreife! Das wäre eine lange, wohl auch eine allzu elsässische Geschichte, ich kann sie Ihnen jetzt nicht erzählen (ich habe sie mehrmals in meinen literarischen Versuchen erwähnt), nur einige Beweggründe und Erkenntnisse will ich kurz zusammenfassend hervorheben, insofern sie hier und heute uns alle angehen mögen.

Es war eine allmähliche, schwierige Bewußtwerdung, d. h. (wie ich das retrospektiv verstehe) zuerst einmal ein Bewußtwerden des Eigenen, und d. h. bei uns auch: eine Beschwörung der Gespenster elsässischer Vergangenheit, des Verdrängten, des durch die nationalen Vorurteile Verfälschten und den Völkerhaß Zerstörten. Es ging um eine Wiederherstellung des inneren Gleichgewichts durch eine Wiedergewinnung der deutschen Sprache. Es war ein zunehmend sich aufdrängendes Gefühl der Verantwortung: als Intellektueller, als Lehrer an der Straßburger Universität fühle ich mich verantwortlich für die elsässische Sprache und Kultur. In diesem Sinn habe ich mich seit den 80er Jahren für René Schickele eingesetzt, unseren gemeinsamen, so bedeutenden alemannisch-elsässischen Europäer, der als deutschsprachiger Autor im Elsaß tabu, als „Autonomist" verrufen war. Es war schon spät geworden. Ich wollte eigentlich bereits um 1960 meine Thèse de Doctorat d'Etat über Schickele schreiben, doch mein Doktorvater, der es gut mit mir meinte, riet damals ab, mahnte zur Vorsicht: „Pensez à votre carrière universitaire!" Ich befaßte mich darauf mit Georg Trakl, was ich ja gar nicht bereue, ganz im Gegenteil! kam aber erst im Laufe der 70er Jahre zur elsässischen Literatur. Es waren äußere und innere Hindernisse zu überwinden, und so kam es auch, daß ich erst spät begann, literarische Arbeiten zu veröffentlichen, obwohl ich schon immer „geschrieben" hatte, doch nicht ohne das elsässische Sprachproblem traumatisch zu erleben. Ganz besonders mit meinen Mundartdichtungen wollte und will ich ein Zeugnis ablegen und dazu beitragen, die ästhetischen Möglichkeiten einer Sprache zu beweisen, die lange aus der Schule ausgeschlossen, nur zu oft von der geistigen Elite verleugnet, höchstens als folkloristisches Reservat geduldet wurde. Einmal mußte es hervorbrechen: „Jetz red i in minra Sproch" . . . Dieser lange Weg einer elsässischen Bewußtwerdung wäre nicht möglich gewesen ohne Weg-Weiser. Da müßte ich nun eine Reihe von Lehrmeistern und Freunden dankbar erwähnen. Ich will hier und heute nur auf unseren Versuch zurückkommen, die Mund-

art im Elsaß zu retten, und zwar durch unser Engagement und unser Dichten. Wir bildeten nie eine feste Organisation, aber einen umso festeren Freundeskreis. Uns allen war *André Weckmann* vorangegangen, und es war ein denkwürdiger Tag, heute vor 16 Jahren, als *er* den Hebelpreis erhielt: Seine Rede war damals für uns ein Manifest der neuen engagierten Dialektpoesie, den Preis empfanden wir als Anerkennung dieser Renaissance. Und acht Jahre später: *Claude Vigée.* Ich stand damals schon vor Ihnen, ich durfte die Laudatio zu Ehren von Claude Vigée halten, seine kreative Treue zur Sprache des Ursprungs würdigen, sein unanfechtbares, unmißverständliches Beispiel. Heute fühle ich mich wiederum an dieser Stelle zu einer Rück- und Neubesinnung verpflichtet.

Seit den 70er Jahren ist mit einer Reihe von Dichtern, Liedermachern und Militanten eine „elsässische Bewegung" aufgetreten, die nicht rückwärts blickt (es gibt für uns kein Modell in der Vergangenheit), sich vom vergifteten „Volkstum"-Gedanken ausdrücklich und entschieden abgekehrt hat, auch kein „Alemannentum" predigt, nicht auf Gewalt basiert, sondern bedacht ist auf Verwurzelung *und* Weltoffenheit, genauer: Weltoffenheit *durch* Verwurzelung, auf Emanzipation, Mündigwerden, Aufklärung durch eine elsässische Pädagogik, wie sie André Weckmann forderte („Unsere Revolution, das ist die Pädagogik"), womit entscheidend das Schulproblem angegangen wird. Die seit den 80er Jahren zu verzeichnende elsässische Wende — Enttabuisierung der Mundart, „langue et culture régionales" in der Schule, Förderung des Deutschunterrichts — läßt sich nicht ohne diese Bewegung erklären. Haben wir dabei den „aufhaltsamen" Rückgang der Mundart verhindern können? Die Zahlen sind bekannt, erschrecken uns neuerdings: Noch etwa 70% der Erwachsenen, doch kaum 20% der Schulkinder können scheinbar noch mehr oder weniger Elsässerdeutsch, sehr unterschiedlich je nach Stadt und Land, und ebenso bekannt ist die Einwirkung sozialer und berufsbezogener Unterschiede. Die Experten errechnen mühelos „la fin du dialecte", und das betrifft uns alle, bedeutet für uns am Rhein: *die Grenze wächst!* sie wächst mit den Kindern im Elsaß! Der Rhein ist immer weniger eine politische und ökonomische Grenze, er wird immer mehr zur sprachlichen Grenze. Dieser *sozialen Abwertung* der Mundart haben wir jedenfalls die *poetische Aufwertung* entgegengesetzt. Wenn die Mundart nicht mehr „Realitäts"-Sprache ist, soll sie „Lust"-Sprache sein (ich denke dabei an die Freudsche Unterscheidung von „Realitäts"- und „Lustprinzip"), *„langue de plaisir"* habe ich sie genannt, und damit Sprache unserer Poesie (die Poesie entspricht dem „Lustprinzip"). Man möge dies nicht als *L'art pour l'art*-Prinzip auffassen, es geht um eine *Kunst zur Rettung der Sprache,* den Luxus des rein Schöngeistigen können wir uns im Elsaß nicht leisten, auch das Ästhetische wird in der bedrohten Sprachsituation zum Politikum. Dialektliteratur im Elsaß: *Literatur auf sprachlichem Trümmerfeld.* Aber sie blüht immer noch. M'r sin allawilnoch do.

Zugleich haben wir die Grenzen überwunden. Die mißverständliche „Alemannische Internationale" der frühen 70er Jahre — im Zeichen der ökologischen Solidaritätskundgebungen am Rhein, mit dem Treffen der Dichter, Liedermacher und Militanten im „Freundschaftshaus" — mußte wohl eine zeitgebunden „Idee" bleiben (präzise Ziele wurden erreicht, jedenfalls ist Wyhl nicht gebaut worden). Es gab dann z. B. die Reihe „Neue alemannische Mundartdichtung im einsatzbereiten Kehler Morstadt-Verlag (herausgegeben von meinem lieben Freund Raymond Matzen, den ich ebenfalls dankbar nennen möchte); es gibt immer noch als literarisches Forum die alemannische Zeitschrift „Allmende"; wir treffen uns immer wieder von Basel bis nach Karlsruhe (und zum Glück noch weiter) zu gemeinsamen Lesungen und Veranstaltungen. In diesen Zu-

sammenhängen darf ich die wesentliche Funktion des Hebelpreises hervorheben, der über die Staatsgrenzen hinaus greift, die Einheit des alemannischen Literaturraums anerkennt. Es ist für unsere Literatur lebensnotwendig, eine gemeinsame, größere Leserschaft zu gewinnen, neue Zusammenhänge herbeizuführen im Sinne einer Entprovinzialisierung ohne Verlust der eigenen Sprachverwurzelung. Die geographisch-ökonomische Realität setzt sich grenzüberschreitend durch, aber sprachlich-kulturell bestehen weiterhin Hemmungen. Der alemannische Literaturraum: weniger etwas Gegebenes als etwas, das noch zu gründen ist, und zwar als offener Raum der sprachlichen Begegnung, was zugleich bedeuten soll: Sprachoffenheit, Vermittlung, Austausch. *Eine postnationale Euro-Region.* Grenzenlos. In diesem Sinn (und ich betone es: nur in diesem Sinn) möchte ich als Elsässer darauf hindeuten, daß die Bundesrepublik keine Hemmungen mehr haben soll, die deutsche Sprache im Elsaß zu fördern, in der Schule (durch Einsatz und Austausch von Lehrkräften) wie im Literatur- und Kulturleben. Ich habe das schon einmal öffentlich gesagt, es ist mir bei uns vorgeworfen worden, ich wiederhole es hier und heute. Ängstliches Verschweigen oder scheue Zurückhaltung sind Zeichen eines Rests von „unbewältigter Vergangenheit".

Dabei soll hervorgehoben werden (wir haben bei unseren alemannischen Freunden nicht immer Verständnis dafür gefunden), daß wir im Elsaß die Mundart nicht im Gegensatz zum Hochdeutschen auffassen, wir wollen sie ja auch nicht dem Französischen entgegen stellen. Ihre Funktion ist eine andere, eigentlich eine doppelte: *Ausdruck des Eigenen* — in der poetischen Sprache soll das Kreative dieses Ausdrucks erhalten bleiben — und *Zugang zum Hochdeutschen,* denn nur von der Mundart aus ergibt sich für uns dieser natürliche Zugang, ohne die Mundart ist Deutsch im Elsaß wirklich Fremdsprache. Die Trennung von „dialecte" und „allemand" (wobei die alte Bezeichnung „Elsasserditsch" verdrängt wurde) war eine Strategie der Assimilation, führt zur Isolierung und Archaisierung, schließlich zur Verkümmerung. Traditionell meinten Dialektologen, die von der Hochsprache isolierte Mundart würde „reiner" erhalten bleiben in ihren spezifischen Aspekten; die elsässische Realität (durch politische und gesellschaftliche Faktoren bestimmt) beweist deutlich genug die negativen Auswirkungen in einem elsässisch-französischen Mischmasch („code switching", wie die Linguisten sagen, nicht als Zeichen sprachlicher Mobilität, sondern der Sprachnot, der Sprachlosigkeit). So lautet unsere Definition der „langue régionale": *Elsässerdeutsch und Hochdeutsch.* Dies ist nun von der Schulbehörde anerkannt, so von Recteur Pierre Deyon, 1985, in jenem denkwürdigen Satz: „Il n'existe en effet qu'une seule définition scientifiquement correce de la langue régionale en Alsace, ce sont les dialectes alsaciens dont l'expression écrite est l'allemand". Doch müssen wir bei uns immer wieder daran erinnern, daß Deutsch in dieser doppelten Form nicht bloß „Sprache der Nachbarn" ist, sondern (was im offiziellen Gerede bis auf deutsch-französischem Kulturgipfel gern vergessen wird) *Sprache des Landes.* Davon zeugt unsere Literatur in der Vergangenheit und bis in die Gegenwart. Es ist bemerkenswert, daß die Renaissance der elsässischen Dialektpoesie auch zur Erneuerung der hochdeutschen Literatur führte mit dem Ziel, ein *anderes Deutsch* zu schreiben, in lebendiger Verbindung mit der angestammten Mundart, im Ausdruck der besonderen Situation und der angestrebten deutsch-französischen Zweisprachigkeit.

Darf ich nun als Elsässer zu all dem Gesagten auf Johann Peter Hebel zurückgreifen?

Ich möchte hier nicht (wie das klassische Sprichwort sagt) Eulen nach Athen tragen. Awer i mächt noch in minra (unsra) Sproch a Wort iwer *unser* liawa Hüsfrind sàga, un do kà n i uf a Kindheitserinnerung z'ruckgriffa: s isch fir mich a wia n a Liachtblick üs saller

schwara Kriagszit. M'r han in unsrem elsassischa Sundgàidorf a Zitlàng a Schüalmeischter g'hà, wu (so vill às i weiß) üs d'r Lörràcher Gegend kumma ni isch, un bi dam hà n i sallamols a Gedicht vom Hebel g'lehrt un bim Schüalfascht ufg'sait. As sin dia bekànnta Varsla g'sii, wu n i sidderhar niameh vergassa hà:

„Na Gsàng in Ehra,
wer will's verwehra?

Singt 's Tiarla nit in Hurscht un Nàscht" . . .

Ja, so klang, so klingt diese „Freude in Ehren" in *meiner* alemannischen Mundart. Wenn ich diese Verse aus der Kindheit auch nicht mehr vergaß, so blieb mir jedoch das Werk Hebels allzulang unbekannt, der Zugang blieb verschüttet durch jene Verdrängung des Deutschen (nach dem traumatischen Erleben der Nazizeit und dem dadurch ermöglichten Erfolg der „politique d'assimilation"), durch die Verachtung der Mundart, so wie sie uns durch die französische Schule eingeimpft wurde. Allzulang habe auch ich gemeint, Hebel und Mundartdichtung sei doch nur Folklore in abwertender Bedeutung. Ich hatte ja nicht wie heute, staunend und ergriffen, jenes „Gespräch auf der Straße nach Basel zwischen Steinen und Brombach in der Nacht" gelesen, wir kannten ja nicht einmal unseren Nathan Katz. Wenn ich selber damals schon Mundartgedichte wagte, so aus innerem Zwang („Singt 's Tiarla nit in Hurscht un Nàchscht"), jedoch verborgen und nicht ohne Scham über eine Sprache, die keine war. Von diesem Nullpunkt mußte der junge Elsässer ausgehen. Uns hat man ihn lange verwehrt, den „Gsàng in Ehra" der eigenen Sprache. Auch bis zu Hebel war es ein langer Weg. Doch auch da gab es Weg-Weiser, einen elsässischen Hebelpreisträger: Robert Minder, der mit intellektueller Brillanz das für uns verdunkelte Hebelbild aufklärte, den fortschrittsfreundlichen Humanisten und Pädagogen hervorkehrte; allerdings stand Minder weiterhin jedem Engagement für den elsässischen Dialekt fremd oder argwöhnisch gegenüber. Seither brachte die neue elsässische Bewegung eine progressive Sicht, die sich von solchen Hemmungen befreien konnte (André Weckmanns Hebelrede 1976 hat dazu entscheidend beigetragen). Es ist uns klar geworden, daß Hochsprache und Assimilation im Zeichen des sogenannten „Fortschritts" nicht emanzipierend wirken, wenn dies auf Verdrängung des Eigenen beruht, daß ein *anderer* Weg zu einem *anderen* Humanismus gefunden werden muß, durch eine *andere* Pädagogik, ausgehend vom Eigenen, von der endlich anerkannten *eigenen Sprache.*

„Hilf dü uns jetz
Müadersproch
àss m'r d'r richtiga Wag finda z' d'r
Brüadersproch".

Wir müssen den Traditionsbruch verhindern, der immer einen kulturellen Einbruch bedeutet, individuelle und kollektive Störungen der Psyche hervorruft, aber wir wollen uns ja nicht in einem „Schnokaloch" zwischen Vogesen und Rhein auf das Ur- und Nur-Elsässische zurückziehen, sondern auf der Basis unserer Mundart im Volk die Zweisprachigkeit ermöglichen, den Dialog am Rhein, die deutsch-französische Europabrücke, und wir möchten das Projekt sogar ausweiten zur *Bilingua-Zone* auf beiden Seiten des Rheins . . .

Unser lieber Hausfreund gibt uns auf seine bescheidene und umso überzeugendere Art das literarisch-pädagogische Beispiel einer kreativen Verbindung des *Partikularen* und *Universalen:* Mundart *und* Hochsprache, Volksmäßiges *und* Kunstmäßiges, Lehrhaftes, Volksaufklärung *und* Mundart als Lustsprache, „Schatzkästlein des rheinischen Hausfreunds" *und* Weltliteratur, übersetzt bis in die Sprache des fernen Ostens.

So war es für den jungen Elsässer der Nachkriegszeit ein langer Weg zu Hebel. Sind wir angekommen? Wie es so oft und gern im „Schatzkästlein" heißt: „Die Fortsetzung folgt". Ich empfinde den Johann Peter Hebel-Preis als Verpflichtung zum Weiterwirken auf dem Feld unserer grenzüberschreitenden Kul-

turarbeit, d. h. (ich wiederhole es) zugleich zur Rettung der Mundart im Elsaß, unserer gemeinsamen Sprache am Oberrhein. *Villicht wird unsra Sproch vo ihra Dichter g'retta?* Und ich darf abschließend, nochmals die Bedeutung der Hebelpreisverleihung in elsässischer Perspektive betonend, ein Goethezitat hinzufügen (das würde doch unseren Vater Hebel erfreuen!): *Villicht wird unsra Sproch vo ihra Dichter g'retta . . . „Und ihr könnt sagen, ihr seid dabei gewesen" . . .*

Mein Herzdank gilt André Weckmann für die brüderlich phantasievolle Laudatio (auch d'r Lalune und König Friedolin bedanken sich); der Elsässer dankt der Jury, die sich mit seinem schwierigen Fall auseinandersetzen mußte, dem Land Baden-Württemberg, der „ehrsamen Gemeinde Hausen im Wiesental" für diese einzigartige Verbindung von Literaturpreis und Volksfest. Ich danke Ihnen allen. Oder wie man auf gut elsässisch sagt: Merci.

Fortsetzung von Seite 460

wir läbe im Musterländle!" (Alle erheben sich und sagen es.) „Danke! Nu goht heim un grüßt Mudder un Vadder, un se solle euch net so viel dumm's Zeugs vorrede."

Inwieweit mein Tischgenosse nun Wahrheit mit Dichtung mischte, weiß ich nicht zu sagen. Da er aber selbst längst ein „Professor der Zoologie" ist — womit er die Volkskunde meint, dabei tiefgründig blinzelnd —, so wollen wir ihm diese kleine selbsterlebte Szene gerne abnehmen.

„Und horch", sagt er, „die Fasnet hat der Wohleb ganz unterschlagen gehabt. Dabei gibts nur eine Fasnet auf der Welt, das ist die alemannische. Alles Gemisch-Gemasch und Firlefanz, was in den Großstädten tollt, ist Fasching oder Karneval, vom Rheinland exportiert bis Rio und zurückimportiert bis München. De Fasnet geht still vor sich. Sie hockt den Alemannen im Blut, sie ist eine ernste Sach mit'nem Schuß Aberglauben und Hexerei, sie gehört zum Jahresablauf wie Weihnacht und Ostern, sie hat ihre eigenen Gesetze, sie trägt sozusagen die Handschrift einer Urgewalt. Am Schmotzigen Dunschtig geht's los (Donnerstag vor Fasnet); freilich erst in Mutters Küch: Sie backt die Fasnetküchle in „Schmutz" oder „Schmotz", de Fremde sage Schmalz dazu. Nu beginnt's im Blut zu rumoren, so wie in der Erde die ersten Geister des Vorfrühlings den Winter überrumpeln, so wird's in den Familien kribbelig, und's kruschelt in den Köpfen. Jo, bi Gott — d'Narre sin mengmol g'scheiter wie d'andre Leut! Taglang von Dunschtigmittag bis Aschermittwoch lassen se jetzt de Luft von dem 'naus, was sich's Jahr über angestaut hat. Kei Bürgermeischter, kei Pfarrer, kei Staatsanwalt, kei Polizischt darf da einschreite! Zudem erkennt einer den andern nicht, denn sie sind alle vermummt und „schnurre" sich manch Geheimnis ins Ohr, wovon der Nachbar gemeint hat, der andre Nachbar tät net wisse, daß der Nachbar alles weiß. Un nu tolle se herum, von Konstanz bis Überlingen, von Stockach bis Villingen, von Freiburg bis Offenburg, von Elzach bis Wolfach. Die hölzerne „Schemme" vorm Gesicht, das „Fleckle-" oder „Blätzlehäs" am Leib, die feuerroten oder bunten Stoffzottelgewänder, die von Ort zu Ort anders sind. Mit de „Sublodere", die Schweinsblas' schlagen die Schuddige aufs Pflaster, so wie die Schnabelgiere in Überlingen mit Stoffrüssel un Karbatsche um sich knallen. Dann sind da die barocken pausbäckigen Hansele, die Stachi — und wenn's recht, „d'rgege goht", die Staufener und Offenburger Hex'. Überall klingelt das Geschell am Blätz, wo gehüpft wird und gesprunge, und de Tschättermusik läßt einem das Trommelfell platzen. — „Siehgsch", seufzt mein Professor beim nächsten Schlochzer, „und mit so emme Bestiarium muß ich mich mein Leben lang herumschlage un de Studente vorsinge, ‚Hoorig, hoorig isch de Katz' — oder wie die Wolfacher, wenn de Fasnet ihnen das Geld verschluckt hat, bei der Beutelwäsch: ‚Hättsch di Mul mit Wasser g'riebe, wär dir s'Geld im Beutel bliebe' — wobei echte Tränen aus den weinroten Augen tropfen."

Als mein Stammtischfreund auf die farbigen alemannischen Trachtenbilder an der Holzwand wies, kamen dem Volkskundler beinahe ebenso echte Tränen. „Wo siehgscht so ebbes Schön's heut noch? Vom Hotzenwald über St. Märgen, von Villingen und vom Gutach- bis ins Kinzigtal habe se ihre kostbare Trachte geehrt, de Kinder un de Eltern, de Fraue un Männer. Und nun? Bei de Verkehrsämter uff de Plakate — de rote Bollehüt' als Schwarzwälder Etikett uff jede Chriesiwässerli-Flasch un bei de badische Weinwerbung, un de Maidle beim Werbefeldzug in Amschterdam un bei de Preuße. Bi uns trage se die Trachte nur noch an Fronleichnam, manchmal zu Hochzite und manchmal, wenn die Urgroßmudder de Hundertste feiert. G'nau so ist's mit unsre Kuckucksuhre — ‚Coo-Coo-Clocks' steht an de Schaufenster, alles machet de Industrie. Proscht! Un jetzt gange mer!" Beim letzten Händedruck flüstert er: „Aber so guet wie unsre badische Industrie machet es kei andre, nit emol de Schwabe."

Was gäbe es an dieser Überzeugung herumzudoktern? Sie ist ebenso badisch-alemannisch treuherzig wie knitz. Auch der Schwabe Julius Weber sagt, selbst wenn die Alemannen einmal „stichlich" reden: „Mit sellen hots koi Gfohr!" Auf hochdeutsch: Sie möchten in Frieden leben und genießen, und allen übrigen Menschen auf der Welt — wie Johann Peter Hebel es wünschte — soll's „glicherwis vo Herze guet" gehn.

Georg Richter

Aus: Kulinarische Streifzüge durch Baden, sigloch edition, 1982

Wir weisen empfehlend auf die schön ausgestattete Publikation hin

Die Herkunft der Grafen von Oberndorff

Meinhold Lurz, Heidelberg

Zu den mächtigsten und reichsten kurpfälzer Familien des späten 18. Jahrhunderts gehörten die Grafen von Oberndorff. Im Jahr 1773 wurde Franz Albert von Oberndorff kurpfälzer Minister. Als 1778 Kurfürst Carl Theodor nach München übersiedelte und die Herrschaft in Bayern antrat, rückte sein alter Jugendfreund Oberndorff in die Rolle des ranghöchsten Ministers der Kurpfalz vor, der den Kurfürsten in der Pfalz vertrat. Sein Karriereknick kam erst im Jahr 1795, als ihm die Übergabe von Mannheim an die Franzosen angelastet wurde. Zu unrecht übrigens, denn der Kurfürst hatte es trotz Oberndorffs Drängen vermieden, ihm klare Anweisungen für den Ernstfall einer Belagerung zu geben. Oberndorff mußte seinen Kopf für den Kurfürsten hinhalten.

Trotz Oberndorffs überragender Bedeutung im späten 18. Jahrhundert gibt es über ihn so wenig gründliche Untersuchungen, wie über seine Ministerkollegen am Mannheimer Hof, die Castell, Sussmann, Stengel, Metting, Hompesch-Bellheim, Goltstein und wie sie sonst alle hießen. Ein weites Feld der Forschung tut sich auf. Bislang noch wird die Geschichte der Kurpfalz einseitig unter dem Etikett des Kurfürsten abgehandelt.

Der folgende kurze Aufsatz behandelt nur einen Aspekt in der Geschichte der Grafen von Oberndorff (1890: Erhebung in den Reichsgrafenstand), ihre Herkunft aus der Oberpfalz.

„Diese vornehme, alt adeliche Stifts- und Turniermässiche Ritterbürtige Familie gehörte schon im Mitelalter zu den berühmtesten in der obern Pfalz", stellte ein anonymer Verfasser in einer „Geschichte der Oberndorffischen Familie" fest, die sich im gräflichen Archiv befindet. Das gräfliche Archiv wiederum ist derzeit als Depositum im Generallandesarchiv Karlsruhe unter den Adelsnachlässen (69 v. Oberndorff) gelagert.

Die zitierte Familiengeschichte entstand im späten 18. Jahrhundert. Möglicherweise stammt sie von Joseph Adam von Oberndorff, einem jüngeren Bruder des kurpfälzer Ministers Franz Albert (vgl. unser Bild). Der Verfasser fährt fort, daß die Oberndorffs von einem längst zerfallenen Schloß in der Oberpfalz herstammen, bei dem es ein Dorf gleichen Namens gab. Es lag unfern von Bayreuth in der Gegend zwischen Kemnath und Neustadt, bei Mockersdorf. In Mockersdorf hatte der Autor einen Wappenschild der Oberndorffs mit der charakteristischen haspelnden Nonne und der Jahreszahl „1464" gefunden.

Über die noch ältere Familiengeschichte berichtet der Geschichtsschreiber Johannes Aventinus im Jahr 1622, daß am Vorabend der Schlacht bei Ampfing 1322 ein Conrad Oberndorffer zum Ritter geschlagen worden sei. Den Ritterschlag nahm der Erzbischof von Salzburg vor. Da der Ritter nach damaligem Brauch vermutlich bereits 50 Jahre alt war, vermutete unser zuvor zitierter anonymer Geschichtsschreiber, er müsse um 1272 geboren sein. Und ferner im Mittelalter ein Ritter vier adlige Ahnen nachweisen mußte, die einen Zeitraum von 100 bis 150 Jahren ausfüllen, müssen die Vorfahren des Conrad Oberndorffer schon zu Beginn des 12. Jahrhunderts adlig gewesen sein.

Diese Vermutung wird durch das „Neue allgemeine Deutsche Adels-Lexikon" von 1865 bestätigt: „Nach den Monumentis boicis treten Conrad de Oberndorff 1150, Rapoto 1180, Berthold 1224 und Otto de Oberndorff 1243 urkundlich auf". Ein Asmus von

Oberndorff besiegelte 1420 zu Aichach unter Pfalzgraf Ludwig den 27. Bayerischen Freiheitsbrief.

Die Lehensgüter zu Neustadt, zwischen den beiden Kulmen und in Mockersdorf blieben bis 1385 im Besitz eines Friedrich Oberndorffer. Dann verkaufte er sie an die beiden Burggrafen Friedrich den Älteren und den Jüngeren in Nürnberg. Diese hatten im Jahr 1370 von Kaiser Karl IV. die Erlaubnis erhalten, zwischen den beiden Kulmen eine Stadt mit dem Namen Neustadt zu bauen.

Die Herrn von Oberndorff besuchten im 13., 14. und 15. Jahrhundert mehrere Turniere, über die der anfangs zitierte Anonymus des späten 18. Jahrhunderts berichtete: „Im Jahr 1335 erschien einer auf dem 14ten zu Würzburg, 1384 einer auf dem 15ten, 1396 einer auf dem 22ten, 1412 einer auf dem 25ten zu Regensburg, und 1436 noch einer auf dem 26ten zu Stuttgard.

In Mockersdorf stand noch 1653 im Pfarrhof eine Zentscheune. Auf einem ihrer Steine war der Name Oberndorff zu lesen, außerdem das erwähnte Wappen mit der haspelnden Nonne abgebildet. Da die Zentscheune im 15. Jahrhundert von dem Mockersdorfer Pfarrer Johann Hacker errichtet wurde, vermutete Lambert Graf Oberndorff in einer Veröffentlichung des Jahrs 1911, daß die Mutter des Pfarrers eine Geborene von Oberndorff war.

Die historisch begründete Familienforschung der Oberndorffs setzte im Jahr 1777 ein. Damals unternahm Joseph Adam Freiherr v. Oberndorff eine viertägige Reise in die Oberpfalz. Im Anschluß daran verfaßte er einen Bericht, der sich im gräflichen Archiv befindet. Danach gehörte der kleine oder schlechte Kulm — ein Berg in der Nähe von Bayreuth — im Mittelalter einem Mitglied seiner Familie. Unter den Gütern der Oberndorffs handelte es sich um den einzigen Besitz auf einem Berg, auf den man sich zu Schutz und Sicherheit zurückziehen konnte. Benachbart lag auf dem großen oder rauhen Kulm der Besitz des Albert Achill von Brandenburg. Als dessen Burg durch Verrat an die Burggrafen von Nürnberg fiel, griff er die Oberndorffs an und eroberte ihren Besitz. Im Gegenzug halfen nun die Nürnberger den Oberndorffs, ihre Burg wiederzugewinnen. Dafür aber verlangten sie als Gegenleistung einen Teil der Güter. Dieser Verlust traf die Oberndorffs schmerzlich, da sie bei ähnlichen Anlässen bereits weitere Teile ihres Besitzes verloren hatten. Am Ende des Mittelalters waren sie „mitellos und entkräftet". Um wenigstens ihren Adelsrang behalten zu können, entschlossen sich einige Familienmitglieder zum Militärdienst. Andere verzichteten auf den Adel, verkauften ihn und nahmen den bürgerlichen Stand an. Infolge dessen fand Joseph Adam von Oberndorff bei seiner Reise des Jahrs 1777 bei mehreren bürgerlichen Familien Name und Wappen der Oberndorffs wieder.

Der Name „Oberndorff" geht auf das erwähnte Dorf zurück, das zwischen Mockersdrof und Kemnath liegt. Joseph Adam von Oberndorff berichtete darüber mit Stolz: „sothannes Dorf ist umso gewisser ein der ältesten dortigen Ortschaften, als nit nur die in solchen bestehendte Kirchen für die ältiste Pfarrkirchen der dortigen Gegendten anerkannt, sonderen besagtes Dorf auch viele Jahr vor Erbauung der Stadt Kemnath umso mehr bestanden müsse haben, je ohnwidersprechlicher es ist, das die dermahlige Stadt Pfare zu Kennath nachhin von dorther ihren Ursprung erst erhalten habe, obbemeltes Dorf solte gleich vorbemerckten und mehrer übrigen von denen von Oberndorff in denen alten Zeiten besessen worden seyn . . .". In einem Gemäuer mit Gewölbe, das nur wenige Schritte neben der Kirche des Dorfs Oberndorff lag, vermutete Joseph Adam von Oberndorff den Rest des Wohnsitzes seiner Vorfahren.

Urkunden und andere literarische Quellen entdeckte der Familienforscher in „Sprinshart", das „nur eine kleine Stund" von Kemnath entfernt nach Bayreuth zu liegt. Er

sprach dort mit einem Geistlichen, der ihm bestätigte, daß er den Namen der Familie Oberndorff in seinem Pfarrarchiv schon mehrfach gelesen hatte.
Ferner brachte Joseph Adam von Oberndorff in Erfahrung, daß die Stadt Nürnberg einst der Familie von Oberndorff alljährlich eine bestimmte Summe Gelds zahlen mußte. Ob diese von einem lange zuvor angelegten Kapital stammte, oder von Gütern, die die Burgherrn von Nürnberg im Mittelalter an sich gebracht hatten, oder ob sonst ein Grund bestand, konnte er nicht mehr feststellen.
Mit diesen Ergebnissen hatte im Jahr 1777 die historische Forschung über die Herkunft und Geschichte der Familie von Oberndorff begonnen. Auf sicherem Boden stand sie jedoch erst über 100 Jahre später, als ein Stammbaum erstellt wurde. In der Stammtafel des Adels im Großherzogtum Baden, die E. von der Becke-Klüchtzner im Jahr 1886 veröffentlichte, heißt es über die weitere Entwicklung:
„Ende des 17. Jahrhunderts wurde die Familie in den südlichen Theil der oberen Pfalz verpflanzt, indem dieselbe durch die Heirath Wolf Peters Freiherrn von Oberndorff mit einer Freiin von Gobel zu Hofgiebing das Gut Regendorf im Pfalzneuburgischen unweit Regenburg erwarb, das von nun an Familiensitz wurde; hierzu kamen im Laufe der Zeit noch mehrere Güter in der Umgegend, als: Loch,Wolfsegg usw. Im heutigen Großherzogthum Baden tritt die Familie erst seit Mitte des vorigen Jahrhunderts auf, indem der Kurpfalz-bayerische Staatsminister Reichsgraf Franz Albert von Oberndorff zu jener Zeit Neckarhausen und eine Reihe von Gütern in der untern Pfalz erwarb, wodurch das Geschlcht auch in die Reichsritterschaft am Mittelrhein aufgenommen wurde".
Tatsächlich läßt sich die direkte Linie der Freiherrn von Oberndorff — erst ab 1790 Reichsgrafen — bis in das 16. Jahrhundert zurückverfolgen. Etwa zwischen 1520 und 1580 lebte ein Wilhelm von Oberndorff und

Nikolaus Rüdersheim, Portrait Joseph Adam von Oberndorff. Öl auf Leinwand, ohne Datum (spätes 18. Jh.). Schloß Neckarhausen. Foto: M. Lurz

Mockersdorf. Er war mit Eva von Fronhofen verheiratet. Beider Sohn war Johann Georg, der Maria Christina Zorn von Bulach heiratete. Aus der Ehe ging der schon erwähnte Wolf Peter Freiherr von Oberndorff hervor. Er lebte etwa von 1630 bis 1704 und stand erst in bayrischen, dann in venetianischen Militärdiensten. Als Verwundeter gefangen genommen, wurde er zeitweise in Tripolis als Sklave gehalten. Nach Auswechslung und Rückkehr avancierte er zum Bambergischen Rat, Kriegskommissar und Kommandant zu Forchheim. Am Ende seines Lebens war er kurbayrischer Hofkammer- und Kriegsrat und Obrist zu Pferd in München.
Dieser Wolf Peter von Oberndorff war dreimal verheiratet. Aus seiner zweiten Ehe stammte Philipp Anton Leopold auf Regendorf, Wolfsegg, Loch und Hörmanndorf (1675—1770). Zu den Stationen seiner Karriere gehörten: Kurpfälzischer Kämmerer und adliger Geheimrat in Mannheim, an-

schließend Pfleger zu Laaber und Lupburg, dann Landstand und Landschaftskommissar des Herzogtums Neuburg. Aus seiner zweiten Ehe mit Maria Anna Susanna Freiin von Stingelheim gingen acht Kinder hervor. Das zweite war der spätere Minister und Reichsgraf Franz Albert, der 1777 das Gut in Neckarhausen kaufte.

Eine weitere wichtige Geschichtsquelle über die Oberndorffs bilden die „Chur-Pfältzischen Staats- und Stands-Calender" des Mannheimer Hofs. Darin wird der erwähnte Philipp Anton Leopold von Oberndorff für das Jahr 1734 als „Cämmerer" im „Obrist-Cämmerer-Stab" geführt. Bis 1748 stieg er in den Rang eines Regierungsrats in der Pfalz-Neuburgischen Regierung auf. Als solcher führte er den Titel eines Geheimrats. Drei seiner Kinder brachte er in guten Positionen unter. Franz Albert war 1747 im Alter von 27 Jahren „würcklicher Regierungs- und Ober-Appellations-Gerichts-Rath". Sein Bruder Ignaz wurde im gleichen Jahr 1747 zum Rittmeister und ersten Stallmeister der kurfürstlichen Leibgarde zu Pferd erhoben. Der Bruder Joseph — unser Familienforscher — war Kammerknabe bei Prinz Friedrich von Zweibrücken.

Am Mannheimer Hof begann aber auch der Neffe des Ministers, sein Erbe und erster Stammgutinhaber in Neckarhausen, Christian Joseph, seine Laufbahn. Er war 1795 kurfürstlicher Kämmerer und wirklicher Regierungs-, Hofgerichts- und Hofkammerrat in Mannheim, ehe er sich 1799 zur Verwaltung der reichhaltigen Güter vom Hof zurückzog. Die meiste Zeit seines Lebens verbrachte er in Mannheim und Laumersheim (Verbandsgemeinde Grünstadt-Land). Begraben aber wurde er wie der Minister Franz Albert in der katholischen Kirche von Neckarhausen. Die nachfolgenden Generationen residierten bis heute in Neckarhausen.

Tuniberg

Carlheinz Gräter, Bad Mergentheim

Der Tuniberg ragt als langgestreckte Kalkscholle westlich von Freiburg unvermutet aus der Oberrheinebene auf. Wie der benachbarte Kaiserstuhl wird der zehn Kilometer lange, vier Kilometer breite Höhenrücken wuchtig von Löß ummantelt. Unter den sieben Dörfern am Saum des Tunibergs galt der Marktflecken Merdingen immer als heimliche kleine Kapitale. 2400 Einwohner zählt der Ort, geschart um die Rokokokirche, die Kaspar Bagnato für den Deutschen Orden erbaut hat. Überm Westportal dieses Merdinger Kirchenglorias lächelt eine klassisch schöne Immaculata des Bildhauers Wentzinger. Die farbig musizierende Innenausstattung schufen so bekannte Künstler des oberrheinischen Barock wie Joseph Anton Feuchtmayr, Franz Joseph Spiegler, Simon Göser.

Fachwerk durchwärmt den blitzsauberen Ort. Torreliefs aus drei Jahrhunderten mit Pflugschar, Sech und Rebmesser verraten, daß hier Ackerbau und Winzerhandwerk regierten. Auf einer sandsteinroten Brunnensäule wacht St. Wendelin. Nirgendwo grünt die Hauswurz üppiger als hier. Efeu umarmt Mauern und Dächer. Rosen und Oleander, Spalierobst und der Weinstock am Haus begegnen einem auf Schritt und Tritt.

1974 hatte der Gemeinderat einstimmig beschlossen, die dörfliche Eigenart zu erhalten, Wachstum um jeden Preis zu vermeiden. Die historische Bausubstanz wurde sorgsam saniert. Darüber hinaus wurde, ebenso einstimmig, ein Biotopvernetzungsplan für die gesamte Gemarkung erstellt. Im und ums Dorf pflanzte man tausende junger Bäume. In der Müllvermeidungsstatistik des Landkreises Breisgau-Hochschwarzwald steht Merdingen an der Spitze. Landesweit bekannt wurde das Merdinger Modell der „Müllfreien Schule". Landesnaturschutzpreis, Europäischer Umweltpreis, die einzige Bundesgoldmedaille für Baden-Württemberg im Wettbewerb „Unser Dorf soll schöner werden" haben diese Bemühungen honoriert.

Von den 1000 Hektar Rebland am Tuniberg liegt allein ein Viertel auf Merdinger Gemarkung. Zwei Drittel der Weinberge sind hier mit Blauem Spätburgunder bestockt, in den Rest teilen sich Müller-Thurgau, Ruländer, Muskateller und Gewürztraminer. Seit 1961 liefern die 500 Mitglieder der Winzergenossenschaft voll an den Badischen Winzerkeller, die Zentralkellerei Badischer Winzergenossenschaften in Breisach, an. Das gilt auch für die übrigen Weinorte am Tuniberg.

Als sich 1991 der Tuniberg vom Kaiserstuhl löste und als Weinbaubereich selbständig machte, konnte der Herbst dieses Jahrgangs erstmals eigenständig statistisch ausgewiesen werden. Dabei gab es eine kleine Sensation. Unter allen Bereichen des Weinlandes Baden, vom Bodensee bis zum Taubergrund, verzeichnete der jüngste Bereich, der Tuniberg, den niedrigsten Mengenertrag je Hektar, das höchste Durchschnittsmostgewicht sowie den höchsten Anteil an Prädikatsweinen. Dies war die Konsequenz eines strikt naturnahen Weinbaus, mit Verzicht auf Insektizide, Akarizide und Herbizide, mit rigorosem Anschnitt sowie enormen Investitionskosten für Spezialgeräte. Die Winzer vom Tuniberg

machten Ernst mit ihrer Devise vom Musterweingarten Badens.

In diese Situation schlug Anfang Oktober 1991 wie eine Bombe die Nachricht ein, daß auf Merdinger und Waltershofener Gemarkung, mitten im Rebgelände, eine gigantische Mülldeponie geplant wird. Von 50 bis 78 Hektar Landbedarf ist die Rede. Der Müllberg, geplant sind 13 bis 20 Millionen Kubikmeter, würde an dieser Stelle den Tuniberg schließlich um 60 Meter überragen.

Träger des Projekts ist ein regionaler Zweckverband für eine Biologisch-mechanische Abfallbehandlungsanlage. Geplant sind zwei vorerst noch getrennte Anlagen: eine Rohmülldeponie, in der das anfallende Material vorbehandelt und zerkleinert wird, sowie eine Rottedeponie, für die man den Standort Tiefental im Löß zwischen Merdingen und Waltershofen favorisiert. Der Inhalt des im Endstadium 325 Meter hohen Müllmonsters: Hausmüll, Sperrmüll, Abfälle aus Gärten, Parks und Märkten, Straßenkehricht, hausmüllähnliche Gewerbeabfälle, Rückstände aus der Aufbereitung von Baurestestoffen, Klärschlamm . . .

Ähnliche Deponiepläne hatte es schon in den achtziger Jahren gegeben, bis dann die Landesregierung eine „Müllkrone am Tuniberg" als „definitiv beerdigt" erklärte. Unabhängig davon hatten sich zumindest die vier nach Freiburg eingemeindeten Tuniberg-Orte Waltershofen, Opfingen, Tiengen und Munzingen sicher gewähnt. In den Eingemeindungsverträgen war ihnen 1972 versichert worden, daß die Stadt Freiburg dort weder einen Flughafen, noch eine Mülldeponie noch irgendeine Müllverwertungsanlage errichten werde.

Nun wird juristisch spitzfindig argumentiert, daß ja nicht die Stadt Freiburg, sondern der regionale Abfallzweckverband dort eine Deponie plane. Nur daß dieser Zweckverband allein aus dem Stadtkreis Freiburg und dem Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald besteht. Die Menschen am Tuniberg fühlen sich von ihren Politikern schlicht betrogen. Fast jedes Auto, jeder Traktor trägt hier inzwischen den Aufkleber: „Tuniberg Mülldeponie — NIE". Der Schlachtruf „Wyhl, Wackersdorf, Waltershofen!" geht um.

Der Merdinger Bürgermeister Adolf Schopp meint: „Ganz abgesehen von vielerlei vordergründig sachlichen Einwänden ist es für uns einfach unbegreiflich, wie man so etwas überhaupt erwägen kann. Es ist doch ein gewaltiger Unterschied, ob für eine solche Riesendeponie ein Maisacker oder ein Waldstück beansprucht wird oder ein hochsensibles Gelände für Sonderkulturen wie Obst, Spargel, Gemüse und Wein. Brot, Milch und andere landwirtschaftliche Produkte sind anonym. Aber auf jeder Weinflasche vom Tuniberg steht der genaue Absender. Der Imageverlust für unseren jungen Weinbaubereich wäre verheerend."

Schopp und sein Gemeinderat haben sich in Müllfragen inzwischen kundig gemacht und eine ganze Liste von Argumenten und Bedenken gegen den Standort zusammengetragen, der unmittelbar neben der besten Merdinger Spätburgunderlage Bühl liegt.

Das für die Rebe wichtige Kleinklima wäre durch die Umkehrung des Geländereliefs, den mehr als 300 Meter hohen Müllkegel gestört; Gutachten bestätigen, daß „Emissionen über den Luftpfad", also Gerüche, Stäube, Deponiegase nicht auszuschließen sind und die Weinbeeren bis zur Vollreife durch gasförmige Emissionen geschmacklich beeinträchtigt werden; ein Abbau der Schwermetalle im Boden ist grundsätzlich unmöglich; unter dem großporigen Löß mit hoher Wasseraufnahmefähigkeit, der unter dem Druck des Müllberges auseinanderfließen würde, gibt es höchstwahrscheinlich keine tragfähigen, stauenden Tonschichten, sondern nur Lehm Fächer von Schwemmlöß und grundwasserträchtige Kieslager. Fazit: „Eine Mülldeponie im Löß ist unkalkulierbar wie ein Reaktor, immer tickt da eine Zeitbombe."

Bestätigt sieht man sich am Tuniberg durch den Eklat der ähnlich gelagerten Deponie

Würenlingen im schweizerischen Aargau. Dort hatte man auf angeblich grundwassersicherem Standort eine Deponie für nur zwei Millionen Kubikmeter Müll, also ein Zehntel der am Tuniberg vorgesehenen Masse, errichtet. Nach 20 Jahren muß die Anlage jetzt für 80 Millionen Schweizer Fränkli saniert werden.

Hoffnungen setzt man deshalb auf die derzeit laufenden Gutachten des Geologischen Landesamtes in Freiburg. Schließlich liegt der geplante Standort Waltershofen-Merdingen in einem künftigen Landschaftsschutzgebiet, einem regionalen Grünzug, wie das im Amtsdeutsch heißt, im erweiterten Wasserschutzbereich sowie im Zustrom erschließbaren Grundwassers; außerdem würde hier einer der in der Oberrheinebene so raren Feuchtbiotope vernichtet werden.

Von den acht möglichen Deponieplätzen, die ein Gutachten der Stadt Freiburg im Frühjahr 1992 aufzählte, liegen sechs am Tuniberg; gleichzeitig hat der Landkreis vier potentielle Standorte benannt; einzig gemeinsam ist beiden Vorschlägen der Standort Waltershofen-Merdingen.

Trotzdem kann sich am Tuniberg kein Mensch vorstellen, daß hier einmal eine Müllkrone von 325 Meter Höhe als künftige Landmarke am Oberrhein aufgeschüttet wird. Jeder Standort wird durch eine Anlage dieses Ausmaßes samt dem dazugehörigen Lastwagenverkehr kaputtgemacht; jede Gemeinde produziert Müll, jede Gemeinde wird sich gegen eine solche Deponie wehren. Und irgendwohin muß der Müll, selbst noch, wenn er verbrannt werden sollte.

Hier aber geht es nicht nur um einen lokalen Härtefall, auch nicht nur um die 30 bis 40 Hektar Reben, die für das Müllmonster ausgestockt werden müßten. 1975 wurde am Tuniberg die Rebflurbereinigung, Kosten 35 Millionen Mark, abgeschlossen. 20 Millionen Kubikmeter Müll würden diesen Aufwand zunichte machen, den Winzern und Bauern am Tuniberg die Lebensgrundlage entziehen. Denn betroffen wäre im Bewußtsein der Öffentlichkeit eben nicht nur der eingegrenzte Standort, sondern der ganze Tuniberg, der sich gerade als jüngster und qualitativ hervorragender Weinbaubereich mit seinem biologisch orientierten Rebhandwerk am Markt profilieren will.

Wie meinte die Leiterin des Abfalldezernats beim Landkreis Breisgau-Hochschwarzwald: „Das ganze Problem ist rein psychologisch". Auch wenn es um die Zukunft einer ganzen Landschaft geht?

Buchbesprechungen

Wolfgang Hug: Geschichte Badens. 425 S., 95 Abb. und eine Zeittafel, 68.— DM, Theiß-Verlag Stuttgart, 1992

Von vornherein zu bewundern ist der Mut des Autors, sich an eine Aufgabe zu machen, die in einem Band die Geschichte Badens umfaßt, und der Respekt gilt dem Verlag, der dieses Werk herausgebracht hat. Es ist wohl als sicher anzunehmen, daß Autor und Verlag für ihre Mühen belohnt werden, weil diese Geschichte Badens weite Verbreitung finden wird. Die Gründe dafür liegen auf der Hand.

Außerhalb jeden Zweifels ist die Tatsache, daß diese Geschichte Badens „fällig" war. Alle ihre Vorgänge, so qualitätvoll sie im einzelnen auch sind, reichen nicht in die Gegenwart, weil sie zeitlich weit zurückliegen, zum andern blieben sie Torso (Sütterlin) oder konzentrierten sich auf die Geschichte der Dynastien, oder sie sind wissenschaftliche Nachschlagewerke. Prof. Hug, ein vielfach ausgewiesener Kenner der Geschichte Badens und erfahrener Didaktiker zugleich, ließ sich bei der Konzeption des Werkes von Leitfragen bestimmen:

1. Wie sind die Menschen mit der Freiheit umgegangen, also das Problem, was die Badener aus ihrem liberalen Erbe gemacht haben.
2. Wie sah die Lebenswelt der Menschen aus? Was waren die Auswirkungen des Humanismus, der Reformation, Aufklärung und des Reformabsolutismus? Was verhalf Baden letztendlich zu seinem Ruf als „Musterländle"?
3. Was für Innovationen auf dem Gebiet des Geistes, der Kultur und Technik verdanken wir den Menschen dieses Raumes? Diese Erörterungen führen von der Kultur der Reichenau bis zu Hans Thoma, zu Drais und Benz, oder von Hermann dem Lahmen über Hertz bis zu Heidegger.
4. Welche Konflikte hatten die Menschen im Laufe der Geschichte zu bestehen? Investiturstreit, Bauernkrieg, Dreißigjähriger Krieg, die Franzosenkriege, die Revolution 1848/49, die soziale Frage u. v. m. gehören hierher.

Ein großes Programm also, das hier neben den rein historischen Fakten bewältigt werden wollte und die Gliederung des Buches bestimmte, das folgende große Abschnitte aufweist:

1. Südwestdeutsches Erbe aus Altertum und Mittelalter,
2. Von der Vielfalt der Territorien zur Einigung Badens,
3. Baden als Großherzogtum und liberales Musterland,
4. Umbruch und Wandel Badens im 20. Jahrhundert.

Das sind vier Teile zu je zehn Kapiteln und ergeben in der Summe die vierzig Bauteile, aus denen das Buch zusammengesetzt ist. Daß ein Anhang mit Literatur, Zeittafel, Stammtafeln, Personenregister, Bildernachweis und Nachweis der Zitate das Werk abschließt, ist selbstverständlich.

Natürlich war sich der Autor bewußt, daß die Schwierigkeit des Schreibens darin bestand, alles zu einer Einheit zu „komponieren". Und es ist klar, daß er bei der Komplexität des Inhaltes den Mut zur Lücke haben mußte, d. h., daß er Kürzungen mancher Kapital zugunsten anderer vornehmen mußte. Prof. Hug schreibt deshalb in seiner Einleitung, daß diese Geschichte subjektive Züge trägt, was zu akzeptieren ist, denn anders kann man wohl Geschichte nicht schreiben. Und so endet die Einleitung mit folgenden Worten: „Das Ganze sollte keine buchhalterische Chronik der Verläufe werden, vielmehr ging es darum, die Zusammenhänge aufzuhellen und sie kritisch zu durchleuchten, der Wahrheit verpflichtet, wenngleich wir uns der Wahrheit bestenfalls annähern können."

Ist dieses Vorhaben nun gelungen? Diese Frage ist mit einem klaren Ja zu beantworten. Vor allen Dingen hat der Autor eine „lesbare" Geschichte Badens geschrieben, flüssig in guter Sprache und interessant. Diese Tatsache wird dem Buch zusätzliche Leser gewinnen. Hervorzuheben ist auch die Einbindung badischer in die Zusammenhänge europäischer Geschichte. Prof. Hug, den in seinen vorhergehenden Publikationen besonders die Sozialgeschichte, die Lebensverhältnisse beschäftigten, tut dies auch in diesem Buch. Das wird deutlich in den Kapiteln, die den Südbadener besonders interessierten. Es ist ihm der Beweis gelungen, aufzuzeigen, daß unser kleines Land eine große Geschichte hat. Und dies war besonders notwendig in dem Jahr des 40jährigen Jubiläums des Landes Baden-Württemberg. Dafür sei Prof. Dr. Wolfgang Hug herzlicher Dank gesagt.

Vögely

Karl Wörn: Schwetzingen. Tradition und Zukunft. Geschichte — Kultur — Wissenschaft. 4 erweiterte und aktualisierte Auflage. 160 S., reich bebildert. Schwetzingen 1992

Wenn ein Buch innerhalb weniger Jahre vier Auflagen erreicht, dann ist es ein sehr erfolgreiches Buch. Ein solches Werk ist die Geschichte der Stadt Schwetzingen von Karl Wörn.

Die Historie einer Stadt ist ein feines Barometer für alle Zeitereignisse, technischen Fortschritt, Kultur im weitesten Sinne, für das Leben der Bürger schlechthin. Dabei wird deutlich, wie rasch Entwicklungen jedweder Art vor sich gehen, wie schnellebig die Zeit ist, in der wir leben. Dem allem hat ein Autor Rechnung zu tragen, wenn eine Neuauflage seines Buches ansteht. Dies ist Karl Wörn vollauf gelungen.
Basierend auf der bewährten Konzeption der ersten Auflage, hat er die Stadtgeschichte Schwetzingens in einer Weise aktualisiert, die alles Wesentliche einbezieht. Als Beispiele seien die archäologischen Ausgrabungen im Gewann Schälzig und die daraus resultierenden Erkenntnisse genannt, die Probleme der Ökologie, des Natur- und Landschaftsschutzes fehlen ebenfalls nicht, denn sie sind es, welche die Städte in einem zunehmenden Maße fordern. Es fehlen auch nicht heutige Organisationsstrukturen einschl. der Vorgänge um die Schnellbahntrasse u. v. m. Damit wird der Stadtentwicklung Rechnung getragen, ohne daß das fehlt, was das spezifische Flair Schwetzingens ausmacht, das zum großen Teil aus der Vergangenheit erwachsen ist: Schloß und Schloßgarten, die Sommerresidenz der Kurfürsten also, die Glanzzeit der kurpfälzischen Ära, die mit Karl Theodor verknüpft ist, Kunst und Wissenschaften bis hin zu den berühmten Schloßfestspielen. Und Spargel- und Tabakanbau dürfen dabei nicht fehlen. Das alles ergibt in der Summe das Bild einer liebenswerten Stadt, deren Geschichte alle Höhen und Tiefen der Jahrhunderte aufweist, die aber immer Bürger besaß, die arbeitsam, aufgeschlossen und wach für ihre Heimatstadt sorgten und es heute noch tun. Karl Wörn hat die Geschichte Schwetzingens lebendig, interessant, vollkommen genügend informierend und vor allem flüssig und deshalb gut lesbar geschrieben. Das macht seinen Erfolg aus, der durch die ausgezeichnete verlegerische Betreuung und das enorme Bildmaterial, für das Walter Koch verantwortlich zeichnet, noch vertieft wird.
Vögely

Hermann Klippel: Nora am Lenkrad. 119 S. mit 12 Zeichnungen von Margarete Krieger, 18.— DM. Heidelberger Verlagsgesellschaft, 1991
Hermann Klippel, der seit 1964 in Heidelberg lebt, ist ein vielseitiger Autor, wie auch seine Vorstellung im „Heidelberger Lesebuch" des Braun-Verlages, Karlsruhe, ausweist. Seine Liebe gehört wohl den kleineren Literaturformen, u. a. den Kurzgeschichten, wie sie in dem vorgelegten Band versammelt sind. Klippel erweist sich als guter Erzähler, der in diese Geschichten seine Lebenserfahrungen einbringt. Es sind Betrachtungen des Verhaltens der Menschen in alltäglichen Situationen, ironisch, kritisch, treffend. Die Kurzgeschichten sind spannend und machen zugleich oft nachdenklich, und manchmal fühlt sich der Leser selbst getroffen. Eine große Menschenkenntnis und geistiges über den Dingen Stehendes spricht aus ihnen.
— y —

Margarete Bernhardt: New York und nicht zurück. Erzählungen. 116 S., br. 16,80 DM. Edition Braun-Verlag Karlsruhe, 1992
Frau Bernhardt, die in Königsbach bei Karlsruhe geboren wurde und in Baden-Baden aufwuchs, ist eine Entdeckung im Umfeld unserer literarischen Heimat. Da gestaltet eine kluge Frau mit soliden sprachlichen Mitteln ihre Fahrt nach New York mit der Absicht ein Jahr dort zu bleiben. Sie bleibt aber hängen, der Moloch New York läßt sie nicht mehr los. Was an diesen Geschichten so interessant ist, das ist die überlegen, oft ironische, treffende Beschreibung des „american way of life." In diese Szenen hineingenommen ist viel Autobiographisches, sympathisch offen geschildert. Und so wird es verständlich, daß die Autorin aus zwei Gründen diese beeindruckenden Geschichten gestaltet hat, einmal, um das Leben in New York ertragen zu können, und zum anderen das doch permanent immer vorhandene Heimweh von der Seele zu schreiben.
— y —

Matthias Kehle: Elfmeterschießen, Erzählungen. 116 S., 16,80 DM. Edition G. Braun, Karlsruhe, 1992
Der 1967 in Karlsruhe geborene und an der dortigen Universität Literaturwissenschaft, Mediävistik und Soziologie studierende Autor legt mit diesen Erzählungen sein erstes Buch vor. Deshalb ist es auch nicht verwunderlich, daß die Geschichten unterschiedlicher Qualität sind, weil hier ein junger Autor seinen Stil sucht. Das ist selbstverständlich, wenn einer mit Ernst versucht, sich schreibenderweise zu artikulieren und seine Beobachtungen menschlichen So-Seins zu Papier zu bringen. Diese Bemühungen sind unverkennbar, wenn auch die stilistischen und sprachlichen Mittel oft nicht Schritt halten können. Gutes wechselt mit Banalem ab, und manches wäre vielleicht besser von der Veröffentlichung zurückgehalten worden, Trotzdem: Man darf auf die weitere Entwicklung des jungen Autors gespannt sein.
— y —

Gesellschaft zur Förderung der Kunst und Medientechnologie e. V. Hrsg.: Medienkunst. Jahrbuch der Gesellschaft zur Förderung der Kunst und Medientechnologie e. V., 1991, Braun-Verlag, Karlsruhe
Unter der Redaktion von Michael Hübl kommen in diesem Jahrbuch hochrangige Spezialisten zu Wort. Prof. Dr. René Berger, Medienwissenschaftler, Lausanne/Paris, schrieb den anspruchsvollen

und informativen Aufsatz „Vom Entstehen einer Technik-Kultur" und geht dabei der Frage nach, ob es „Mensch-Maschinen-Werte" gibt. Weitere Mitarbeiter sind der Karlsruher Journalist Michael Hübl („Der rastlose Blick"), der stellvertretende Vorsitzende der Gesellschaft Dr. Andreas Vowinkel („Michel Waisvisz, ‚The Archaic Symphony' in Karlsruhe"), Frau Prof. Fany Solter („Peter Eötvös-Musiker, Techniker, Dirigent und Lehrer"). Ein Bericht über die Tätigkeit der Gesellschaft und die Förderer des Jahrbuches runden das Heft ab, das allen an Medienkunst Interessierten als Lektüre und Information zu empfehlen ist. — y —

Hermann Rambach: Waldkirch und das Elztal, Band II Geschichte in Daten, Bildern und Dokumenten. Die geschichtlichen Vorgänge von 1800 bis 1899. Mit vielen zeitgenössischen, teils farbigen Abbildungen. 572 S., DM 60,—, Waldkircher Verlag, 1991

Der verdienstvolle Heimatforscher Hermann Rambach hat seinem großen Werk „Waldkirch und das Elztal" den zweiten Band hinzugefügt. Er hat dabei die bewährte Konzeption des ersten Bandes beibehalten und das 19. Jahrhundert in Annalenform aufgegliedert. Als Motto diente das Schillerwort: „Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit . . .", das für diesen Zeitraum wahrhaftig zutrifft, und das nicht nur für Waldkirch und das Elztal. Rambach hat den Band in zwölf Kapitel eingeteilt, welche den Ablauf der Geschichte aufzeigen und die Wahrheit des Schillerwortes beweisen: Herzoglich Modenesisch-Großherzogtum Baden — jeder stark allein, stärker im Verein (Entstehung der Vereine, Zünfte usw.) — Mit Mann und Roß und Wagen, hat sie der Herr geschlagen (Napoleonzeit) — Die gute alte Zeit — Trara, die Post ist da — Morgenrot der deutschen Einheit und Freiheit — Der Freiheitstraum ist ausgeträumt — Deutscher Bruderkrieg — Ein Krieg wird heraufbeschworen — Unter dem Flügelrad — Der Kaiser kam. Hinter diesen allgemeinen und zeitumfassenden Überschriften verbergen sich nicht nur historische Abläufe, sondern auch für Waldkirch und das Elztal relevante soziale Aspekte (uneheliche Kinder, Kindersterblichkeit, Kinderarbeit, Not und Elend vor und nach der Revolution 1848/49, die Industrialisierung, die Märkte usw.) und spezifisch Waldkircher Geschehnisse. Die Verbindung der großen geschichtlichen Veränderungen des 19. Jahrhunderts mit den heimatlichen und regionalen Belangen, das macht auch diesen Band so interessant, weil er zeigt, daß große Politik in ihren Auswirkungen bis in die ärmste Hütte ausstrahlt. Daß dies bei tabellarischer Anreihung möglich ist, beweist wieder einmal das Wissen und Können des Autors. Er hat eben den Blick für das Wesentliche und kann es dann so präsentieren, daß es den Leser gefangen nimmt, weil das Leben, wo man es anpackt, interessant ist.

Tiefgründiges Quellenstudium ist bei Hermann Rambach selbstverständlich, der sehr umfangreiche Quellen- und Literaturnachweis, dem sich das Orts-, Namen- und Sachregister anschließen, ist imponierend. Der Band ist ausgezeichnet bebildert. Und wo gibt es ein ähnliches Werk, das über einen 148seitigen Bildteil verfügt? Es ist erstaunlich, was da an Quellenauswertung und graphischen Darstellungen, Stichen, Gemälden, Zeichnungen zusammengetragen wurde. Waldkirch und das Elztal sind um diese vorzügliche Chronik zu beneiden, die vom Verlag gleich vorzüglich betreut wurde. — y —

Rolf Schöndienst: Malerische Mainau. Farbaquarelle von der Blumeninsel vom Bodensee mit Texten von Gerhard Krieg, Susanne Schairer, Fritz Schray und Gisela Teufer. 90 S., 41 Farbabb., DM 29,80, Silberburg-Verlag, Stuttgart

Über die Insel Mainau Worte zu verlieren, ist nicht notwendig, sie ist für jedermann ein Inbegriff der Blumenpracht, des Schönen also, des gärtnerisch Vollendeten inmitten des Bodensees. Und eigentlich ist es auch selbstverständlich, daß diese Insel die Maler anziehen muß, weil die farbfrohen Augen eines solchen Künstlers hier alles finden, was sie begeistern kann, und dies zu allen Jahreszeiten. Rolf Schöndienst hat die Mainau aquarelliert vom frühen Frühjahr bis in den späten Spätherbst hinein und Bilder geschaffen, die beeindrucken, weil sie aus einem Guß sind, mit raschem Pinsel gestaltet, die Atmosphäre der Blumeninsel treffend wiedergebend. Der Gang durch das Jahr auf der Mainau anhand der Aquarelle dieses Malers ist ganz einfach schön, die Aquarelle von hoher Qualität.

Die den Blättern beigegebenen Texte interpretieren diese sehr lyrisch. Das Buch, das den ungezählten Mainau-Freunden sehr zu empfehlen ist, wurde vom Verlag vorbildlich betreut. — y —

Wilfried Wackerfuß: Kultur-, Wirtschafts- und Sozialgeschichte des Odenwaldes im 15. Jahrhundert. Die ältesten Rechnungen für die Grafen von Wertheim in der Herrschaft Breuberg (1409—1484). Verlag Breuberg-Bund, 6127 Breuberg-Neustadt, 1991, 524 S., zahlr. Abb., Karten, Tabellen, Stammtafel, 38,— DM.

Die ältesten Rechnungen für die Grafen von Wertheim, Herrschaft Breuberg, stammen aus den Jahren 1409—1484. Rechnungen sind im allgemeinen ein trockener Stoff. Wer sie aber zu lesen weiß, entdeckt schnell, daß dahinter das Leben der damaligen Zeit liegt, und das ist allemal interessant. Die Lebensbedingungen in den Haushaltungen der Grafen Michael I. (1400—1440) und Wilhelm I.

(1421—1482) werden offen gelegt und so auch die der Untertanen und Bediensteten am Hof bis hinunter zum Gänshirten, der Schultheißen und Handwerker, die im Lohn der Grafen standen. Daran kann man die Abhängigkeitsverhältnisse und Strukturen gräflicher Verwaltung im Spätmittelalter ablesen. Ergänzend veröffentlicht der Autor dazu die Dienstanweisungen für Amtleute, Förster usw. Man gewinnt Einblick in Handel und Gewerbe, Agrarwirtschaft, Kleiderordnung und Dinge des täglichen Lebens wie Gewichte, Maße, Löhne und Preise. Orts-, Personen- und Sachregister runden den Band ab. Mit diesem Buch legt der Autor ein Werk vor, in dem ein riesiges Material bewältigt und ausgewertet wurde, und eine jahrelange intensive Archivforschung war dazu Voraussetzung. Nur so konnte die ausgezeichnete kulturgeschichtliche Arbeit gelingen. — y —

Heinrich Hansjakob: Sancta Maria. Sechs Vorträge, gehalten in der Fastenzeit 1893 in der Kirche St. Martin in Freiburg. 112 S., 28,— DM. Waldkircher Verlag 1992

Die sechs Predigten, die Hansjakob in der Fastenzeit in seiner sehr gut besuchten Kirche gehalten hat, hat er unter das Wort „Der Wert des Menschen steht im Verhältnis zur Achtung, die er für seine Mutter gehabt." (Dupanloup) Folgerichtig waren deshalb Hansjakobs Themen: Die Mutter Gottes. Die Mutter und der Sohn. Die Mutter und das Kreuz. Maria, unsere Mutter. Maria und ihre Verehrung. Maria und ihre Verherrlichung. Diese eindrucksvollen Predigten, die Hansjakob als volksnahen Prediger von Format ausweisen, hatten vier Auflagen bei Herder und wurden jetzt im Waldkircher Verlag neu aufgelegt, ein Beweis dafür, daß die Predigten auch heute noch von Interesse sind, weil sie in ihrem theologischen Gehalt nie veralten. — y —

Kath. Pfarramt St. Laurentius Kürzell, Pfarrer Norbert Lorenz: St. Laurentius Kürzell. Festschrift zum Anlaß der Kirchenrenovation 1988-1991

Pfarrer Norbert Lorenz schreibt zu seiner Schrift „St. Laurentius Kürzell": „Der ursprüngliche Gedanke für die Entstehung dieser Schrift war, kurz die (Bau-)Geschichte der Kirche in Kürzell (incl. Vorgängerbauten) aufzuzeigen, doch wie das dann so ist, wenn man in eine Sache etwas weiter hineinsteigt, hat sich das Ganze kräftig erweitert, und es ist mehr oder weniger ein Querschnitt durch die Geschichte der Kirchengemeinde von Kürzell (und ein Stück weit auch darüber hinaus) geworden, wenn dazu natürlich auch noch viel mehr zu berichten wäre — die Archive sind ja umfangreich." Das stimmt tatsächlich. Durch exaktes Aktenstudium gelang dem Autor nicht nur eine aussergewöhnliche interessante und flüssig dargebotene Schrift über die ehrwürdige St. Laurentiuskirche und ihre Renovation 1988—1991, sondern auch ein wertvoller Beitrag zur Ortsgeschichte. Der Kirchengemeinde hat ihr Pfarrer eine Schrift von dokumentarischer und bleibender Bedeutung geschrieben, die auch kommenden Geschlechtern dient. Wechselvoll wie die Zeiten sind die Geschikke der Kirchenbauten, immer aber haben Menschen ihre Kirchen als Ort ihres Glaubens zu erhalten gewußt, auch wenn es schwere Opfer forderte. Davon gibt diese Schrift Zeugnis. PE

Hermann Ebeling: Kleiner Stadtführer durch Rastatt. 60 S., 9,80 DM, Braun-Verlag Karlsruhe 1992

Dr. Ebeling gibt in gewohnt interessanter Weise zunächst einen geschichtlichen Überblick, zusammenfassend, aber völlig genügend informativ. Und die Geschichte Rastatts gibt ja einiges her, angefangen von dem Schreckensjahr 1689 über den „Türkenlouis", Sybilla Augusta, das Barockschloß, dem Rastatter Gesandtenmord bis hin zur Festung und in die Neuzeit. Derart vorbereitet, kann der Besucher mit dem handlichen und gut bebilderten Stadtführer auf Erkundung gehen, die er nicht bereuen wird. — y —

Paul Schick/Rudolf Lehr: Perkeo lacht. Humor aus der Kurpfalz. 159 S., mit 41 Zeichnungen von Annette Swoboda, 18,— DM, Heidelberger Verlagsanstalt 1991

Die hier vorgelegte Sammlung hat wie jede dieser Art ihr Für und Wider. Auf der einen Seite werden wirklich gute Witze und pfälzische Anekdoten gesammelt, auf der anderen lassen sich wohl Witze nicht vermeiden, die man als Wanderwitze bezeichnen kann, weil man sie in allen solchen Sammlungen findet. „Perkeo lacht" bringt aber den typisch kurpfälzischen Humor mit seiner Schlagfertigkeit und Direktheit gut zur Wirkung, sodaß der Leser nicht nur schmunzeln und sich freuen kann, sondern auch manches über die kurpfälzische Mentalität erfährt. PE

Gudrun Reinboth: Als unsere Liebe zornig wurde. Gedichte. 77 S. 14,— DM. Heidelberger Verlagsanstalt, 1991

Aus dem Klappentext, der über Gudrun Reinboth Auskunft gibt, ist zu schließen, daß sich mit ihren Gedichten eine Frau zu Wort meldet, welche die Höhen und Tiefen des Lebens kennt, eine Frau, die sich mitmenschliche Beziehungen angelegen sein läßt, Kinder liebt, das Ihre für den Frieden und der Erhaltung der Umwelt beitragen will. Diese Hal-

tung bestimmt die Themen ihrer Gedichte. Beherrschung der modernen Stilmittel, sicheres Sprachgefühl, deshalb hohe Qualität der Sprache, klare Gedankenführung, dies alles gelang der Autorin in ihren Gedichten umzusetzen. Da stecken viel Bemühung und Verantwortung der Sprache gegenüber in den Versen. Hier wird dem Leser eine beeindruckende Lyrik zu einem wirklich erschwinglichen Preis geboten. — y —

Ulf Rathje (Bearbeiter): Die Straßennamen der Stadt Pforzheim, ihre Herkunft und Bedeutung. Materialien zur Stadtgeschichte, herausgegeben vom Stadtarchiv Pforzheim, Band 3, 1992, 144 S., mit Übersichtskarte

Straßennamen spiegeln Geschichte und Kulturgeschichte einer Stadt wider, auch in Pforzheim sind sie ein „Spiegel der Geschichte", besonders für die Zeit nach 1945. In seiner Einleitung weist dies der Leiter des Stadtarchivs, Dr. Becht, überzeugend nach. Der Leser erfährt die Anlässe der Straßenbenennungen und die Gruppen der Namengeber: Künstler, Politiker, berühmte Persönlichkeiten der Stadt, Flora und Fauna. Der ganze Einfallsreichtum bei der Wahl der Straßennamen wird da deutlich. Die Pforzheimer Straßennamen folgen einander in alphabetischer Reihe, und das Verzeichnis wurde mit viel Akribie und Zuverlässigkeit erstellt. Eine wichtige Informationslücke wurde so geschlossen. — y —

Hartwig Haubrich, Wolfgang Hug, Herbert Lange: „Das große Buch vom Schwarzwald." 215 S., 391 Abb., Großformat, 89,— DM. Theiß-Verlag Stuttgart, 1991

Verfasser und Verlag haben sich bei der Konzeption des vorliegenden Bandes viel vorgenommen, eine Notwendigkeit, sollte das zu schaffende Buch sich abheben von der Flut der gerade in letzter Zeit entstandenen Schwarzwaldbüchern.

Wenn sich drei Professoren einer Hochschule zusammentun, um „Das große Buch des Schwarzwaldes" zu schreiben, so ist das zunächst noch keine Garantie für das Gelingen des Vorhabens. Die Möglichkeit, daß da jeder seine Fächer hervorheben und zur vollen Geltung bringen will und damit die Gesamtzusammenschau verloren geht, besteht sicher, didaktische Überlegungen und Erfahrungen der Professoren der Pädagogischen Hochschule Freiburg hingegen waren natürlich vorauszusetzen. Auf das „Zusammenspiel" der drei Wissenschaftler also kam es an, und es sei gleich gesagt, daß dies glänzend gelungen ist, fast ein Wunder. Prof. Dr. Hartwig Haubrich behandelte die Natur- und Sozialgeographie des Schwarzwaldes, Prof. Dr. Wolfgang Hug die Geschichte und Volkskunde, Prof. Dr. Herbert Lange die Biologie und Ökologie. Allen drei Autoren ist es durch ihre reibungslose Zusammenarbeit gelungen, den Reichtum und die Vielfalt des Schwarzwaldes in allen Perspektiven aufzuzeigen und ein faszinierendes Mosaik dieser Landschaft zu schaffen. Der didaktischen Erfahrung der Professoren ist es zu danken, daß da kein Lese- und Bilderbuch, wie es viele gibt, entstanden ist, sondern ein Werk, das „systematisch, kritisch und problemorientiert in die Zusammenhänge" einführt. Kurz gesagt, was dem Leser und Betrachter in die Hand gelegt wird, ist ein modernes und für jedermann verständliches Lehrwerk, das mit Klischees und Vorurteilen aufräumt, Einblick in die tieferen Zusammenhänge dieser komplexen Landschaft mit ihren Bewohnern gewährt und Anregungen zum eigenen Erkunden gibt.

Die Gliederung des Buches zeigt die breite Fächerung der Themen und deren Aufbereitung. Ausgehend von der Tatsache, daß man die erdgeschichtliche Entwicklung des Schwarzwaldes betrachten muß, weil daraus die Landschaft und der Lebensraum der Menschen geworden sind, kommt zunächst die Geologie zu Wort: Urgestein und Rumpfflächen, Tafelberge und Hochplateaus, Graben und Vorberge, Land unter Eis, Täler und Terrassen. Wetter, Jahreszeiten, Klima schließen sich an. Dann wird die entscheidend wichtige Rolle des Waldes untersucht: Wald — mehr als die Ansammlung von Bäumen, Beeinflussung des Klimas, bevor die Menschen kamen, Felsen, Moore, Lawinenbahnen, belasteter Wald — einst und jetzt, Urbarmachung des Waldes, vieler Herren Land usw. Die Geschichte schließt sich an: Bauernkrieg, die Salpeterer im Hotzenwald, von Napoleons Gnaden, die 1848/49er Revolution, der 2. Weltkrieg, Zerstörung und Wiederaufbau. Die schönen Städte und malerischen Städtchen erscheinen: Freiburg, Zähringerstadt und Metropole, Pforzheim, Calw, Freudenstadt, Villingen, Waldshut, Reichsstädte im Kleinformat, alte und neue Residenzen. Es folgen hochinteressante Abschnitte, welche die Volkskunde und die Arbeits- und Wohnverhältnisse auf dem Wald betreffen: Bräuche, Feste, Trachten, Fasnet, der Schwarzwald im Lied und in der Volksdichtung, Hebel und Scheffel, Hansjakob, Reinhold Schneider und Hermann Hesse, die Schwarzwälder Maler, vorab Thoma, Liebich, Hasemann, die Holzschnitzer, die vielen Klöster- und Pfarrkirchen, die Veränderung der Dörfer, die Hausformen, der einschneidende Wandel auf dem Bauerhof, die schwierige Lage der Berglandwirtschaft also, die wichtige Rolle des Bauern als Landschaftspfleger und schließlich der Schwarzwald als Erholungslandschaft mit der ihr eigenen Problematik.

Nachdenklich machend und die Erkenntnis bringend, daß mit den Zeiten „kein ew'ger Bund zu flechten", daß alles Leben dem Wandel unterworfen ist, bringt das für den Schwarzwald so wichtige

und ganz auf seine Eigenart zugeschnittene Kapitel „Arbeit und Wohnen." Es befaßt sich mit den Eisen- und Glashütten, dem Rohstoff Holz, zeigt die Entwicklung der „Zeugle-Hausweberei" zum modernen Textilbetrieb, Maschinen für moderne Technologie, die den von vielen Ursachen abhängenden Rückgang der Textilindustrie z. B. im Wiesental nicht verhindern konnten, die Gewinnung von Energie aus Wasser, Straßen und Eisenbahnen. Ein beeindruckendes Kapitel Sozialgeschichte zeigt das Arbeiten, Wohnen und Schlafen in einem Raum, Verhältnisse, die einem den Schauder über den Rücken jagen und uns Hochachtung einflößen vor dem unglaublichen Arbeits- und Lebenswillen der armen Heimarbeiter mit ihren Frauen, der Strohflechter, der Schnefler, der Bürstenmacher und vor allem der Weber. Natürlich findet auch die Entwicklung der Uhrenindustrie, „Wiege der High-Tech-Industrie", ihren gebührenden Raum.

So ein Werk kann nicht enden, ohne auf Natur- und Umweltschutz einzugehen, deren Problematik gerade im Schwarzwald allgemein bekannt ist, und Entwicklungsziele aufzuzeigen. Mögen diese bemerkenswerten Ausführungen dazu beitragen, bei den Verantwortlichen den Umdenkungsprozeß zu beschleunigen.

Die Geschichte des Schwarzwaldvereins, die in diesem Buch ihren rechten Platz hat, schließt das Werk ab. Hervorragende Teamarbeit zwischen Autoren und Verlag, der ein hohes Maß an Verständnis aufgebracht hat, haben ein Buch ermöglicht, das zu einem Standartwerk des Schwarzwaldes geworden ist. Es hebt sich in Niveau und Problemstellung weit von üblichen Schwarzwaldbüchern ab. Es ist ausgezeichnet bebildert, namhafte Fotografen waren am Werk, und wurde verlegerisch sehr sorgfältig betreut. „Das große Buch vom Schwarzwald" gehört in die Hand jedes Schwarzwaldfreundes und in die Bibliotheken der Schulen und Gemeinden der Region. Vögely

Autoren dieses Heftes

Rudi Arnold
Hauptgeschäftsführer und Präsidialmitglied des Badischen Sportbundes Karlsruhe
Badischer Sportbund, Stephanienstraße 86, 7500 Karlsruhe

Badische Beamtenbank
Postfach 14 28, 7500 Karlsruhe

Dr. Joachim Becker
Oberbürgermeister der Stadt Pforzheim
Neues Rathaus, 7530 Pforzheim

Dr. Rolf Böhme
Oberbürgermeister der Stadt Freiburg
Rathaus, 7800 Freiburg

Liane Borell
Hindenburgstraße 80,
7513 Stutensee-Friedrichstal

Dr. Wolfgang Bruder
Oberbürgermeister der Stadt Offenburg
Rathaus, 7600 Offenburg

Michael Ertz
Dekan i. R.
Reuchlinstraße 14 b, 7518 Bretten

Prof. Dr. Adrien Finck
47, route Meinau, F-67100 Strasbourg

Dr. Carlheinz Gräter
Eichendorffstraße 21,
6969 Bad Mergentheim

Heinrich Hauß
Weißdornweg 39, 7500 Karlsruhe 31

Prof. Wolfgang Hug
Hagemattenstraße 30, 7800 Freiburg

Dr. Meinhold Lurz
Schmitthennerstraße 37, 6900 Heidelberg

Dr. Bernhard Maier
7630 Lahr

Dr. Hermann Person
Regierungspräsident a. D.
Hammerschmiedstraße 12, 7800 Freiburg

Bernd J. Schorn
Badischer Sängerbund Karlsruhe
7500 Karlsruhe

Wolfgang Sieber
Badisches Staatstheater Karlsruhe
7500 Karlsruhe

Prof. Gerhard Seiler
Oberbürgermeister der Stadt Karlsruhe
Rathaus, 7500 Karlsruhe

Ludwig Vögely
Tiefentalstraße 35, 7500 Karlsruhe

Errata:
Im Heft 2/1992 wurde aus Versehen der Beitrag Manfred Hildenbrands „Heinrich Hansjakobs Erzählung *Der Engel von Fahl* endlich gefunden" nicht ins Inhaltsverzeichnis aufgenommen. Der Beitrag ist auf Seite 291 zu finden.